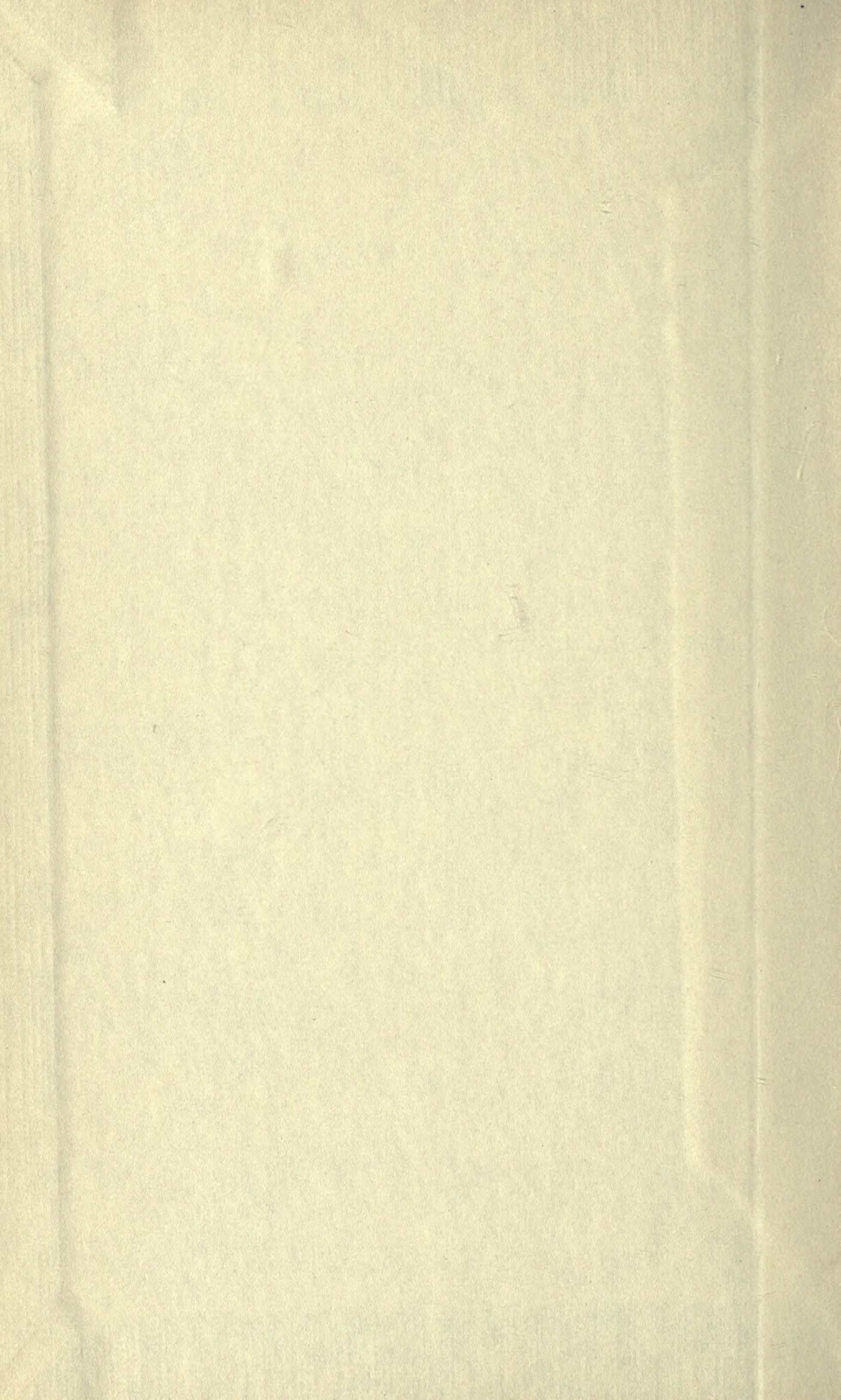
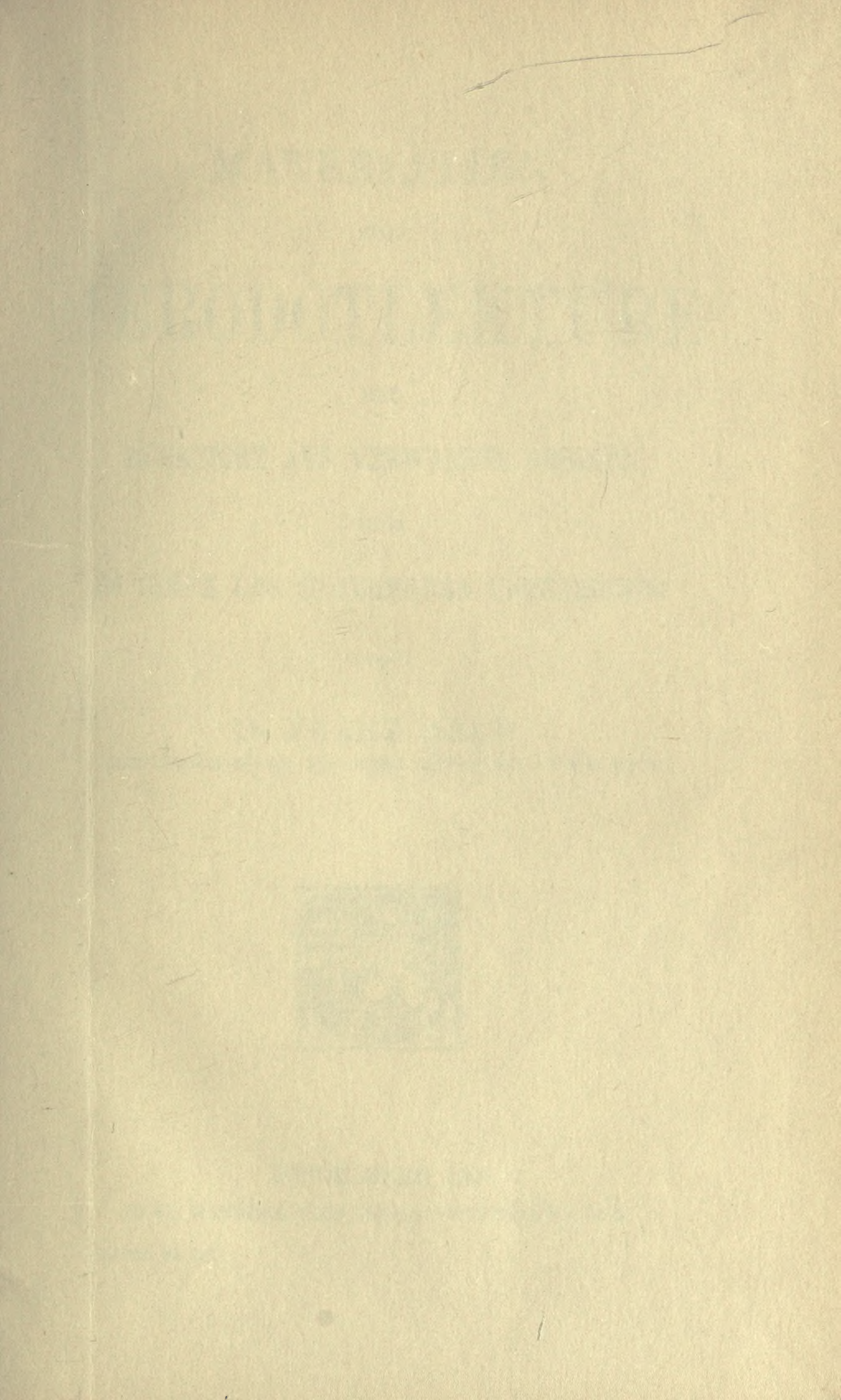
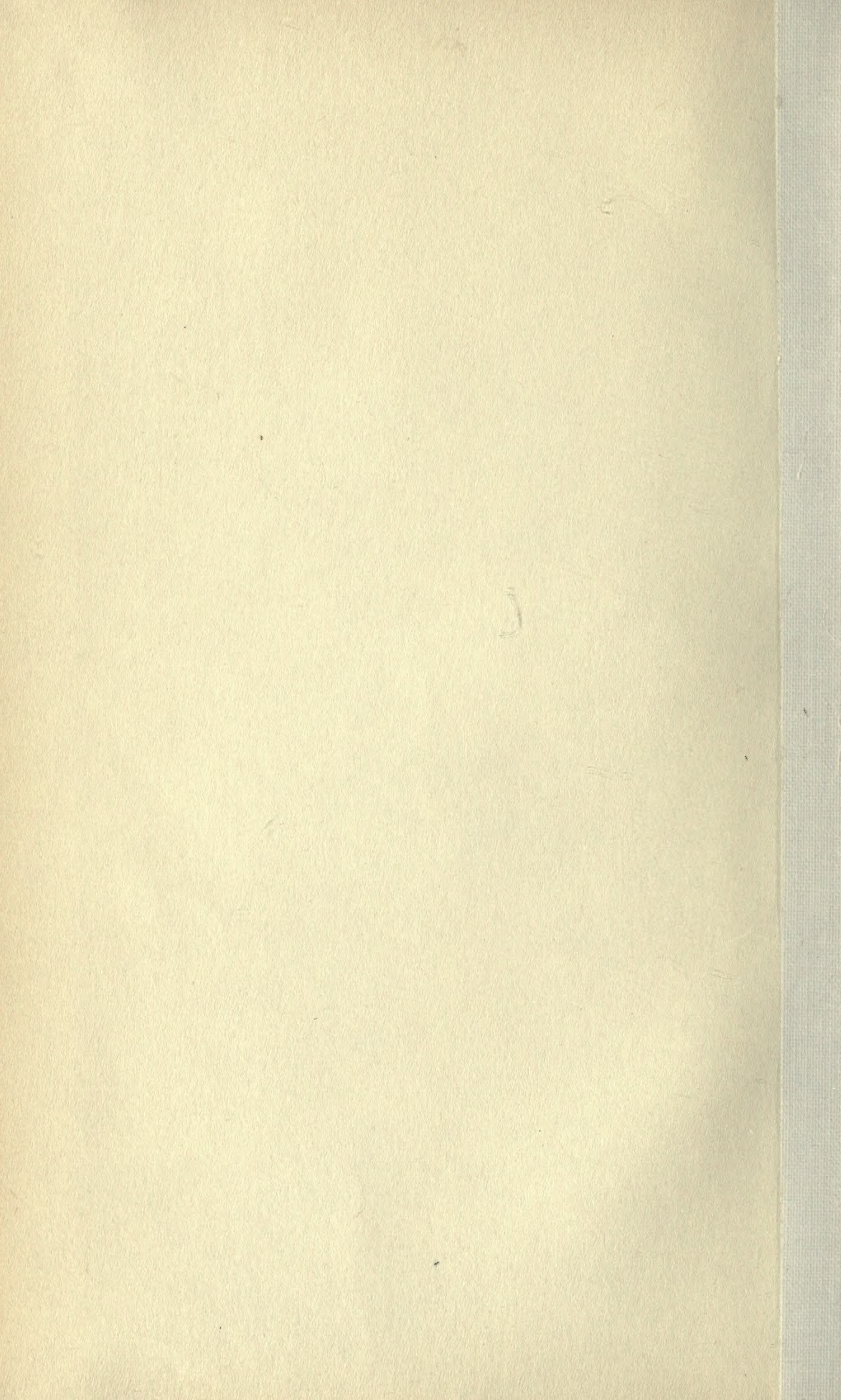








MATERIALIEN

ZUR

HERODOTLEKTÜRE

MIT

RÜCKSICHT AUF VERWANDTE GEBIETE

UND

IM SINNE DES ERZIEHENDEN UNTERRICHTS

VON

DR. FRANZ HELM

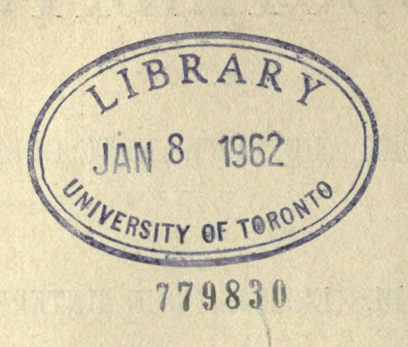
DIREKTOR DES GROSSH. HESSISCHEN OSTERGYMNASIUMS ZU MAINZ.



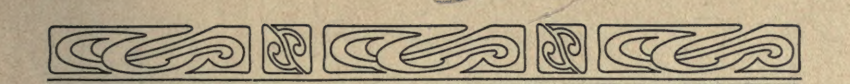
HEIDELBERG 1908

CARL WINTER'S UNIVERSITÄTSBUCHHANDLUNG.

Verlags-Archiv Nr. 226.



C. F. Wintersche Buchdruckerei.



Vorwort.

„Es steckt viel pädagogischer Stoff und pädagogischer Sinn im Herodot.“
Otto Willmann, Pädag. Vorträge.

Praktischer Zweck der vorliegenden Arbeit ist, Stütze und Anregung zu geben für denjenigen Lehrer, der mit den Schülern die Fahrt durch das Meer der von Herodot gebotenen Erzählungen, Beschreibungen, Schilderungen und Betrachtungen aller Art zum erstenmal antritt, und der diese Fahrt möglichst genußreich und nutzbar für die Erziehung im allgemeinsten Sinne zu gestalten bestrebt ist.

Ebenso soll auch dem Elternhause sowie den Freunden des humanistischen Gymnasiums, aber auch weiteren Kreisen ein Einblick geboten werden in die geistige Werkstätte der Schule. Sie alle können eine Anschauung gewinnen, wie etwa heutzutage ein Schriftsteller des klassischen Altertums mit den Schülern in Hinsicht auf seinen Inhalt und dessen pädagogische Verwertung gelesen werden kann.

Mit diesen Sätzen leitete ich im Jahre 1900 den ersten Teil meiner „Materialien zur Herodotlektüre“ ein; er erschien als Beilage zum Programm des Ludwig-Georgs-Gymnasiums zu Darmstadt; ihm folgte 1903 der 2. Teil als Beigabe zu dem Jahresbericht der Realschule und des Progymnasiums zu Bingen.

Beide Teile der Materialien scheinen sich für ihre Zwecke brauchbar erwiesen zu haben. Das darf ich besonders aus den zahlreichen Zuschriften von Schulmännern weitester Kreise schließen, die mir im Laufe der Zeit zugegangen sind. Fast alle fanden sich auch veranlaßt, den Wunsch auszusprechen, daß die „Materialien“ im Buchhandel erscheinen möchten. Deswegen habe ich mich entschlossen, dem Anerbieten des jetzigen Verlegers Folge zu leisten.

Im allgemeinen spricht jeder Schriftsteller für sich selbst und wirkt, wenn lange genug gelesen, durch seine eigne Kraft. Aber wenn er im Unterricht jugendlichen Menschen gegenübertritt, bedarf er einer besonderen Erschließung. Ein Vermittler, ein Sprecher wird notwendig. Dies gilt in noch höherem Maße von einem antiken Klassiker, wenn er auf unsere Jugend lebendig wirken soll. Ohne das verständnisvolle Zutun des Lehrers ist er oft so wenig wirksam, daß man ihn beinahe mit einem musikalischen Instrumente vergleichen möchte, das eben gespielt sein will. Auch der Schriftsteller will behandelt sein. Darum werden mit ihm verschiedene Lehrer nie die gleiche Wirkung auf Schüler erreichen. Die Wissenschaft allein genügt nicht, die Kunst der Darbietung muß hinzutreten. Die Blüte soll aber nicht zerpflückt, sondern ihre Pracht nur in das richtige Licht gesetzt werden. Die Weihe der Auffassung darf man nicht durch Äußerlichkeiten stören, vielmehr muß für sie in den Schülerherzen die richtige empfängliche Stimmung geschaffen werden.

Dazu gehört für den Lehrer viel Übung und Vorbereitung, welche die unerläßliche Bedingung des jeweiligen Erfolges im Unterricht ist, sodann vor allem die Gabe, aus der alten Welt mit ihren zum Teil eigenartigen Anschauungen in die Welt unseres modernen Empfindens eine Brücke zu schlagen, ferner die Geschicklichkeit, das Gedankenspiel klarzulegen, die Schönheit der Darstellung aufzudecken und dazu noch die Kunst, auf den mannigfaltigen Anschluß an den Gedankenkreis des Lernenden Bedacht zu nehmen und ebenso fruchtbare Beziehungen im Autor selbst und über ihn hinaus zu knüpfen, damit dem Interesse fortwährend neue Nahrung zugeführt wird; denn dieses ist doch nach der Lehre der Psychologie eine Hauptquelle geistiger Regsamkeit und selbständiger Stellungnahme.

Die dadurch bedingte Inanspruchnahme der geistigen Kraft wird nicht erlahmend und ermüdend wirken, sondern ein wohltuendes Gefühl geistiger Befriedigung und Erstarkung hinterlassen. Derjenige Lehrer aber, der den Schriftsteller bei seinen Schülern nicht zur richtigen Geltung zu bringen weiß, versündigt sich an ihm, weil dann die Schüler den Autor langweilig finden, während die Langeweile ganz andere Ursachen hat.

Das Geschichtswerk des Herodot ist als eine Riesensammlung zu betrachten von Schätzen mancherlei Art. Es kommt

eben darauf an, sie wahrzunehmen und zu würdigen, um sie dann den Errungenschaften anderer Unterrichtsgebiete zum Zwecke gegenseitiger Klarstellung und Festigung anzugliedern und aus ihnen gemeinsam die Mittel zu entnehmen zur geistigen und sittlichen Bildung des Schülers.

Freilich führen verschiedene Wege zu diesem Ziel. Denn die Persönlichkeit des Lehrers ist Mittelpunkt des ganzen Unterrichts. Dementsprechend wird auch die Behandlung eines Schriftstellers stets eine besondere Färbung bekommen bei jedem Lehrer, der sich aus Liebe zur Sache und zu seinen Schülern mit ganzem Herzen in den Schriftsteller versenkt.

Und diese Vertiefung ist bei Herodot um so nötiger, weil die Schönheiten nicht, wie bei vielen anderen Schriftstellern, auf der Oberfläche liegen. Gewiß ist sehr viel Herrliches und Erbauliches bei dem Historiker der Perserkriege gar nicht zu übersehen; aber es gehört oft wieder ein recht geübtes Auge dazu, um didaktisch bedeutsame Einblicke zu erschließen und Aussichten auf anderes zu eröffnen. Wer sich recht umsieht, wird unzweifelhaft zu dem Ergebnis kommen, daß Herodot in reicher Abwechslung eine Vielseitigkeit von Interessen befriedigt, die geradezu staunenswert ist. Wer dagegen nach dieser Seite zu wenig tun sollte, der wird sich allerdings mit ungestilltem Bedürfnis den falschen Klagen derjenigen anschließen müssen, welche die Herodotlektüre auf die Dauer ermüdend finden.

Die Herodotlektüre ist nach den Bestimmungen des hessischen Lehrplans besser gestellt als in Preußen, insofern Herodot für die Obersekunda der hessischen Gymnasien der einzige Prosaiker ist, während sich nach den in Preußen geltenden Vorschriften in die neben Homer zur Verfügung stehende Zeit zwei Prosaiker teilen dürfen.[1] Maßgebend für die hessische Bestimmung ist wohl die Anschauung, daß es besser sei, in einem Schriftsteller

[1] Gegen diese Bestimmung des preußischen Lehrplans haben sich in Preußen selbst viele Stimmen erhoben. Die Angriffe richten sich hauptsächlich auf Beseitigung der Memorabilien, um für Herodot mehr Zeit zu gewinnen. Auch Jäger, Lehrkunst und Lehrhandwerk, S. 419, teilt diesen Standpunkt. Was dem Schüler aus den Memorabilien wirklich tieferes Interesse einflöße, sei nicht viel. Der Hauptprosaiker der Klasse müsse jedenfalls Herodot bleiben. — Wenn aber durchaus zwei Prosaiker beibehalten werden sollen, dann dürfte sich eher Arrian empfehlen. Vgl. Fr. Schmidt in Z. f. G., 1898, S. 519 ff.

recht heimisch zu werden, als zwei weniger gründlich kennen zu lernen. In Hessen wird demnach der Herodotlektüre ungefähr die Hälfte des Jahres gewidmet werden können.[2]

Schon in Hinsicht auf die zu Gebote stehende Zeit ist es von vornherein ausgeschlossen, daß der ganze Schriftsteller gelesen wird. Auch ist ja für uns nicht alles wertvoll, was die alten Griechen interessiert hat. Für sie hat doch wohl Herodot in erster Linie geschrieben, nicht für uns. Daraus erwächst die Aufgabe, nach bestimmten Gesichtspunkten eine Auswahl zu treffen, die vor allem den Bedürfnissen der Schule Rechnung trägt. Dabei wird es sich empfehlen, vorwiegend das zu berücksichtigen, was in erzieherischer Beziehung bedeutsam und wertvoll ist, mag es nun vertreten sein in Gegenständen, Zuständen, Ereignissen, Persönlichkeiten oder bloßen Gedanken, Begriffen und Vorstellungen. Dann wird das Interesse andauernd erregt, dann nur werden tiefe und fruchtbare Eindrücke in der Seele des Schülers erzielt[3], die sich in seinem Bewußtsein weit über die Gymnasialzeit hinaus erhalten und die ihn instand setzen, später als Mann im Kampf der Meinungen für die Schule, die er besucht hat, ein beredtes und kräftiges Zeugnis abzulegen.

Bei alledem soll aber der Schüler einen Einblick bekommen in den künstlerischen Aufbau des ganzen Werkes. Das Ausgewählte muß also ein abgeschlossenes Ganzes darstellen, das aber zugleich einen Durchblick durch das Werk in seiner Gesamtheit gestattet.

Der Gegenstand, der bei Herodot im Mittelpunkt der ganzen Darstellung steht, und auf den schließlich alle Fäden zurücklaufen,

---

[2] Diesen Vorschlag macht auch H. Schenkl für die österreichischen Gymnasien in „Der Kanon der altsprachlichen Lektüre am österreichischen Gymnasium von Kukula, Martinak und Schenkl". „Denn jetzt", sagt er, „wird Herodot vielfach bei uns, in kleine Absätzchen zerhackt, zum Lesebuch, ja fast zur Fibel erniedrigt; ich denke mir", fährt er verständnisvoll fort, „daß er, vor reiferen Schülern und mit großzügiger Auffassung erklärt, eine ganz andere Wirkung ausüben muß."

[3] Im Grunde wandle ich hier ähnliche Pfade wie Rudolf Menge in seinen beiden Aufsätzen „Verbindung von Lektüre und Grammatik" im Jahrbuch des Vereins für wissenschaftliche Pädagogik 1887 und 1895. Jüngere Lehrer verweise ich auf diese höchst lehrreichen Abhandlungen, weil in ihnen die fraglichen Grundsätze nicht nur wissenschaftlich erörtert und bewertet, sondern auch in praktischer Behandlung am Schriftsteller (Cäsar) ansprechend vorgeführt werden.

sind die griechischen Freiheitskämpfe. „Der große Gesichtspunkt, unter dem Herodot selbst seine Aufgabe betrachtet hat — der ewige Kampf und Gegensatz Europa: Asien, Hellenen: Barbaren, Occident: Orient, der sich durch die ganze Geschichte zieht — dieser große Gesichtspunkt gibt dieser Lektüre den tieferen Hintergrund, gibt Gelegenheit und Antrieb, den heutigen Tag mit der grauen Vorzeit zu verbinden. Diese Vorgänge haben noch heute, nach mehr als zweitausend Jahren, für uns ein gewissermaßen persönliches Interesse, unsere eigene Sache, die Sache der Freiheit, ist damals ausgefochten worden."[4]

Daher ist die Kenntnisnahme des Hauptgegenstandes der herodotischen Geschichtsschreibung, der Perserkriege, wohl auch die Hauptsache und erste Forderung. Damit ist aber nicht gesagt, daß alles andere minderwertig sei. Im Gegenteil, die zahlreichen Episoden, Anekdoten, Schilderungen und Beschreibungen von Sitten und Gebräuchen, die Reden nicht historischen Inhalts sind in so hohem Grade anmutend und bildend, daß es tief zu bedauern wäre, wenn sie dem Schüler vollständig verschlossen blieben. Ja, auf viele Lehrer üben sie einen solchen Reiz aus, daß sie ihre Schüler ausschließlich damit beschäftigen möchten. Jedenfalls geben sie für gewisse Klassen, wo der richtige Boden vorhanden ist, eine vorzügliche Privatlektüre ab. Ich habe mich deswegen entschlossen, diejenigen Teile des herodotischen Geschichtswerkes, welche anekdotischen Inhalts und episodischer Art sind, in einer besonderen Schrift zu behandeln. Gar manches, was in den Zusammenhang gut paßt, habe ich in die vorliegende Auswahl schon aufgenommen. Ferner sei noch folgende Einrichtung empfohlen. Um den Schülern bis zu einem gewissen und zwar ganz ansehnlichem Maß einen Einblick auch in die anderen Gebiete zu verschaffen, wähle man gerade aus den Büchern, welche die Perserkriege nicht speziell betreffen, die Texte für die schriftlichen Klassenarbeiten. Aber auch hier finde nur das in irgend einer Beziehung Bedeutsame und Charakteristische Berücksichtigung. Dabei sehe man ferner darauf, daß die Schüler als Teil der Aufgabe für den nächsten Tag, an dem die Arbeit vom Lehrer korrigiert zurückgegeben wird, eine den

---

[4] Oskar Jäger, a. a. O., S. 419; dazu vgl. desselben Verfassers „Bemerkungen über den geschichtlichen Unterricht", Wiesbaden 1892, S. 14 ff.

Kern der Sache womöglich nach der sittlichen Seite hin treffende Überschrift finden.

Ich halte dafür, daß der ganze Herodot, nicht etwa nur eine Ausgabe, die eine Auswahl enthält, in den Händen der Schüler sei. Die Engel im Himmel freuen sich, wie es heißt, über einen Sünder, der Buße tut, mehr als über neunundneunzig Gerechte. Wenn auch nur ein Schüler der Klasse mehr lesen will, als in der Auswahl steht, so ist die Verurteilung der Auswahl-Ausgaben gerechtfertigt.[5]

Die in den modernen Schulausgaben über den Text gedruckten oder am Rand fein und säuberlich angebrachten Einteilungen, Gliederungen, Überschriften usw. sind für die oberen Klassen kein Segen. Denn diese sollen nicht als fertiges Ergebnis den Schülern geboten, sondern in gemeinsamer Tätigkeit von den Schülern unter Anleitung des Lehrers erarbeitet werden.

Aus dem praktischen Unterricht heraus sind die vorliegenden Materialien erwachsen. Mit der sprachlichen Seite im engeren Sinne befassen sie sich nicht. Die hierfür vorhandene Literatur reicht für das Bedürfnis des Lehrers und der Schule vollständig aus. Selbstverständlich ist genaueste grammatische Exegese unumgängliche Voraussetzung, wenn einer gegebenen sprachlichen Form der Inhalt richtig entnommen werden soll.

Ich gebe mithin die inhaltliche Erklärung der kleineren methodischen Einheiten, in die sich die gelesenen Abschnitte des herodotischen Werkes gliedern lassen.

Leitender Grundsatz dabei war, keine Zersplitterung durch speziellste Einzelerklärung eintreten zu lassen. Vielmehr werden nur einzelne aus jeder kleineren oder größeren Einheit hervorstechende Gesichtspunkte herausgegriffen und verarbeitet, mögen sie nun den Autor selbst, sein Werk, die Geschichte im allgemeinen, die Kulturgeschichte, literarhistorische oder ethische Fragen betreffen. Dabei wird festgehalten, daß an einer Einheit gewöhnlich nur eine Frage behandelt wird. Nach Maßgabe der Wichtigkeit des Gegenstandes wird selbst ein kleiner Exkurs nicht gescheut.

Im Anschluß an diese Erklärung werden von den Schülern kurze Aufzeichnungen ins Sammelheft eingetragen, die sich nach

---

[5] Vgl. Max Siebourg, „Moderne Schulausgaben“, Neue Jahrbücher f. Pädag., 1899, IV. Band, S. 501.

den angegebenen Gesichtspunkten richten. Diese Notizen geben die Grundlage für die später an geeigneter Stelle vorzunehmenden Zusammenfassungen und Rückblicke. Unter Umständen können sich mündliche Vorträge und kleinere oder größere schriftliche Arbeiten hieran anschließen.

Solche ein größeres Ganze zusammenfassenden Rückblicke werden, um Wiederholungen zu vermeiden, in der vorliegenden Arbeit nicht gebracht. (Eine Ausnahme bildet die Charakteristik des Xerxes.) Ich kann um so eher davon absehen, als ich auf bereits vorhandene Vorlagen und Richtpunkte zu verweisen vermag.[6]

Auch bemerke ich noch Folgendes. Wenn in diesen Ausführungen oftmals mit Antworten der Schüler gerechnet ist, so soll damit durchaus nicht die Vorstellung erweckt werden, als lasse sich der ganze Stoff im Unterricht in ein sicher klappendes Spiel von Frage und Antwort auflösen. Es soll vielmehr nur der Gedankenkreis umschrieben werden, in den die Schüler durch die Lektüre eingeführt werden, und der sie dann auch befähigt, in der Stimmung und Eingebung des Augenblicks Antworten zu geben, die unter Umständen, wenn man sie losgelöst vom Gang des Unterrichts betrachtet, auffallend erscheinen dürften.

Nach der Eigenart des behandelten Schriftstellers mußten die beiden Teile der „Materialien", wie sie ursprünglich erschienen, ziemlich beziehungsreich sein. Wenn dies für das vorliegende Buch entsprechend der Erweiterung des Textes in noch höherem Maße zutreffen sollte, so wäre dies eher ein Vorteil als ein Nachteil. Denn wie für alle Bücher dieser und ähnlicher Art gilt auch von ihm der Satz: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Man darf nicht meinen, daß im Unterricht alles benutzt werden soll, was die „Materialien" bieten. Das ist nicht nötig, ja nicht einmal in jedem einzelnen Falle wünschenswert. Die Jahrgänge einer Klasse sind bekanntlich sehr verschieden; man muß in ihnen ab- und zugeben je nach den Verhältnissen.

---

[6] Vgl. Willmann, Lesebuch aus Herodot, Systematischer Teil. Ferner Schiller, „Die einheitliche Gestaltung und Vereinfachung des Gymnasialunterrichts", S. 49 ff.; ebenso vgl. den Versuch einer systematischen Zusammenstellung der Einzelheiten bei Ihm, Materialien für die Ovidlektüre, Schöningh, Paderborn 1890.

Ebenso wird jeder Lehrer ganz nach Neigung und Geschmack aus den „Materialien“ entnehmen, was und wieviel ihm gut dünkt. Ja, gar mancher wird mit den bloßen Anregungen und Winken zufrieden sein und das Gelesene im Augenblicke der Kenntnisnahme oder später in Verwandtes oder Besseres umwandeln. Aber selbst in diesem Falle wird er, denke ich, das Buch nicht undankbar aus der Hand legen.

An vielen Stellen ist der Text gegen früher verbessert, bereichert und vermehrt. Letzteres gilt hauptsächlich für die Aufnahme und Berücksichtigung der französischen Literatur, insoweit sie mit Schule und Unterricht in Beziehung steht. Von französischer Seite ist die Absicht geäußert worden, die „Materialien“ in die französische Sprache zu übersetzen, um sie auch der Benutzung durch diejenigen Kreise zugänglich zu machen, in denen das Französische die Umgangssprache bildet. So habe ich ziemlich zahlreiche Hinweise auf gesinnungsverwandte Schriften aus der französischen Literatur gegeben, die den in französischer Sprache unterrichtenden Lehrer instand setzen, die Lektüre Herodots mit der französischen Literatur in Verbindung zu bringen. Umgekehrt wird sich der deutsche Lehrer wundern, in wie reichem Maße antike Bildungsstoffe in der französischen Literatur vertreten sind.

Dem Herrn Dr. Leo Mallinger, Professor am Königlichen Athenäum in Löwen, der mir diesen Gedanken nahelegte und den ersten Weg zeigte, spreche ich auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank aus.

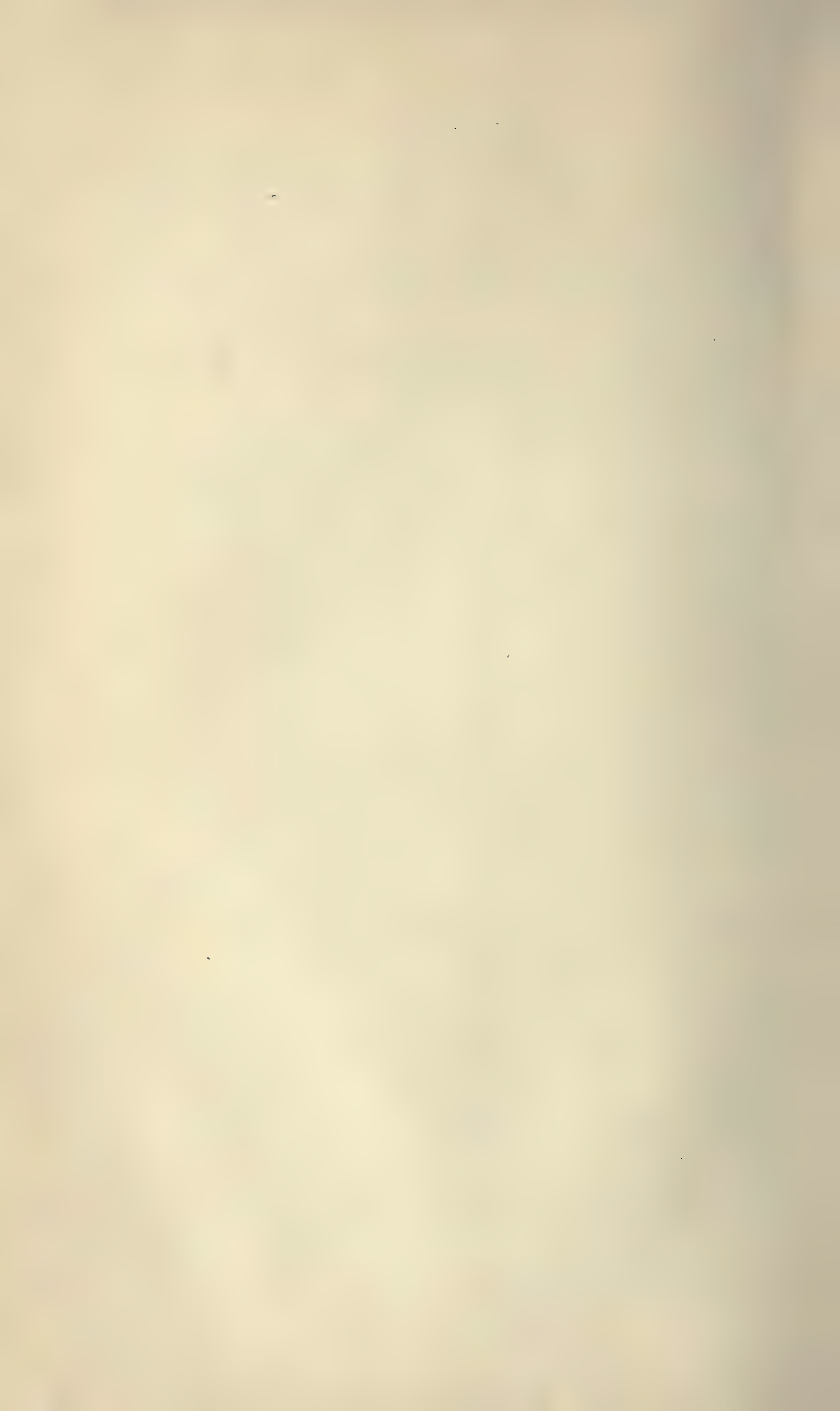
Was die Anführung der einschlägigen Literatur überhaupt, nicht allein der französischen anbelangt, so ziehe ich es vor, die Angaben in den Fußnoten unterzubringen. Ich weiß recht gut, daß die Anschauungen hierüber verschieden sind. Vielfach gilt es als Regel, so wenig wie möglich und aus den Neueren nur dann zu zitieren, wenn es feststeht, daß sie etwas, worauf es für den Gegenstand gerade ankommt, zuerst richtiger gesagt oder etwas daran geändert haben oder umgekehrt, wenn man aus eben diesem Grunde gegen sie Stellung nehmen muß. Mehr zu tun, halten viele für ein Übel, und weil das Zitieren den Blick manchmal vom Gegenstand abzieht, hält es gar mancher Kunstrichter sogar für ästhetisch häßlich und stilwidrig und beklagt es als eine deutsche Unsitte.

Aber man muß bedenken, daß das Bekanntwerden mit der in Betracht kommenden Literatur auf die andere Art doch besser von statten geht, und darauf kommt es hier an. Und wenn gar die literarischen Hinweise nicht allgemein, sondern ganz genau an jeder entsprechenden Stelle gegeben werden, dann öffnen sich die Wege in die Literatur für den ferner Stehenden leicht und schnell.

Mögen sich die „Materialien" in dieser Form die alten Freunde erhalten und neue gewinnen.

Mainz, im März 1908.

Franz Helm.

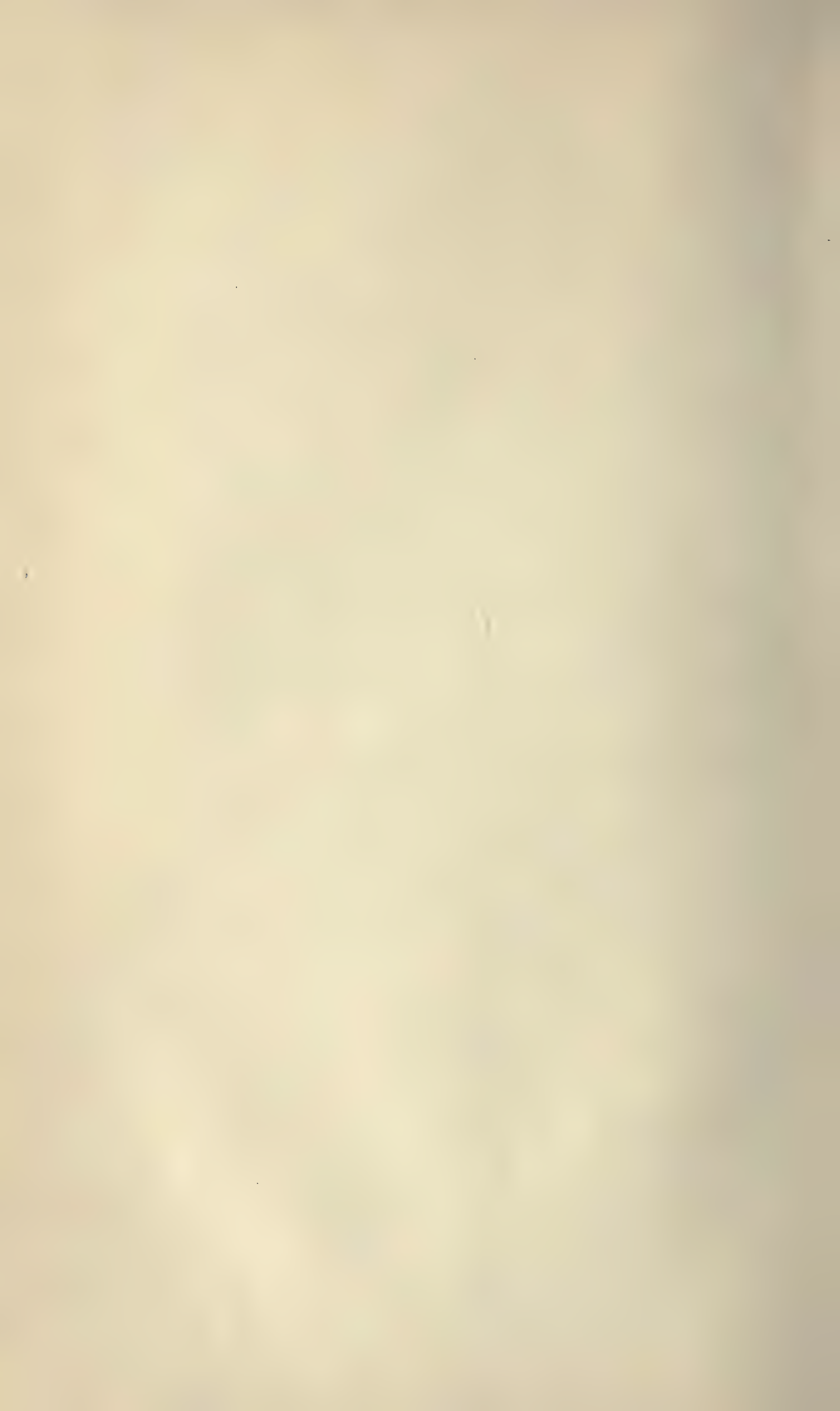




Inhaltsverzeichnis.

Berichtigung.

Seite 58, Zeile 20 von oben „wälzen“ statt „währen“.
Seite 68, Zeile 10 von unten „chacun“ statt „chaqun“.





Um bei Beginn der Herodotlektüre die entsprechende Stimmung herbeizuführen, mache ich auf die bei Goethe, Hermann und Dorothea, IX, 308ff., vorkommenden Verse aufmerksam, wo es heißt:

„Es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen“,

und weise darauf hin, daß in diesen Worten eine glänzende Anerkennung liegt für die Berechtigung einer bestimmten Absicht, der Herodot an hervorragender Stelle seines Werkes Ausdruck verleiht. Ich meine den einleitenden Gedanken, mit dem er sein Vorhaben kundgibt, Geschichte zu schreiben, und sein Werk der Öffentlichkeit gewissermaßen empfiehlt. Die ruhmvollen und denkwürdigen Taten der Griechen in ihrem Freiheitskampf gegen die Barbaren sollen vor Vergessenheit bewahrt werden und sich eines ewigen, ruhmvollen Andenkens erfreuen.

Der liebenswürdige Erzähler des Altertums und der epische Dichter der Neuzeit reichen sich hier die Hände. Was der eine wünscht und erstrebt, billigt und bestätigt der andere. Der Abstand der Zeit steht der guten Wirkung dieses Verhältnisses nicht störend im Weg, im Gegenteil, er gewährt ihm einen noch höheren Reiz. Die Gleichartigkeit der Empfindung, die einen Berührungspunkt zweier verschiedener Schriftsteller, beziehungsweise Unterrichtsgegenstände bildet, wahrnehmen und feststellen zu können, wird der Schüler gern bereit sein. Deswegen soll ihm auch die Kenntnisnahme dieser Stelle bei Herodot nicht vorenthalten werden. Ἡροδότου Ἁλικαρνησσέος ἱστορίης ἀπόδεξις ἥδε, ὡς μήτε τὰ γενόμενα ἐξ ἀνθρώπων τῷ χρόνῳ ἐξίτηλα γένηται, μήτε ἔργα μεγάλα τε καὶ θωυμαστά, τὰ μὲν Ἕλλησι, τὰ δὲ βαρβάροισι ἀποδεχθέντα, ἀκλεᾶ γένηται, τά τε ἄλλα καὶ δι' ἣν αἰτίην ἐπολέμησαν ἀλλήλοισι. I, 1.

Gar mancher von den Schülern, mögen sie nun in der lateinischen Stunde gerade mit der Lektüre der berühmten praefatio des Livius beschäftigt sein oder sie vielleicht schon früher kennen gelernt haben, wird unwillkürlich Vergleiche zwischen Herodot und Livius anstellen.[1]

Schon äußerlich macht sich ein großer Unterschied bemerkbar. Die Einleitung des Livius ist nicht so kurz und knapp gehalten wie diejenige des Herodot. Inhaltlich sind beide erst recht verschieden. Das Vorwort des Livius ist äußerst wertvoll durch die Fülle der Gedanken, die so mannigfaltig und beziehungsreich sind, daß uns schon aus der Einleitung ein klar und fest umschriebenes Bild des Livius in seiner Eigenschaft als Geschichtsschreiber und Patriot entgegentritt. Selbst seine politische Stellung gewahren wir, wenn auch noch in verschleiertem Gewande.

Bei Herodot suchen wir soviel vergebens. Er nennt mehr titelmäßig sein Thema und führt kurz die Beweggründe an, die ihn zu seinem Unternehmen bestimmt haben. Das ist aber auch alles, was beiden Einleitungen gemeinsam ist.

Die Motive sind für beide Schriftsteller im allgemeinen gleich. Sie bestehen in dem lebhaften Verlangen, zur Erhaltung der Kenntnis der vaterländischen Geschichte nach Kräften beizutragen. Denn auch bei Herodot steht trotz seiner universalgeschichtlichen Bestrebungen die griechische Geschichte und davon der Freiheitskampf im Mittelpunkt des Interesses.

---

[1] An und für sich betrachtet, wird es allerdings nicht sofort einleuchten, wie man zwei so verschiedene Schriftsteller in einer pädagogisch-didaktischen Betrachtung zusammenstellen kann. Aber nur der Gelehrte verfügt über alles, die Schule dagegen kann bloß vergleichen, was sie nach Maßgabe des Lehrplanes gelesen hat. Paul Cauer fand meinen Vorgang nachahmenswert (Palaestra vitae S. 84). Ebenso rechtfertigt Oskar Jäger diesen Gedanken, wenn er in seinem bekannten Buch den Homer und Horaz miteinander vergleicht. Und doch scheinen sich beide geradezu auszuschließen. Dort der Vertreter einer jugendlich frischen Zeit, der die ihn umgebende und seinem Genius erreichbare Welt mit sichtbarem Wohlgefallen und wachsendem Entzücken widerspiegelt, hier der reflektierende Sittenrichter, der seinem Zeitalter kritisch gegenübersteht, weil er die Entfernung der Wirklichkeit vom Ideal zu schmerzlich empfindet.

Ich habe auch später noch gelegentlich einen Vergleich zwischen Herodot und Livius angestellt, nicht ohne daß das Verständnis für beide gewonnen hätte (vgl. das zu Herod. VI, 136 Gesagte).

Indessen wollen wir sehen, inwieweit wenigstens die den Schriftsteller angehenden Betrachtungen, die Livius in seiner Einleitung anstellt, auch auf Herodot passen. Die zu dieser Beurteilung notwendigen geschichtlichen Kenntnisse werden aus dem Unterricht der Untersekunda vorhanden sein; das übrige soll teils das Nachdenken der Schüler selbst finden, teils die Mitteilung des Lehrers ersetzen. So wird der Schüler auf diesem mehr praktischen Weg durch Anknüpfung an bereits Bekanntes mit der Persönlichkeit des Schriftstellers in einem Maße bekannt gemacht, das vorläufig zur allgemeinen Einführung genügt.

Livius betont nachdrücklich den Nutzen des Studiums der Geschichte, die er für die Lehrmeisterin der Völker und Staaten hält. Lebhaft wünscht er, daß sich die Römer ein Muster an der Vorzeit nehmen sollen. Die Helden und Tugenden der früheren Geschlechter bringt er in scharfe Beziehung zu seiner nicht mehr ebenbürtigen Zeit.

Herodot tut dies nicht, vermutlich weil er es für etwas durchaus Selbstverständliches hält, daß sich der Mensch an der Geschichte erbauen soll. Hat doch seine ganze Geschichtsschreibung eine moralisierende Richtung. Ja, sie kann in vielen Teilen als eine förmliche Laienpredigt aufgefaßt werden.

Nächst dem sittlichen Zweck stellt Livius schon in der Vorrede den ästhetischen in den Vordergrund. Auf geschmackvolle und fesselnde Darstellung will er offenbar den größten Wert legen. Herodot dagegen ist sich in dieser Beziehung einer bestimmten Absicht viel weniger bewußt. Er trifft den anheimelnden Ton der naiven Erzählungsweise, auch ohne ihn besonders anstreben zu müssen. Dafür ist er eben eine „äußerst naive und epische Natur".[2]

Bei Herodot finden wir kein Bekenntnis der Schwierigkeit seiner Aufgabe wie bei Livius. Vor Mitbewerbern (scriptorum

[2] In gewissem Sinne abweichend ist die Ansicht Boeckhs in „Antiquarische Briefe", Leipzig 1851, S. 55: „Herodot ist allerdings eine äußerst naive und epische Natur; aber die Griechen haben überall die Natur mit der Kunst verbunden, und die naiven Naturen pflegen sich sehr bald ihrer Naivität bewußt zu werden und bilden sie mit Bewußtsein aus. Ich erkläre die herodotische Naivität für eine bewußte. Darum ist sie aber noch nicht eine gemachte, sondern sie ist künstlerisch ausgebildete Natur." Über etwaige Beeinflussung Herodots durch die sophistische Stilkunst vergl. E. Norden, Die antike Kunstprosa, Leipzig, Teubner, 1898, I, S. 39.

turba bei Livius) braucht es ihm nicht angst zu sein. Ist er sich doch seiner Überlegenheit über die Logographen bewußt durch den großen von ihm erzielten Fortschritt, der darin besteht, daß er bei der Erzählung die pragmatische Verknüpfung, man kann sagen, einführt, daß er seinem Geschichtswerk einen künstlerisch einheitlichen Aufbau zu verleihen und dann eine sittlich-religiöse Idee zugrunde zu legen weiß[3], ganz abgesehen davon, daß die Bedeutsamkeit des Stoffes, den er sich wählte, alles Dagewesene in Schatten stellt. Griechenland befand sich eben in aufsteigender Linie, dagegen war im damaligen Rom die ganze literarische Produktion schon mehr modern und fachmäßig.

Auch der zeitliche und inhaltliche Umfang des behandelten Materials gibt dem Herodot, im Gegensatz zu Livius, keine Veranlassung zur Äußerung von Klage und Sorge. Denn was er auf sechs Reisen zu Wasser und zu Land in drei Erdteilen kennen gelernt hat — Livius hingegen war lediglich Stubengelehrter — beherrscht er dermaßen, daß er im Vertrauen auf die gewonnene eigene Anschauung und auf die über Gegenwart und Vergangenheit gemachten Aufzeichnungen seines Erfolges im voraus sicher ist. Das wichtigste politische Ereignis aber, der Freiheitskampf gegen die Perser, liegt zeitlich nicht weit hinter ihm, so daß ihm eine noch frische, reich vertretene mündliche Überlieferung zur Seite steht. Livius dagegen steht den Hauptereignissen zeitlich fern und ist auf frühere Darstellungen angewiesen.

Herodot braucht auch nicht wie Livius zu befürchten, den Geschmack der Zeit nicht zu treffen, widmet er doch seine Muße der Darstellung von Ereignissen, die den Stolz der Nation bilden. Sehr viele von denen, die die große Zeit miterlebt haben, sind noch am Leben; alles freut sich, daß die mannigfaltige mündliche Überlieferung auch einmal schriftstellerisch behandelt und festgelegt wird. Gerade damals war es ja für die Griechen eine Lust zu leben. Die politische Freiheit war gegen die Angriffe des asiatischen Despotismus gesichert, und die griechische Kultur entwickelte sich rasch zur vollen Blüte.

Freilich hielt der ungestörte Genuß nicht lange an. Der politische Himmel Griechenlands verdüsterte sich immer mehr,

---

[3] Vgl. Friedrich Creuzer, Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung, zweite Auflage, Leipzig und Darmstadt, Verlag von Leske, S. 106 ff.

und die gespannten Beziehungen zwischen Athen und Sparta, die das Schlimmste befürchten ließen, mögen wohl die reine Stimmung oft getrübt haben. Insofern wird es allerdings auch für Herodot, wie es bei Livius noch mehr der Fall war (ut me a conspectu malorum, quae nostra tot per annos vidit aetas, tantisper certe, dum prisca tota illa mente repeto, avertam), manchmal Bedürfnis gewesen sein, aus der unerfreulichen Gegenwart sich in die Herrlichkeit der großen Vergangenheit zu flüchten. (Eine verwandte Erscheinung findet sich bei den deutschen Romantikern, die sich in ihren Dichtungen ebenfalls aus Mißmut über die politischen Verhältnisse der Zeit in die Herrlichkeiten einer längst entschwundenen Geschichtsperiode versenkten, wenn auch ihre Begeisterung weniger einzelnen nationalen Großtaten, als vielmehr den Lebensformen des Mittelalters überhaupt galt.)

Sein kritisches Gewissen nimmt Herodot ebenfalls nicht den Gleichmut, so wenig wir das für Livius zutreffend finden. Herodot hat ja den besten Willen, „alles zu erzählen, was berichtet wird“ (VII, 152), und nichts liegt ihm ferner, als die Tatsachen sich nach einem bestimmten Gesichtspunkt in tendenziöser Weise zurechtzulegen.

Übrigens kann nicht geleugnet werden, daß die Stellung des Herodot in dieser Beziehung schwieriger war als die des Livius. Letzterem war Rom alles und konnte es sein. Denn Rom allein hat das Verdienst, den fremden Eindringling aus Italien verdrängt zu haben. Bei der Darstellung der griechischen Freiheitskämpfe dagegen stellte eine gerechte Würdigung schon der Leistungen Athens einerseits und Spartas andrerseits an die Urteilskraft und das Gerechtigkeitsgefühl des Schriftstellers ungleich höhere Anforderungen. „Die steigende Spannung der beiden hellenischen Großmächte, welche die letzten Jahre vor dem Ausbruch des peloponnesischen Krieges beständig zunahm, machte die Aufgabe des Geschichtschreibers, wie Herodot sie festhielt, unendlich viel schwieriger.“[4]

Auch war bei einem so phantasievollen Volke, für das die Hellenen mit Recht gelten, der Geist der Sage viel stärker und fruchtbarer als bei den Römern. Die Verbindung von Wahrheit und Dichtung war selbst für die spätere historische Zeit eine häufige Erscheinung. Mächtig war die Lust am Anhören von Er-

---

[4] Nitzsch, Über Herodots Quellen für die Geschichte der Perserkriege im Rhein. Mus., 1872, 27, S. 266.

zählungen, die wie epische Dichtungen zur ergötzlichen Unterhaltung vorgetragen wurden, lebhaft die Phantasie, die aus einfachen Motiven vielverschlungene Sagengebilde hervorzauberte, schon um etwaige Lücken der Überlieferung auszufüllen. (Bei den Römern hatte das Bestreben, die Lücken der Überlieferung auszufüllen, meist gleichzeitig eine klar zutage tretende individuelle Richtung; vergl. die Äneassage.) Die Achtung vor der geschichtlichen Treue und Wahrheit war wie überall in der Kindheit eines Volkstums auch bei den Griechen bis jetzt noch gering und wenig entwickelt. Aber ihre Entwicklungsfähigkeit sollte bereits durch Herodot nachgewiesen werden.[5] Er hat das große Verdienst, daß er überhaupt ursprüngliche und abgeleitete Überlieferung unterschied. Das stellt einen Fortschritt dar, demgegenüber es nichts heißen will, wenn er sich in der Sichtung guter und schlechter Quellen auch einmal vergriffen hat. Den Herodot trennt der große Unterschied von Livius, daß er beinahe alles, was er bringt, der mündlichen Überlieferung verdankt. So sind seine meisten Berichte wohl von ihm zum erstenmal niedergeschrieben und tragen also das Gepräge des Ursprünglichen. Das entschuldigt den Herodot da, wo wir bei Livius schon über Mangel an Kritik und Folgerichtigkeit klagen dürfen; denn ihm hat es an schriftstellerischen Vorlagen nicht gefehlt.[6]

Livius tritt in seinem Vorwort ungleich mehr aus sich heraus. Dies mag dem Schüler die zutreffende Vermutung nahe legen, ob nicht Herodot überhaupt in seiner ganzen Geschichtsdarstellung eine größere Objektivität beobachtet habe als Livius. Auch der einfache und schmucklose Satzbau des Herodot, wie er sich schon in den wenigen Worten der Einleitung zeigt, sticht gegen den kunstvollen Periodenbau des Römers auffallend ab.

So charakterisiert schon die Einleitung zu einem Geschichtswerk bis zu einem gewissen Grade den Schriftsteller selbst. Es ist also eine heilsame Neugierde, wenn der strebsamere Schüler

---

[5] Vgl. Wecklein, Über die Tradition der Perserkriege, in den Sitzungsber. der k. b. Akademie der Wissensch. zu München, 1876, S. 241 ff.

[6] So nimmt Fr. Cauer in einer äußerst packend geschriebenen Charakteristik des Herodot (Thukydides und seine Vorgänger, Histor. Zeitschrift, Bd. 83, 1899, S. 395) keinen Anstand, festzustellen, daß der Versuch Herodots, eine Quellensichtung vorzunehmen, im Keime die Methode enthielt, die in unseren Tagen Ranke und seine Schüler zur Vollkommenheit gebracht haben.

auch erfahren will, mit welchen einleitenden Worten der „Vater der Geschichte" (Cic. de leg. I, 1) sein großes Geschichts- und Völkerbild begleitet.

Mit den Worten „δι' ἣν αἰτίην ἐπολέμησαν ἀλλήλοισι" (Kap. 1) kündigt Herodot an, daß er auch die Ursachen der wechselseitigen Kriege angeben will. Er tut dies in ausgiebigstem Maße. Er geht bis zu den mythischen Beziehungen der Griechen zu Kleinasien zurück. Als das erste geschichtliche Ereignis erscheint ihm die Unterwerfung der jonischen Griechen durch die Lydier. Doch wir sehen nicht ein, daß die Kenntnisnahme einer ausführlichen Darlegung der lydischen Eroberungen eine notwendige Bedingung sei für das Verständnis der späteren Perserkriege. Aufschluß über die Gründe des gewaltigen Waffenganges zwischen Europa und Asien wollen wir aus der Herodotlektüre allerdings schöpfen, aber bis zu jenen Zeiten brauchen wir uns mit dem erzählungslustigen Manne nicht zu verlieren.

Wir gehen überhaupt an den ersten Büchern, über deren Inhalt wir in kurzen Umrissen ein Bild entwerfen, zunächst vorüber, doch nicht, ohne darauf hingewiesen zu haben, daß gar manche von Herodots Angaben, die wunderlich und unglaublich schien, durch die neuere Forschung der Reisenden vollauf bestätigt, daß in vielen anderen Fällen wenigstens ein wahrer Kern entdeckt worden ist.[7]

Herodot hat sich offenbar im Orient ganz eingewöhnt, so treu und richtig hat er das ganze orientalische Wesen aufgefaßt. Unter allen griechischen Schriftstellern näherte sich auch seine Geistesrichtung und Schreibart dem Orientalischen am meisten. Deswegen erinnern seine Gedanken und Ausdrücke gar oft an die Schriften des Alten Testaments.[8]

Nichtsdestoweniger dürfen wir andererseits den Schülern nicht verschweigen, daß Herodot auch manches Unrichtige und Halbverstandene berichtet. Er war eben im Orient von dem guten Willen und der Ehrlichkeit seiner Gewährsmänner abhängig.[9]

---

[7] Vgl. A. Wiedemann, Herodots zweites Buch mit sachlichen Erläuterungen, Leipzig, Teubner, 1890, S. 37 ff., wo die diesbezügliche Literatur angegeben ist. Noch mehr und Neueres siehe bei Maspero, Histoire ancienne de l'Orient, Paris 1895, und (gegen Delitzsch) C. F. Lehmann, Babyloniens Kulturmission einst und jetzt, Leipzig 1905.

[8] Vgl. Otfr. Müller, Gesch. d. gr. Lit. II, S. 491.

[9] Vgl. A. Wiedemann, a. a. O., S. 32.

Wir nehmen unseren Weg geradeaus in der Richtung auf den jonischen Aufstand und die Hilfeleistung durch die Athener, die hauptsächliche äußere Veranlassung zur persischen Invasion.

Was wir unterwegs als brauchbare Wegweiser mit belehrender Aufschrift finden, beachten wir gern. Da treffen III, 134. wir in III, 134 Darius in einem Gespräch mit seiner Gattin Atossa, das für unsere Zwecke sehr lehrreich ist. Mit beredten Worten weiß Atossa den Ehrgeiz des Darius zu wecken, den Ehrgeiz, der in der Geschichte der Völker wie der einzelnen Menschen eine bald segensreiche, bald verderbliche Rolle spielt, je nachdem er, wie sich der Schüler aus Schillers Wallenstein merken soll, als behagliches Flämmchen erwärmt oder als verzehrendes Feuer vernichtet. („Sein Ehrgeiz war ein mild erwärmend Feuer, Noch nicht die Flamme, die verzehrend rast", sagt die Herzogin in Wallensteins Tod III, 3.) Als das letztere erscheint er aber hier. Der Inhalt der kurzen Kundgebung setzt sich aus folgenden Gedanken zusammen: 1. Im Besitze gewaltiger Machtmittel ist es unwürdig, keine Eroberungspolitik zu treiben. 2. Darius verliert an Ansehen als Mann und Staatsoberhaupt bei fernerem Müßigbleiben. 3. Den Untertanen ist der Krieg heilsam, sonst denken sie an Empörung (ἵνα τρίβωνται πολέμῳ μηδὲ σχολὴν ἄγοντες ἐπιβουλεύωσί τοι). Wir haben also hier ein Beispiel für das in der Geschichte der Staaten oft angewendete Auskunftsmittel, die Geister von der Unzufriedenheit mit den inneren Verhältnissen durch Kriege nach außen abzulenken (vergl. die Kriege Frankreichs im zweiten Kaiserreich).

Die Wirkung dieses Zuredens auf Darius ist sein Bekenntnis, einen Feldzug gegen die Scythen beschlossen zu haben. Atossa empfiehlt dagegen mit großer Entschiedenheit einen solchen gegen die Griechen. „Σὺ δέ μοι ἐπὶ τὴν Ἑλλάδα στρατεύεσθαι, Tue mir den Gefallen und richte die Waffen gegen Griechenland." Als Begründung fügt sie bei, sie habe schon so viel von attischen, korinthischen, argivischen und lacedämonischen Frauen gehört, daß sie dem Verlangen nicht widerstehen könne, solche unter ihren Dienerinnen zu haben.

Quant aux vierges hautaines
De la sévère Sparte et de la libre Athènes,
Il songe à les offrir à sa mère Atossa.
Il riait: Qu'est-ce donc que la Grèce?

(Valère Gille, Les barbares, in „La Cithare".)

Als geheimste Triebfeder zum Angriffskrieg wirkt also bei Atossa der Ehrgeiz und die Eitelkeit. (Man vergleiche hiermit zur gegenseitigen Würdigung den Anteil der Kaiserin Eugenie an der Kriegserklärung von 1870.) Schon im voraus wird der Schüler sittliche Befriedigung darüber empfinden, daß später diejenigen zu Fall gekommen sind, die ohne Verantwortlichkeitsgefühl auf solchen Grund gebaut haben.

Zunächst ließ Darius durch eine Kommission von fünfzehn angesehenen Persern unter Leitung des vielerfahrenen griechischen Arztes Demokedes das ganze hellenische Küstenland bereisen und erforschen. Auf zwei sidonischen Trieren steuerten sie nach Hellas, nahmen das Erforderliche in Augenschein und entwarfen geographische Karten (ἔπλεον ἐς τὴν Ἑλλάδα, προσίσχοντες δὲ αὐτῆς τὰ παραθαλάσσια ἐθηεῦντο καὶ ἀπεγράφοντο III, 136).

In der weiteren Entwicklung der Handlung ist es interessant, den Haupthelden aus der Reihe der Gegenspieler kennen zu lernen. Es ist Aristagoras, Tyrann von Milet. Mit ihm werden wir V, 49 bekannt gemacht. Er sucht in Sparta den König Kleomenes für den Abfall der kleinasiatischen Griechen zu begeistern. V, 49.

Diese Dinge sind ja selbst in ihren Einzelheiten den Schülern von früher her aus dem Unterricht und der Privatlektüre ganz bekannt. Trotzdem werden sie mit der Lesung des einen oder anderen Kapitels sehr einverstanden sein. Es hat eben einen ganz besonderen Reiz für strebsamere Schüler, längst bekannte Dinge auch einmal im Original kennen zu lernen. Denn sie haben schon ein gewisses Gefühl dafür, um wieviel ehrwürdiger und packender die Urschrift ist als die Übersetzung oder die Nacherzählung. Man mache die Schüler darauf aufmerksam, daß ihnen jetzt Gelegenheit geboten ist, die Gestalt der Überlieferung, die sie kennen, mit dem Inhalt der Quelle, wie sie sich unmittelbar vor ihren Augen auftut, zu vergleichen. Der Hinweis auf die Vorzüge, ja auf die Notwendigkeit des direkten Schöpfens aus den Quellen entspricht ja dem Wesen des Gymnasiums als wissenschaftlicher Elementarschule vorzüglich. Und wenn man jahraus, jahrein die Schüler mit den Urtexten beschäftigt, dagegen die deutschen Übersetzungen mit Recht nicht für ausreichend erachtet, so muß den reiferen Schülern auch einmal gelegentlich ein Wörtchen darüber gesagt werden.

Die Wißbegierde der Schüler wird hier auch noch in einer anderen Beziehung befriedigt. Sie bekommen einen Einblick in interessante Kulturverhältnisse der damaligen Zeit. Aristagoras beginnt nämlich seine Überredung nicht ohne Benutzung eines graphischen Mittels.

Zudem ist das Ganze ein Situationsbild von großer Stimmungsgewalt, mit dem sich die Gestaltungskraft der Schüler gern beschäftigen wird. Das Auftreten des unschuldigen Kindes, das dem Vater als rettender Engel in dem Augenblick erscheint, wo er der heftigen Versuchung nicht ohne innere Schwäche gegenübersteht, verleiht dem ganzen Bilde einen zarten und rührenden Zug. Kleomenes sitzt nach unserer Vorstellung überrascht und nachdenklich da. Er ist sich seiner Verantwortlichkeit bewußt; er verkennt nicht die Bedeutung des Augenblicks. Er blickt bald staunend auf die in Erz gegrabene Weltkarte, bald sieht er den ihm gegenüberstehenden hochaufgerichteten Aristagoras an, der, den Zeigefinger der einen Hand auf der vor ihm liegenden Tafel, die andere Hand hoch erhoben, in feuriger Beredsamkeit seine Pläne entwickelt.[10] Auf die Auswahl seiner Gründe versteht sich der Jonier vorzüglich. Sie lauten: Der gegenwärtige Zustand ist unhaltbar und unwürdig. Die europäischen Griechen sind freie Leute, die kleinasiatischen sind Knechte. Das ist eine Schande für beide Teile. Die Spartaner müssen helfen, denn sie sind Stammesgenossen. Sie können

---

[10] Wem treten hier nicht bekannte Bilder aus der Weltgeschichte vor die Seele, Situationen darstellend, in denen ebenfalls eine geographische Karte den Mittelpunkt bildet? Erinnert sei an die „Kapitulations-Verhandlungen vor Sedan“ von A. v. Werner, an „Bismarck in Versailles“ von Karl Wagner, ferner an die volkstümlichen bildlichen Darstellungen aus den deutschen Befreiungskriegen, besonders an das Bild, zu dem die Verse passen: „Wo steht der Feind? — Der Feind? . . . . . Dahier! Den Finger drauf, den schlagen wir! Wo liegt Paris? — Paris? — Dahier! Den Finger drauf, das nehmen wir!“ Auch „der Kriegsrat 1809“ von Defregger paßt hierher. Andreas Hofer, umgeben von den Patrioten, erläutert seine Entwürfe auf einer geographischen Karte. Am besten läßt sich aber zum Vergleich heranziehen das bekannte Bild von Brozik (das Original im Newyorker Metropolitanmuseum befindlich), das Christoph Kolumbus zum Gegenstand hat, wie er unter Hinweis auf eine über den Tisch ausgebreitete Karte vor der Königin Isabella und dem versammelten Hof für sein Unternehmen Teilnahme zu erwecken sucht.

helfen; denn sie haben die Macht dazu, einmal die größere Tapferkeit, sodann die bessere Bewaffnung. Umsonst wird nichts verlangt. Als Lohn winkt die Ehre und die Herrschaft über Asiens reiche Länder.

Die auftretenden Persönlichkeiten sind sehr ausgeprägter Natur und erregen die jugendliche Teilnahme in hohem Maße. Der binnenländische, biedere und tapfere Spartaner, aufgewachsen in einem Staate, der freie persönliche Entwicklung und Gebarung am wenigsten gestattet, kann seine Bedenken nicht überwinden (Ὦ ξεῖνε Μιλήσιε, ἀπαλλάσσεο ἐκ Σπάρτης πρὸ δύντος ἡλίου). Er ist wortkarg, in philosophischer Ruhe verachtet er Geld und Gut und ist nur auf die Wahrung seiner militärischen Ehre bedacht. Und weil er einen beschränkten Gesichtskreis hat, will er von Weltpolitik nichts wissen, sondern flieht den Aristagoras wie eine sittliche Versuchung, den Aristagoras, dessen weltmännischer Blick sofort auffällt, dessen Rede sprudelnd und verfänglich ist, dem List und Schlauheit zur Verfügung stehen, der begeistert ist und begeistern kann, der seine Kraft weiten und hochfliegenden Plänen widmet, die er, wie wir sehen werden, mit Ausdauer und Beharrlichkeit verfolgt. Denn in Sparta abgewiesen, begibt er sich nach Athen (V, 55). V, 55.

Dort findet er für seine Bestrebungen einen empfänglichen und zubereiteten Boden. In V, 96 wird nämlich erzählt, daß der vertriebene Hippias unterdessen den Versuch gemacht hat, seine verlorene Tyrannis mit Hilfe der Perser wiederzuerlangen. Zu diesem Zweck hat er den Artaphrenes, den Bruder des Darius und Satrapen von Sardes, für sich gewonnen. Unter der Oberhoheit des Großkönigs will er Satrap von Athen werden. Unter Drohungen fordert Artaphrenes die Wiedereinsetzung des Hippias (ὁ δὲ Ἀρταφρένης ἐκέλευέ σφεας, εἰ βουλοίατο σόοι εἶναι, καταδέκεσθαι ὀπίσω Ἱππίην). Weil die Athener dieser Aufforderung keine Beachtung schenken, stellen sie sich in den Augen der Perser als offenbare Feinde dar (οὐκ ἐνδεκομένοισι δέ σφι ἐδέδοκτο ἐκ τοῦ φανεροῦ τοῖσι Πέρσῃσι πολεμίους εἶναι). Wo man sich aber als erklärter Feind der Perser fühlte, da war es für Aristagoras leicht, Gehör zu finden. V, 96.

Es ist bezeichnend für das Wesen, insonderheit für die schwachen Seiten einer Demokratie, daß hier in Athen (V, 97) das Volk unschwer zu gewinnen ist, während in Sparta jeder Versuch, der der Bestechung erst recht, an der nüchternen V, 97.

Besonnenheit eines einzelnen scheitert. Es ist eben verhältnismäßig leicht, aus einer großen Masse einzelne für sich einzunehmen, die dann die übrigen mit fortreißen. Dagegen kann dem Einzelwillen gegenüber von einem divide et impera nicht die Rede sein. (Die Wahrheit dieses Satzes wußten im römischen Ständekampfe die Patrizier wohl zu würdigen, wenn sie den Plebejern schließlich lieber zehn Tribunen bewilligten als zwei.)

Die Bewilligung von zwanzig Schiffen war der Anfang ungeahnter Verwicklungen (αὗται αἱ νέες ἀρχὴ κακῶν ἐγένοντο Ἕλλησί τε καὶ βαρβάροισι. V, 97).

Nunmehr lesen wir die Teilnahme der Athener an dem jonischen Aufstand V, 99—103, ohne uns länger dabei aufzuhalten. Dagegen verdient Kap. 105 größere Beachtung. Als besondere Einheit aufgefaßt, bekommt es die Überschrift: „Erbitterung des Darius“. Dieses Kapitel ist ausgezeichnet durch die außerordentlich anschauliche und drastische Art der Darstellung seines Gegenstandes sowie durch die vorzügliche Charakterisierung des Darius. Man fühlt sich lebhaft in den Vorgang hineinversetzt und erlebt ihn mit in allen seinen Teilen. Jetzt erst gehen dem Darius die Augen auf über die jonischen Griechen. Ihre Bestrafung ist vor allem sicher. In der Frage „οἵτινες εἶεν οἱ Ἀθηναῖοι“ spricht sich seine Verachtung und Geringschätzung gegen das Athenervolk aus. Daß er seinen unwandelbaren Entschluß, Rache zu nehmen, nicht nur bekennt, sondern dieses Bekenntnis auch mit einer Handlung begleitet, ist charakteristisch für den Orientalen, sogar für den antiken Menschen überhaupt, welcher der Kundgebung durch die Stimme gern eine Handlung als sichtbares Zeichen hinzufügt. Denn wenn Darius mit den Worten „Ὦ Ζεῦ, ἐκγενέσθαι μοι Ἀθηναίους τίσασθαι“ zugleich einen Pfeil in die Luft schießt, so setzt sich damit die höchste Majestät auf Erden in Beziehung zu der obersten Gottheit im Himmel, deren Unterstützung für den Rachezug sie erfleht, oder aber Darius will seiner Umgebung mit der Tatsächlichkeit der vorgenommenen Handlung die Gewißheit und Bestimmtheit seines Entschlusses zeugenartig und sinnbildlich vor Augen stellen. (Dazu vergleiche man Liv. XXI, 45, wo Hannibal seinen Versprechungen und seinem Schwur ebenfalls ein sinnfälliges Zeichen folgen läßt, indem er den Kopf eines Lammes mit einem Steine zerschmettert. Ähnlich so Liv. I, 24.) Auch das bekannte „Herr, gedenke der Athener!“ will der Schüler einmal im Original gelesen haben.

V, 99 bis 103

V, 105.

Der Feldzug des Mardonius ist die Folge dieser Entschließungen; wir greifen wenigstens VI, 44 und 45 heraus. Das vollständige Fehlschlagen dieser Unternehmungen (ὁ στόλος αἰσχρῶς ἀγωνισάμενος VI, 45) und die erst später (VII, 133) von Herodot mitgeteilte Behandlung der persischen Gesandten in Athen und Sparta lassen uns den Ernst und den Umfang der nunmehr folgenden Rüstungen verstehen.

VI, 44 und 45.

Somit haben wir uns, ohne das Ziel aus den Augen verloren zu haben, durch eine Flut von geschichtlichen, geographischen und ethnologischen Betrachtungen und Berichten in den ersten Büchern Herodots wie auf Trittsteinen den Weg gebahnt und stehen nun vor unserer Hauptaufgabe, der Behandlung der Freiheitskämpfe von der Schlacht bei Marathon, die als Vorspiel zu betrachten ist, bis Mykale. Von nun ab wird sich dementsprechend die Lektüre auf immer breiterer Grundlage bewegen.

Wir nehmen zunächst VI, 94—120 in Aussicht. Denn alle diese Kapitel liefern in engerer oder weiterer Beziehung Beiträge zur Darstellung des nämlichen Gegenstandes, sie bilden also eine Einheit, deren Inhalt sich geben läßt mit der Bezeichnung: „Einfall des Datis und Artaphrenes in Griechenland“. Diese größere Einheit schließt kleinere in sich ein, als da sind: Der Zug der Perser durch das ägäische Meer, das Verhalten der Inselbewohner und ihr Schicksal, die Landung bei Marathon, das Auftreten der Athener und Platäer, die Politik der Spartaner, die Vorgänge im griechischen Lager unmittelbar vor der Schlacht (Triumph des Genies), die Schlacht selbst, die unmittelbaren Folgen der Schlacht. Daraus ergeben sich wieder kleinere methodische Einheiten, wie man im Verlauf unserer Betrachtung sehen wird. Sie decken sich übrigens mit dem Umfang der einzelnen Kapitel durchaus nicht.

VI, 94 bis 120.

Der erste Teil von Kap. 94 liefert uns in wenigen Worten über die Stimmung am persischen Hofe ein deutliches Bild. Die Hetzereien der Pisistratiden verleihen ihm ein ganz besonderes Gepräge. (Vgl. aus der römischen Geschichte die angeblichen Versuche des Tarquinius Superbus, den Thron wieder zu gewinnen; ebenso das Verhalten des Cn. Marcius an der Spitze der Volsker.) Mit besonderem Nachdruck weisen wir darauf hin, daß es Hippias nicht verschmäht, Griechenland den Launen des grausamsten Despoten und der Verwüstung der barbarischen

K. 94.

Horden preiszugeben. Er leistet die Dienste eines Henkersknechtes gegen die eigene, unschuldige Mutter. Wir erkennen lebhaft die unversöhnliche Erbitterung in dem Gemüte des Hippias, die einen bodenlosen Haß und eine geradezu teuflische Bosheit gegen sein Vaterland gezeitigt hat. Er hat kein Erbarmen mit dem Los seines Vaterlandes, wenn er nicht selbst im Besitze der Macht ist; er kennt kein Mitleid mit der Kultur seines Volkes, wenn sie nicht sein Lob singt; er hat keine Ehrfurcht vor den Göttern, deren Tempel und Altäre er der Verhöhnung aussetzt. „Daß er unsägliches Unheil über sein Vaterland bringe, daß er nicht nur Attika, sondern auch ganz Hellas den Persern opfere, hatte ihn bis dahin nicht geirrt. Es irrte ihn nun auch wohl nicht, daß bald Völker des fernen Ostens, Perser, Meder und Saken, auf dem Boden Attikas Fuß fassen, daß 150000 beutegierige Fremdlinge, die Arier des Heeres und die Semiten der Flotte, bereit waren, sich auf Athen zu stürzen“ (Duncker). Sein durchaus despotischer Sinn hat sich entdeckt, der Gleiche ist zum Gleichen gegangen.

K. 107. Weitere Beiträge zu diesem Charakterbild liefert Kap. 107. Hippias gibt dem merkwürdigen Traum, den er gehabt, zwar eine günstige Deutung, daß aber wirkliche Zuversicht in seinem vom bösen Gewissen beunruhigten Gemüte nicht aufkommen kann, beweist der im zweiten Teil des Kapitels berichtete Umstand. Wir sehen dort, daß er in den natürlichsten Vorgängen Vorzeichen schlimmster Art erblickt.

Indem der Schüler in die Verurteilung einer solchen Persönlichkeit und ihrer Handlungsweise aus ganzer Seele miteinstimmt, wird seine Charakterbildung, hier besonders auf dem Gebiete des Pflichtgefühls gegen das Vaterland, in ebenso einfacher wie wirkungsvoller Weise gefördert. Die Freude am Guten äußert sich als tiefempfundener Abscheu vor dem Schlechten, das sich der Wahrnehmung darbietet, und ist in dieser Form oft nützlicher und heilsamer.

K. 96 bis 101. Das Verhalten und das Schicksal der Inselbewohner beim Herannahen der persischen Flotte ist sehr verschieden. Die einen wandern einfach aus (Delos); die andern retten sich ins Gebirge (Naxos) und ertragen in stummer Ergebung die Plünderung und Verwüstung ihres Gebietes samt den sonstigen Drangsalen; andere verteidigen sich hinter festen Stadtmauern, erliegen aber der Übermacht (Karystos); wieder andere fallen dem Verrat zum Opfer (Eretria).

Die Verräterei begleitet überhaupt wie ein düsterer Schatten den Gang der griechischen Geschichte. Wo Wundertaten des Heldentums und der Tapferkeit geschehen, selbst da zeigt sich der finstere Abgrund, der schließlich alle Helden verschlingt. Leonidas und Ephialtes bilden den Höhepunkt dieser gegensätzlichen Erscheinung. Mit Rom hält Griechenland in dieser Beziehung den Vergleich nicht aus. Kein Volk der Erde hat so wenig Verräter aufzuweisen wie die Römer.

Seltsamerweise erfährt die Insel Delos (Kap. 97) eine sehr schonende Behandlung. Sogar eine hochfeierliche Huldigung wird ihren Göttern dargebracht. Curtius[11] meint, „alle Welt solle sehen, daß es dem Perserkönig nicht in den Sinn komme, die hellenischen Nationalgötter ihrer Ehre zu berauben". Dem widerspricht schon die Behandlung von Naxos. Denn dort führen die Perser nicht nur alle, deren sie habhaft werden können, in die Sklaverei, sondern verbrennen auch die Stadt, die Tempel nehmen sie nicht aus (ἐνέπρησαν καὶ τὰ ἱρά, Kap. 96). Der wahre Grund ist meines Erachtens anderswo zu suchen. Wie bekanntlich Apollo mit der Sonne in Verbindung tritt als Phöbus Apollo, so wird die Artemis mit dem Monde als Phöbe verschmolzen. Sie sind Personifikationen dieser Naturmächte. Das wird auch dem Datis nicht unbekannt gewesen sein. Sonne und Mond zu verehren ist aber den Persern heiliges Gesetz. So verrichtet später (VII, 54) Xerxes am Tage des Übergangs über den Hellespont sein Morgengebet zur Sonne. Er bittet sie, sie möge ihn vor jedem Unfall bewahren (εὔχετο πρὸς τὸν ἥλιον, μηδεμίαν οἱ συντυχίην γενέσθαι). Im Khorda-Avesta[12] lauten beispielsweise zwei Stellen folgendermaßen: „Ich preise die Freundschaft, die unter den Freundschaften die beste ist, zwischen Mond und Sonne. Wegen ihres Glanzes, wegen ihrer Majestät will ich ihr opfern mit hörbarem Preise. Die Sonne, die unsterbliche, glänzende, mit schnellen Pferden begabte, preisen wir." — „Ich will preisen den Mond, den glänzenden, majestätischen, den mit Wasser, mit Hitze versehenen, den strahlenden, den unterstützenden, friedfertigen, starken, nutzbringenden, der das Grüne hervorbringt, die Güter hervorbringt, den heilbringenden Genius." In allgemein menschlicher Beziehung sind diese Stellen für den

K. 97.

---

[11] Griech. Gesch.[6] II, S. 12.

[12] Spiegel, Avesta, die heiligen Schriften der Parsen, III, S. 61 ff.

Schüler ebenfalls lehrreich. Er sieht auch hier, an diesen Proben aus dem für ihn doch sehr entlegenen Gebiet der heiligen Schriften der Perser, daß sich jedwede Erhebung des Gemütes zur Gottheit, deren Allmacht anerkannt wird, gewöhnlich in ebenso gehobenem und feierlichem Ton der Sprache äußert. (Zur Sache selbst vgl. den Mithraskult der römischen Kaiserzeit.)

K. 98. Kap. 98 ist wichtig für das Bild, das wir uns von Herodot machen müssen. Er erscheint als das Kind seiner Zeit, wenn er an eine Offenbarung des Götterwillens durch außerordentliche Naturereignisse (vgl. die portenta und prodigia der Römer), Orakel und — fügen wir das dritte Mittel gleich hinzu — durch Träume glaubt. Damit bekundet er seine, wie wir sehen werden, auch sonst vielfach hervortretende nahe Verwandtschaft mit Homer. Ebenso strenggläubig verhält er sich der historischen Sage gegenüber. Dagegen was den Göttermythus anbelangt, steht er auf einer Stufe, die den Übergang bildet vom religiös-gläubigen zum philosophisch-aufgeklärten Standpunkt.[13]

Daß Traumbilder bei den Griechen eine große Rolle spielen, ist dem Schüler aus Xenophons Anabasis wohlbekannt. Jedenfalls wird es schon oft sein Nachdenken beschäftigt haben, daß hervorragende Geister in dieser Gesinnung befangen sein konnten. Sie hat sicherlich den Blick des Geschichtschreibers in die wirkliche Verkettung der Begebenheiten nicht geschärft. Andererseits ist es nicht unnützlich, auf das Urteil hinzuweisen, das Aug. Boeckh[14] ausspricht, indem er sagt: „Wenn man lieset, welchen Nachdruck Männer wie Sokrates und Xenophon auf Orakel, Opferzeichen, Träume und dergl. legen, so wird man zaghaft, dies alles kurzweg als Aberglauben zu verdammen[15]; denn wenn es Irrtum enthält und oft dazu führen mußte, so regte es doch andere Male den Geist auf zu Gedanken und Handlungen, die ohne solche Reizmittel vielleicht nicht hervorgegangen und vollführt wären“.

---

[13] Vgl. Rentzsch, Herodots Stellung zum alten Mythus. Progr. Dresden 1892, S. 22 ff.

[14] A. a. O., S. 36. — Über die Erkundung der Zukunft bei den Griechen hat von den Neueren wohl am unbefangensten und geistreichsten gehandelt: Jakob Burckhardt, Griech. Kulturgeschichte, II, S. 273 ff. Unter den von Herodot mitgeteilten Träumen ist derjenige der Tochter des Polykrates (III, 124) der psychologisch merkwürdigste.

[15] Weiteres s. in der Charakterschilderung des Xerxes unter 11.

Kap. 100 liefert, abgesehen von seiner sonstigen Bedeutung, K. 100. einen interessanten Beitrag zum Verständnis athenischer Machterweiterung. Das älteste Beispiel der Kleruchie wird uns hier mitgeteilt. Naheliegend ist ein Vergleich mit der römischen Sitte der Aussendung von Kolonien.

In Kap. 102 ist Hippias als gehässigster und boshaftester K. 102. Gegner der Athener im besten Tun begriffen. Er ist es, der den Feind auf die schwachen Seiten der Griechen aufmerksam macht und deren empfindlichste Stellen berührt. Dahin gehört der gänzliche Mangel an Reiterei auf griechischer Seite. Gerade darum führt Hippias die Perser auf das Fenchelfeld (ἦν ὁ Μαραθὼν ἐπιτηδεότατον χωρίον τῆς Ἀττικῆς ἐνιππεῦσαι καὶ ἀγχοτάτω τῆς Ἐρετρίης). Nicht allein deswegen waren die Perser auf diesen Platz zugesteuert, um überhaupt die Ausschiffung der Truppen ungestört vollziehen zu können, sondern sie hatten auch die offenkundige Absicht, daselbst die Entscheidungsschlacht zu liefern, in der die Reiterei den Ausschlag geben sollte. Gerade in dem Zusammenwirken der Reiter und der Bogenschützen lag die furchtbare Kraft der Perser. Warum hätten auch die Perser nach ihrer Landung mehrere Tage auf die Ankunft der Athener gewartet, ohne in südlicher Richtung auf dem breiten Weg zwischen Meer und Gebirge einen Vorstoß gegen Athen zu machen, wenn sie nicht die marathonische Ebene als Schlachtfeld in bestimmte Aussicht genommen hätten? Und in welcher Absicht hätten sie die nach der Mesogaia führende Straße unbesetzt gelassen, wenn nicht in der Erwartung, daß die Athener auf diesem Wege anrücken würden?

Die berührten Dinge sind zum Verständnis der Größe des griechischen Sieges sehr notwendig; denn die Tatsache, daß die persische Reiterei schließlich doch nicht zur Verwendung kommt und kommen kann, läßt uns die Enttäuschung begreifen, welche die Perser erleben müssen.

Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß man die folgenden Kapitel, wie überhaupt alle Abschnitte der Erzählung mit besonders spannendem Inhalt, möglichst rasch lesen soll. Eine nur ganz langsam und tropfenweise stattfindende Kenntnisnahme kann das jugendliche Gemüt in seiner hellen Begeisterung für die Griechen und in seiner warmen Teilnahme an der guten Sache nicht vertragen. Sie würde ihm allen Genuß verderben. So überschlagen wir denn auch Kap. 103 (den Anfang

ausgenommen) und 104, beschäftigen uns aber zunächst noch nicht mit Miltiades, sondern mit Phidippides.

K. 105. Ein Notschrei um Hilfe oder ein Mensch, der in einer alles entscheidenden Stunde mit einer Aufgabe betraut wird, von der Sieg oder Niederlage abhängt, kann bei jung und alt der wärmsten Teilnahme stets gewiß sein. So interessiert auch unser Eilbote Phidippides die reifere Jugend viel mehr, als man vielleicht anzunehmen geneigt ist.

Zunächst ist er ein alter Bekannter von der Quarta her. Bessere Schüler haben noch den Wortlaut der Stelle bei Cornel. Nepos Milt. IV. in der Erinnerung (Phidippum cursorem eius generis, quod hemerodromae vocatur, Lacedaemonem miserunt, ut nuntiaret, quam celeri opus esset auxilio). In der Quarta wurde offenbar nur die körperliche Leistungsfähigkeit des Dauerläufers bewundert, der den beinahe dreißig Meilen langen Weg von Athen nach Sparta in zwei Tagen zurücklegt und ebenso schnell wieder zurückkehrt. In Obersekunda erweitert sich das Interesse. Besonders die geistigen und sittlichen Eigenschaften des Phidippides erregen unsern Beifall, seine patriotische Gesinnung vor allem. Seine ganze Lebenskraft stellt er in kritischer Zeit in den Dienst des Vaterlandes. Er muß ein außerordentlich vertrauenerweckender und zuverlässiger Mann gewesen sein; denn sonst hätte man ihn für diese hochwichtige Aufgabe nicht ausersehen. Ein lebhaftes Verantwortlichkeitsgefühl war nicht sein geringster Vorzug. (Eine ähnliche Rolle spielt der Pädagoge Sikinnus vor der Schlacht bei Salamis (VIII, 75), und im deutschen Krieg 1866 Graf Finkenstein, der Flügeladjutant des Königs, zur Ermöglichung des Sieges von Königgrätz. Bekanntlich überbrachte dieser Offizier nach einem nächtlichen Gewaltritt von mehr als sechs Meilen um vier Uhr morgens dem Kronprinzen die Nachricht, daß die Schlacht auf den 3. Juli festgesetzt sei.)

Die Persönlichkeit des Phidippides gewinnt auch noch dadurch an Bedeutung, daß angeblich ein Gott es nicht verschmäht, mit ihm in unmittelbare Verbindung zu treten. Der Gott betrachtet in diesem Falle den flinken Athener als ein Organ der Regierung, als einen vollwertigen Vertreter der athenischen Volksgemeinde, der er in schwerer Not seine Unterstützung in bedingter Form verspricht. Der „panische" Schrecken, der die Perser bei Marathon ergriffen hat — nach der Auffassung und Überlieferung

der Athener ein Beweis von der erneuten Zuwendung der Gunst des mitfühlenden Gottes —, war auf diese Begegnung in erster Linie zurückzuführen.

So tiefernst die Sache an sich ist, so kann doch nicht geleugnet werden, daß die äußerst anmutige, von unserem liebenswürdigen Erzähler mit wenigen Worten gegebene Darstellung ein Situationsgemälde entwirft, das eines gewissen mystisch-phantastischen Reizes, ja eines höchst poetischen Zuges nicht entbehrt. Man muß sich nur mit Wärme in den Geist der Zeit im allgemeinen und in die Lage der Dinge im besonderen versenken, um dem gläubigen Herodot nachempfinden zu können.

Unaufhaltsam, nur mit den notwendigsten Ruhepausen, dem geflügelten Hermes in den Lüften (Verg. Än. IV, 238ff.) vergleichbar, eilt er dahin, der wackere Athener, auf den Fittichen vaterländischer Begeisterung. Argos hat er bereits hinter sich und überschreitet auf dem Trochospaß die Felswand des Parthenion. Die Stimmungsgewalt lautloser Stille und menschenleerer Einsamkeit hat ihn ergriffen. Mit einem tiefempfundenen Gebet zum Pan, dem der Berg selbst heilig war, und dem man ein besonderes Heiligtum in der Bergwildnis[16] errichtet hatte, erleichtert er sein beklommenes Herz. Da — täuscht er sich nicht? — hört er ganz von ferne mit gemischten Gefühlen die Töne der Syrinx und bald darauf die laute Stimme des anrufenden Pan. Er hemmt seine Schritte; heiliger Schauer ergreift sein ohnedies aufgeregtes Herz. Nunmehr nimmt er in Ehrfurcht die Aufträge des mitfühlenden Gottes entgegen. Der plötzliche Ruf des Pan in der Waldeinsamkeit hat ihm anfänglich einen tiefen Schrecken eingejagt; aber die Überraschung war einer freudigen Zuversicht gewichen, und unter ihrem Eindruck eilt er jetzt in gehobener Stimmung von dannen.

„Märchen noch so wunderbar, Dichterkünste machen's wahr.“ Dieses Wort Goethes, das bei der Lektüre der Dichter oft da eintritt, beruhigt und weitergehen heißt, wo der nüchterne Verstand Verstöße gegen die Folgerichtigkeit und Ähnliches gefunden zu haben glaubt, gilt auch hier. Oder will jemand leugnen, daß Herodot mit dieser Erzählung dem Homer näher steht als dem Thukydides, zwischen denen er aufs natürlichste den Übergang vermittelt?

---

[16] Vgl. E. Curtius, Peloponnesos, I, 260.

Nachdem wir auf diese Weise der Phantasie in dem Sinne von Gestaltungskraft, die das Gelesene zu wirklicher innerer Anschauung erhebt, Nahrung gespendet, wollen wir doch nicht versäumen, auch den kühl abwägenden und ergründenden Verstand in Tätigkeit treten zu lassen. Wir stellen an den Schüler die Frage, wie es denn überhaupt zu erklären ist, daß Phidippides diese Erscheinung gehabt haben will?

Zunächst sei darauf hingewiesen, daß die Vorstellung von dem persönlichen Eingreifen der Götter schon durch den Einfluß des homerischen Epos den Griechen ganz geläufig war. Andererseits steht doch wohl bei Phidippides der Glaube an die Belebtheit des Waldes mit göttlichen Wesen fest. Daß der bekannte plötzliche Ruf des Pan jeden Augenblick erschallen könne, darauf mußte er gefaßt sein.

Nun bedenke man, in welcher Verfassung der Mann sonst war. Seine ganze Natur war aufgewühlt, äußerlich durch die außergewöhnliche körperliche Anstrengung, besonders aber innerlich durch das klare Bewußtsein von der Wichtigkeit seiner Sendung. Einige ausgenommen, wie z. B. den tiefernsten, leidgeprüften und selbstbewußten Miltiades, zitterte ja alles in Griechenland, wenn man den Namen der Perser auch nur nannte (ἦν τοῖσι Ἕλλησι καὶ τὸ οὔνομα τὸ Μήδων φόβος ἀκοῦσαι, VI, 112). — Eine ähnliche Situation hat der Schüler schon im Kampfe Cäsars mit Ariovist kennen gelernt (Cäs. bell. gall. I, 39).

Die Gewalt dieser Stimmung wurde noch unwiderstehlicher durch den eigentümlich wirkenden Aufenthalt in der menschenleeren, dagegen von reißenden Tieren[17] nicht unbelebten wilden Gebirgsgegend. Dem Bann dieser Stimmung konnte sich dieser Mann nicht entziehen, der außerdem von der Wichtigkeit seiner Sendung fest überzeugt und von einem starken Verantwortlichkeitsgefühl beseelt war. Alle diese Einflüsse zusammengenommen erzeugten jene tiefgehende Aufregung bei Phidippides, in der er alles gehört und gesehen haben kann.

---

[17] „In den Wäldern (Arkadiens) lebte eine wilde Tierwelt, welche den vollständiger angebauten Küstenländern fremd geworden war. Wölfe sind bis auf den heutigen Tag in Arkadien zu Hause; Bären und Eber erhielten die Bewohner des Landes in fortwährender Kampfübung und erprobten die Tüchtigkeit der gerühmten Jagdhunde von Tegea.“ E. Curtius, Peloponnesos, I, S. 156.

Bei der Würdigung dieser kleinen Erzählung, die echt griechischen Geist atmet, kommen die drei Geisteskräfte, das Gedächtnis, die Phantasie (als Gestaltungskraft) und der Verstand, angemessen zur Verwendung. Unsere Ausführung ist zugleich eine Vorlage dafür, was man aus einer anscheinend belanglosen und nebensächlichen Notiz in pädagogischer Beziehung machen kann, wenn man sich wahrhaft mit Liebe und Hingebung in seinen Schriftsteller versenkt.[18]

Das nämliche Kap. 105 gibt ferner Veranlassung, die in Untersekunda gewonnene Anschauung von der Akropolis in Athen wieder wachzurufen. Am nordwestlichen Abhang des Burgfelsens weihte der Staat dem Pan eine Grotte zum ewigen Dank. Auch der Held des Tages ehrte den Pan. Dies geht aus einem Simonidesfragment (bei Bergk 133) hervor.

Τὸν τραγόπουν ἐμὲ Πᾶνα, τὸν Ἀρκάδα, τὸν κατὰ Μήδων,
τὸν μετ' Ἀθηναίων στήσατο Μιλτιάδης.

Ebenso wird unsere Aufmerksamkeit auf die speziell athenische Einrichtung der Leiturgia gelenkt, hier in der Form der λαμπάς, an einer anderen Stelle (VIII, 98) λαμπαδηφορίη genannt. Letztere kann nach Abschluß des Ganzen zur kurzen Besprechung der griechischen Gymnastik überhaupt und deren Verhältnis zu unseren heutigen Anschauungen Veranlassung geben. Ist doch der Erfolg der griechischen Hopliten in der Schlacht bei Marathon nicht zum geringsten ihrer gymnastischen Ausbildung zuzuschreiben.

K. 106.

Die politische Sendung des Phidippides hat nicht den gewünschten Erfolg. Er wendet sich vergebens an die Liebe der Lakedämonier zum allgemeinen Vaterland. Daß sie nicht erscheinen zu können glauben, erfüllt den Schüler mit Trauer und

---

[18] In Schulen, wo die Heranziehung der französischen Literatur nahe liegt, können bei gar manchen Anlässen Schilderungen aus Barthélemy, Voyage du jeune Anacharsis en Grèce, mit Nutzen verwendet werden, vorausgesetzt jedesmal, daß seine Mitteilungen nicht durch die Ergebnisse der neueren Forschung überholt sind. So ist hier seine Voyage d'Arcadie III, 52 für den Lehrer sehr lesenswert.

Das Erlebnis des Phidippides hat dichterisch dargestellt Charles de Pomairols in seinem L'abandon du dieu Pan. (La nature et l'âme, III.)

Schmerz, daß dagegen die Platäer in der Stunde der Gefahr zur Stelle sind, mit Befriedigung und Freude (Kap. 108 ohne den Exkurs). Armes und verbildetes junges Herz, das solcher Regungen nicht fähig sein sollte!

K. 108.

K. 109. Im weiteren Verlauf der Dinge tritt uns als besonders sympathische Persönlichkeit Miltiades entgegen. Sein Auftreten ist fest, selbstbewußt und siegesgewiß. Edle Begeisterung, volle Zuversicht und innerste Überzeugung machen seine Worte unwiderstehlich. An ihm bewahrheitet sich, was Quintilian instit. orat. X, 7 sagt: „Pectus est, quod disertum facit", das heißt „die Überzeugung macht beredt" und die aus ihr hervorgehende Liebe zur Sache. Nichts weniger war er wie ein „tönendes Erz oder wie eine klingende Schelle" (I. Kor. 13). Die Stärke seiner Zuversicht spricht sich besonders aus in den Worten „ἢν γὰρ σὺ γνώμῃ τῇ ἐμῇ προσθῇ, ἔστι τοι πατρίς τε ἐλευθέρη καὶ πόλις πρώτη τῶν ἐν τῇ Ἑλλάδι".

Miltiades war durch seinen zwanzigjährigen Aufenthalt im Ausland erfahren und weltklug geworden, kriegstüchtig und unternehmend. Er hatte einen weiten Blick gewonnen; unüberwindliche Gefahren und Schwierigkeiten kannte er nicht. Ans Führen und Herrschen war er gewöhnt und deswegen für die ihm zugedachte Rolle wie geschaffen. Er brauchte sich nicht erst einzuleben. Er war die treibende Kraft vor, bei und nach der Schlacht.

Wir sehen auch hier den Satz bestätigt, daß der Aufschwung eines ganzen Volkes gewöhnlich nur auf die Anregung und Tätigkeit einzelner Männer zurückzuführen ist (vergl. Themistokles bei Salamis, Scipio im Rate der verzweifelten Aristokraten in Canusium, Liv. XXII, 53, Gneisenau, Bismarck u. a.). Miltiades gibt die Entscheidung durch seine hinreißenden Worte an den hochherzigen Kallimachus, die in dessen patriotischem Sinn den erfreulichsten Anklang finden.

Auf entscheidenden Stufen der Handlung führt Herodot seine Helden redend ein. Auch hier geschieht es, um den bedeutenden Mann näher zu kennzeichnen. Deshalb hat Herodot der Ansprache des Miltiades eine der eigenartigen Persönlichkeit ganz entsprechende Färbung gegeben. Aus seinen Worten weht ein starker Hauch von soldatischer Kraft und Entschlossenheit. Ein klares Bild seiner Persönlichkeit entrollt sich vor unseren Augen. Bei aller Besonnenheit ist „fortes fortuna iuvat" des Miltiades Losungswort.

Die kurze, aber inhaltsvolle Ansprache an Kallimachus weist folgende Hauptgedanken auf: 1. Die Zukunft des Vaterlandes hängt von dir ab. 2. Niemals war Athen und Griechenland in einer größeren Gefahr als jetzt. 3. Doch ist uns der Sieg gewiß, wenn es nur erst zur Schlacht kommt. 4. Dazu fehlt im Kriegsrat noch eine Stimme, die deinige. 5. Die bedenkliche Stimmung einer gewissen Partei mahnt zur Tat. 6. Schenke mir dein Vertrauen und stimme wie ich. 7. Unsterblicher Ruhm wird dein Lohn sein.

Die gliedernde Inhaltsangabe einer Rede wie überhaupt jeder dazu passenden kleineren oder größeren Einheit ist ein vorzügliches Mittel für die geistige Gymnastik. Sie schärft den Verstand, prüft und läutert das Verständnis, erzieht zur Gründlichkeit und vermittelt die Aneignung derjenigen Kenntnisse, die das unmittelbare Ergebnis des Sachunterrichts sind. Zugleich liegt in den Disponierübungen eine äußerst wirksame Unterstützung des deutschen Unterrichts.

Wenn der ganze Abschnitt, die Schlacht bei Marathon darstellend, zur Gewinnung eines Gesamteindruckes gelesen ist, und wir zur Betrachtung und Würdigung des einzelnen schreiten, dann wird uns Kap. 109 Veranlassung geben, dem Schüler noch eine andere, mehr sprachliche Aufgabe zu stellen. Es kommt darauf an, etwas zu entdecken, auffallend zu finden, einen Unterschied zu suchen und festzustellen. Gemeint ist der große Abstand der sprachlichen Darstellung in der gewöhnlichen enarratio von der Fassung einer Rede.

Wenn auch noch nicht viel, so ist doch genug gelesen, um eine Vorstellung von der herodotischen Form der Darstellung bekommen zu haben. Die gemütliche Art, sich gehen zu lassen, welche die Übersicht nicht gerade erleichtert, wird dem begabteren Schüler schon längst aufgefallen sein. Wir ziehen einen wohlbekannten römischen Historiker zum Vergleich heran, nämlich Cäsar, und fragen, ob auch hier wie dort die Sätze in der bekannten Fügung der historischen Periode, festgeschlossen wie ein römisches Agmen, auftreten. Die richtige Antwort wird nicht ausbleiben. Wir gehen in der Betrachtung weiter, bis wir zum Begriff der angereihten Rede, λέξις εἰρομένη (Aristot. Rhet. III, 9) gekommen sind, die dem Herodot so recht eigentümlich ist.

Mit dieser Errungenschaft kehren wir wieder zu der Rede des Miltiades zurück und stellen einen Ver-

gleich an zwischen den anderen Kapiteln und diesem. Dort zwanglos aneinandergereihte Sätze von durchschnittlich größerem Umfang, untermischt mit zahlreichen Anakoluthien, die dem Schüler in der ersten Zeit die Übersicht und damit das Verständnis nicht wenig erschweren; hier auffallend kurze Sätze, die in ausgeprägtester Form auftreten und in schärfster Betonung den zahlreichen Gedanken zum Ausdruck verhelfen. Man kennt seinen Schriftsteller gar nicht mehr, er ist ein ganz anderer geworden.

Den Grund dieser merkwürdigen Erscheinung zu finden, ist eine neue Aufgabe, die der Beobachtungsgabe und dem Betrachtungssinn der Schüler nunmehr gestellt wird.

Der Wesensunterschied zwischen Erzählung und Rede, um den es sich hier handelt, wird bald festgestellt sein. Dies ist der Ausgangspunkt, der uns zum richtigen Weg führt, auf dem wir bald auch zur Erkenntnis der Verschiedenheit ihres Zweckes gelangen. Die Erzählung will vorher Unbekanntes mitteilen und weiter vermitteln; die Rede dagegen will überreden, gewinnen, erobern, fortreißen.

Um eine abweichende, gegnerische Meinung niederzukämpfen und um Stimmen zu gewinnen, bedarf es einer ganz bewußten Pflege des Ausdrucks, einer sorgsamen und nachdrücklichen Geltendmachung möglichst zahlreicher, in scharfer Gliederung vorgebrachter Gründe, die in stürmischer Rücksichtslosigkeit Schlag auf Schlag über den Vertreter der Gegengründe niedergehen, bis sie dessen Stellung zum mindesten erschüttert, wenn nicht eingenommen haben.

Nebenher geht vielfach eine bewußte Erregung der Affekte. Wie gut sich Herodot auf dieses Mittel versteht[19], zeigt uns ebenfalls die Rede des Miltiades. Schon ehe er den Kallimachus über den Gegenstand seiner Sorge aufklärt, sucht er bereits auf dessen Ehrgefühl einzuwirken, eine tiefgehende Besorgnis zu erwecken und sich an seinen Patriotismus zu wenden. Nachdem er dann sein Anliegen vorgetragen hat, geht er zum Schluß über, nicht ohne abermalige Erregung der nämlichen Affekte.

So erklärt es sich, daß derselbe Historiker, der in

---

[19] Vgl. Sauser, Analys. einiger Herod. Reden. Progr. Salzburg 1889, S. 15.

seinem allgemeinen Plane und in dem abhandelnden Teile seines Werkes Klarheit und Ebenmaß der Teile nur zu oft vermissen läßt, plötzlich in einer eingelegten Rede eine ganz durchsichtige Anordnung zeigen kann.[20]

Bei dieser Gelegenheit können wir Fühlung gewinnen mit dem Unterricht in der römischen Geschichte und Sprachentwicklung. Eine verwandte Erscheinung ist nämlich der merkwürdige Einfluß des Wettbewerbes zwischen Konsuln und Volkstribunen auf die Ausbildung der lateinischen Sprache. Vor der Einsetzung des Tribunats brauchte der leitende Beamte die Volksversammlung nur in schlichter Form zu belehren und zu unterweisen. Später dagegen war es ihm unerläßlich, durch rednerische Mittel aller Art dem gefährlichen Mitbewerb der Tribunen zu begegnen.

Wer nicht überreden konnte, sei es nun durch Angabe von Vernunftgründen, sei es durch Einwirkung auf Herz und Gemüt, der war für das öffentliche Leben verloren. So erklärt sich aus dieser Entwicklung heraus zum Teil der rhetorische Charakter der lateinischen Sprache, sowohl der geschriebenen wie der gesprochenen.[21]

In Kap. 110 finden wir den militärischen Oberbefehl in den Händen von zehn Feldherren, die sämtlich durch Volkswahl jährlich neu eingesetzt werden. Einer ähnlichen Einrichtung begegnen wir bei den Römern. Sie haben zu spät eingesehen, daß die Ernennung der Feldherren lediglich nach Maßgabe ihrer Befähigung zu treffen ist, nicht aber das Ergebnis der Wahlurne sein darf. Den täglich wechselnden und mit einem bestimmten Tag ablaufenden Oberbefehl haben wir hier wie dort. Daß diese Einrichtung durchaus unzweckmäßig ist, beweist die Geschichte des hannibalischen Krieges. Meinungsverschiedenheiten der Führer, nicht einheitliche Durchführung der wichtigsten Maßregeln, nicht auf sachliche Erwägungen, sondern auf Ehrgeiz und gereizte persönliche Stimmung zurückgehende Unternehmungen sind die unausbleiblichen, verhängnisvollen Folgen.

K. 110.

---

[20] Vgl. Adolf Philippi, Die Kunst der Rede. Deutsche Rhetorik, Leipzig, Grunow, 1896, S. 13.

[21] Über das rhetorische Gepräge der römischen Literatur vgl. Manso in Vermischte Abhandlungen und Aufsätze; Aly, Geschichte der römischen Literatur, S. 9 ff. Über die Mitwirkung anderer Einflüsse vgl. E. Norden, a. a. O., S. 164 ff.

Das Verderbliche einer solchen Einrichtung, zumal in der Stunde der Gefahr, scheint übrigens schon ein Teil der zehn Feldherren bei Marathon eingesehen zu haben. Denn die meisten ordneten sich freiwillig dem Miltiades unter. Sie waren mit seiner Idee einer Defensiv-Offensivschlacht einverstanden, von seinem besseren Urteil in allen taktischen Fragen überzeugt und versprachen sich viel von seiner vorzüglichen Vertrautheit mit der persischen Kampfesweise. Ihr Entschluß, zugunsten der gemeinsamen Sache auf ihr Recht zu verzichten und aus eigenem Antrieb an einen ihrer Amtsgenossen ihre Befugnis abzutreten, zeugt von hohem patriotischen Sinn und edlem Opfermut.[22]

Bei jeder passenden, das heißt ungezwungen sich ergebenden Gelegenheit muß die Jugend darauf hingewiesen werden, daß sich die echte und wahre Liebe zum Vaterland nicht in hohlen Worten zeigt, die vielfach nur unedle persönliche Motive verdecken sollen, sondern daß sie sich durch die Fähigkeit kundgibt, Opfer zu bringen, also dem Vaterland zuliebe auf etwas zu verzichten, dessen Genuß und Gebrauch einem von Rechts wegen zusteht.

K. 111 bis 115. Die Erweiterung der Kenntnisse vollzieht sich auf dem Gymnasium in konzentrischen Kreisen. Auf alles in den unteren und mittleren Klassen Dagewesene möge man daher in den oberen bei passender Gelegenheit zurückkommen. „Gerade dadurch muß das Gymnasium die Folgerichtigkeit seines Aufbaus erweisen, daß es stets wieder durch Anknüpfen an Früheres dieses auffrischt und zeigt, daß man nicht ungestraft ein Glied in der Kette ausläßt."[23]

Ein Zurückgreifen auf Cornel. Nepos empfiehlt sich beispielsweise hier sehr. Nach Beendigung des betreffenden Abschnittes bei Herodot lese man rasch Cornel. Nepos, Milt. IV—VIII.

---

[22] Ein ähnliches, ewig denkwürdiges Beispiel edler Entsagung und kostbarer Selbstverleugnung der guten Sache zuliebe gab Blücher in der Schlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1813. Er, der älteste, siegreichste und begeistertste General der verbündeten Armeen, stellte sich freiwillig unter den Fremdling Bernadotte, den „Millionenhund von Racker", nur um ihm auch den letzten Vorwand des Zögerns zu nehmen und die allgemeine Sache zu fördern.

[23] Dettweiler, Didaktik und Methodik des lateinischen Unterrichts (Baumeister, Handbuch), S. 191.

Es hat einen eigenen Reiz für den Obersekundaner, an sich selbst wahrzunehmen, daß er diesem schwer zu behandelnden Gast seiner ersten gymnasialen Jugend nicht mehr so ohnmächtig und schüchtern gegenübersteht wie ehedem.

Die Sache selbst anlangend, wird der große Unterschied zwischen dem Bericht des Herodot und dem des Nepos auffallen. Man lasse die einzelnen Abweichungen suchen und feststellen. Dies erscheint um so notwendiger, als die herodotische Erzählung nicht genügt, um sich ein klares Bild von dem ganzen Hergang der Schlacht zu machen.

Der schroffe Gegensatz zwischen den Berichten des Herodot und des Nepos besteht zunächst darin, daß es sich nach letzterem um eine Defensivschlacht der Griechen handelt, die offenbar einem Zusammenwirken der persischen Bogenschützen und Reiter aus dem Wege gehen wollten.

Bei Herodot ist davon keine Rede. Ferner läßt Nepos die persische Reiterei am Kampfe teilnehmen; Herodot erwähnt sie gar nicht. Und doch sind nach seiner eigenen Mitteilung besondere Transportschiffe für Pferde gebaut worden. Bei Eretria haben die Perser nichts Eiligeres zu tun, als ihre Reiterei ans Land zu setzen (κατασχόντες ἐς ταῦτα τὰ χωρία αὐτίκα ἵππους ἐξεβάλλοντο, Kap. 101). Auch die Ebene von Marathon ist eigens zu dem Zweck eines Reiterangriffs ausgesucht worden (Kap. 101). Deswegen haben sich auch nach Herodot die Perser selbst gewundert, daß die Griechen ohne Reiterei eine Schlacht wagen wollten (Kap. 112). Wo war also die Reiterei geblieben, und was ist mit ihr geschehen, auf deren Verwendung die Perser doch die größte Hoffnung setzten?

Bei keinem einzigen Schriftsteller ist die Rede von einer Beute an Pferden, die doch für die Griechen äußerst wertvoll gewesen wäre. Nepos spricht wenigstens von einer starken Verwendung der Reiterei im Kampfe (equitum decem milia in aciem produxit), ebenso von den durch die Griechen getroffenen Vorsichtsmaßregeln.

Dagegen weiß Nepos nichts von einer Entfernung von acht Stadien (2400 Schritt), welche die Griechen nach Herodot bei der Gefechtsentwicklung im Laufschritt zurückgelegt haben sollen.

Mit welchen Erwägungen und Berichtigungen muß hier vorgegangen werden? Diese Frage beschäftigt den spekulativen Sinn auch des Schülers in hohem Maße.

Ein Eingreifen der Reiterei hat jedenfalls nicht stattgefunden; sonst hätte sich Herodot die Schilderung dieses Teiles der Schlacht als des vielleicht interessantesten nicht entgehen lassen. Die Bemerkung des Nepos müssen wir demgemäß als wertlos fallen lassen; sie wird wohl auf einem Mißverständnis beruhen. Ebenso wird es sich mit dem angeblichen Dauerlauf von acht Stadien bei Herodot verhalten. Vielleicht hat sich die erste Verfolgung der Perser durch die Griechen so weit erstreckt, nämlich vom Ausgang des Tales von Vrana, dem Orte der Aufstellung, bis zum Soroshügel. Eine solche Leistung ist eine physische Unmöglichkeit. Zudem wäre dieser Dauerlauf zum größten Teil zwecklos gewesen; denn er hätte die Griechen ganz unnötig ermattet und erschöpft. Berechtigt war er erst, als die Griechen in den Bereich der feindlichen Schußwaffe kamen; ihrer verderblichen Wirkung sollte möglichst wenig Zeit gegeben werden.

Seine volle Richtigkeit wird es dagegen nach inneren, aus der Lage der Dinge entnommenen Gründen mit der von Nepos überlieferten Defensiv-Offensivschlacht haben. Man muß sich nur vorstellen, daß die Begriffe von Defensive und Offensive dem Vertreter einer volkstümlichen Überlieferung, wie Herodot es war, nicht so geläufig waren, mag er sie in militärischen Kreisen auch öfters gehört haben. Bei der ganzen Geistesanlage eines Mannes wie Herodot muß man auf solche Dinge von vornherein verzichten. Daran, daß Herodot den Charakter der Schlacht als einer Defensiv-Offensivschlacht nicht ausdrücklich hervorhebt, darf man also keinen Anstand nehmen.

Daß aber Herodot von der Reiterei nichts erwähnt, erklärt sich daraus, daß sie überhaupt nicht mehr zur Stelle war. Sie war wohl bereits wieder an Bord zur Weiterfahrt bestimmt. Die günstige Stellung der Griechen hatte die Perser dazu veranlaßt. Sie wollten an einer anderen Stelle landen. In der Ausführung dieses Vorhabens begriffen, wurden sie von Miltiades, der jetzt seine Defensivstellung aufgab, angegriffen. So oder ganz ähnlich muß man sich die Sache vorstellen. Dies ist bekanntlich die Ansicht von Curtius[24], der Eschenburg[25] und Wecklein[26] beitreten.

---

[24] Ernst Curtius, Griechische Geschichte, II⁶, S. 24.

[25] Eschenburg, Topographische, archäol. und militärische Betrachtungen auf dem Schlachtfeld von Marathon. (Vortrag, gehalten am 4. Dezember 1886 in der archäol. Gesellschaft zu Berlin.)

[26] A. a. O., S. 274 ff.

Im übrigen behandelt die Schlacht auf dem Fenchelfeld in allen ihren Möglichkeiten und Unmöglichkeiten sehr genau und scharfsinnig Delbrück[27], den ich zu vergleichen bitte. Nur darf man nicht glauben, daß sie so, wie Delbrück sie ausmalt, verlaufen sein muß; sie kann so verlaufen sein.

Sollte also, wird der Schüler fragen, Herodot, die Hauptquelle für die Geschichte der Perserkriege, von Nepos nicht benutzt worden sein? Das wäre ja unverzeihlich. Darauf ist zu sagen, daß der jonische Dialekt des Herodot den Römern immer zu schaffen gemacht hat, und daß sie deswegen das Studium eines späteren griechischen Schriftstellers, nämlich des Ephorus, vorzogen, der ebenfalls die Perserkriege erzählt und seiner Geschichte das Werk des Herodot als Hauptquelle zugrunde gelegt hat. Ephorus hat schon wegen seiner freieren rhetorischen Darstellung dem Geschmacke der Römer mehr zugesagt. Ebenso führten die übersichtliche Anordnung des Stoffes und der den Römern geläufige attische Dialekt den römischen Gelehrten immer auf das Studium des Ephorus, nicht des Herodot.[28] Herodot war damals überhaupt kein Modeschriftsteller, nicht einmal bei den Griechen, geschweige denn bei den Römern.

Wenn nun außerdem erwähnt wird, daß die von Nepos genannten Quellen gar nicht die von ihm am meisten benutzten sind, daß dagegen der stark herangezogene Ephorus nicht namhaft gemacht wird, so ist dies der sich von selbst ergebende Ausgangspunkt zur Gewinnung einer neuen Anschauung, in der sich auf dem Gebiete des literarischen Lebens das Altertum von der Neuzeit wesentlich unterscheidet. Ich meine die uns eigentümlich berührende Erscheinung, daß man im Altertum den Begriff des literarischen Eigentums nicht gekannt hat.[29]

---

[27] Delbrück, Die Perserkriege und die Burgunderkriege. S. 52 ff., und Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte, I, S. 41 ff.

[28] Selbst Cicero wird schwerlich das Originalwerk gelesen haben. Vergl. Hermann Ball, Die Bekanntschaft röm. Schriftsteller mit Herodot. Progr. Berlin, 1890, S. 21.

[29] „Im ganzen Altertum bestand die Sitte, bei der Darstellung die Hauptquelle nicht zu nennen, vielmehr nur diejenigen Notizen unter Beifügung ihrer Gewährsmänner aufzuführen, welche dieser Hauptquelle widersprachen oder sie in wesentlichen Punkten ergänzten“, Wiede-

K. 114. Von den bei Herodot mitgeteilten Einzelheiten heben wir nur die Tat des Kynegirus hervor. Sie war im Altertum hochgepriesen und findet Nachahmung in einem Seetreffen bei Massilia, wo ein römischer Seesoldat Cäsars, mit Namen Acilius, ein feindliches Schiff mit seiner Rechten festzuhalten suchte. Als man sie ihm abhieb, sprang er in das Schiff hinüber und bahnte sich mit der Stachelspitze seines Schildbuckels einen Weg mitten durch die Feinde (Sueton. div. Jul. 68).

Im Anschluß daran greife man in die Geschichte des gallischen Krieges zurück und lasse eines der vom Tertianer bewunderten Beispiele römischer Tapferkeit (etwa den edlen Wettstreit der Centurionen Pulio und Vorenus, Cäs. bell. gall. V, 44) in der Erinnerung des Sekundaners neu erwachen. Ein Beispiel aus Xenophon, das sich leicht in dem Gedächtnis erhält, ist der Wettstreit des Agasias, Kallimachus, Eurylochus und Aristonymus in Anab. IV, 7. Aus der mittelalterlichen Geschichte kann man etwa der Tat Arnolds von Winkelried in der Schlacht bei Sempach gedenken, aus der neueren des Opfermutes des Feldwebels Probst bei Erstürmung der Düppeler Schanzen.

Erfahrungsgemäß ist das jugendliche Herz für die Bewunderung einer hervorragend tapferen Tat immer zu haben. Wenn also der Schriftsteller diese Saite zufällig selbst anschlägt, so muß man durch Erweiterung des Stoffes dafür sorgen, daß dieser Ton nicht ungehört verklingt, sondern im Gemüte des Schülers einen noch kräftigeren Widerhall findet.

K. 116. Kap. 116 bringt uns mit einer für die Geschichte der Wissenschaft bedeutsamen Stätte zusammen. Man lasse über das Gymnasium Kynosarges in Verbindung mit der Akademie und dem Lykeion wenigstens eine kleine Notiz in das Sammelheft eintragen.

Was den Gebrauch von Anschauungsmitteln anbelangt, so muß man im allgemeinen sehr vorsichtig sein, wenn der beabsichtigte Zweck erreicht werden soll.[30] Das durch die Lektüre

mann, a. a. O., S. 23. Neueres siehe bei L. Adam, Die Unsicherheit des literarischen Eigentums bei Griechen und Römern. Düsseldorf 1907.

[30] Vgl. Gustav Schneider, Hellenische Welt- und Lebensanschauungen in ihrer Bedeutung für den gymnasialen Unterricht. Gera, Hofmann, 1893, S. 31 ff.

und die Zutaten des Lehrers in der Vorstellung der Schüler hervorgerufene Bild wird nur gar zu leicht abgeschwächt. So kommt es, daß sich mancher Schüler recht enttäuscht fühlt.

Die bildliche Darstellung muß einen bestimmten Gesamteindruck gewinnen lassen. Nur ein lebens- und bewegungsvolles Schlachtbild kann einen willkommenen Anblick gewähren. Das Knackfußsche Bild entspricht dieser Forderung. Erst wenn die Schüler die Auffassung des Künstlers in ihrer Gesamtheit auf sich haben wirken lassen, kann man auch daran gehen, die griechische und persische Bewaffnung im einzelnen miteinander zu vergleichen. Der Knackfußsche Entwurf, der ja auf antiken Denkmälern beruht, ebenso die Cybulskischen Bildertafeln, in Verbindung mit den Ausführungen bei Delbrück[31] werden gute Dienste leisten. Auf diese Dinge kommt man später im Geschichtsunterricht bei der Schlacht von Carrhä und in der Frage über die Ursachen der römischen Niederlage zurück.

Bei dieser Gelegenheit sei auch ein Urteil erlaubt über die Brauchbarkeit des Kaulbachschen Bildes der Schlacht von Salamis in der Schule. Es ließe sich sogar für zwei Schlachten verwenden. Denn die wohlgelungene Zeichnung des vor Enttäuschung und Wut vom Thron aufspringenden Königs stellt auch einen Vorgang während des Ringens in den Thermopylen dar. Aber wir müssen leider Kohl[32] recht geben, wenn er meint, daß das Kaulbachsche Bild „mit seinen vielen Frauen nur verwirrend und trübend wirkt".

Die Kapitel 117 und 118 werden als minder wichtig ausgelassen. Kap. 119 beschäftigt sich mit dem Schicksal der gefangenen Eretrier. Der Gegenstand selbst, die zwangsweise vollführte Übersiedelung in ein fremdes Land, ist nicht neu. Besonders bei den Persern war sie eine sehr beliebte Regierungsmaßregel. Das Exil der Juden zu Babylon kann zum Vergleich herangezogen werden.[33] Ferner macht Liv. I, 29, wo die Einwohner von Alba Longa nach Rom auswandern müssen, mit einem ähnlichen Vorgang bekannt. Die Verpflanzung der

K. 119.

---

[31] Vgl. Delbrück, a. a. O., S. 1—43.

[32] Kohl, Griechischer Unterricht (Rein, Encyklop. Handbuch der Pädag.), S. 55.

[33] Vgl. „Das Exil der Juden zu Babylon und das Exil der Eretrier zu Ekbatana" in „Deutsche Aufsätze" von Jonas, Berlin, Gaertner, S. 42 ff.

Sachsen nach anderen Gauen Deutschlands gehört ebenfalls hierher.

In Hinsicht auf die Tatsache, daß hier ein kleiner Volksteil im fernen Ausland seine Muttersprache nebst vaterländischen Sitten treu bewahrt (Herodot hebt dies ausdrücklich hervor: μέχρι ἐμέο εἶχον τὴν χώρην ταύτην φυλάσσοντες τὴν ἀρχαίην γλῶσσαν. Übrigens war es schon das zweite Geschlecht der dort Angesiedelten, das Herodot kennen lernte. Dann ist das treue Festhalten am Heimischen allerdings sehr bemerkenswert. Vgl. Stein, Ausgb. d. Herodot I. Einleitung S. XV), erinnern die Eretrier an die Siebenbürger Sachsen. Hier wie dort hat der Unterschied der Sprache und Religion, sowie die höhere Bildung, die sich auch auf fremdem Boden in allen Lebensäußerungen gezeigt haben muß, gewissermaßen einen schützenden Wall aufgeworfen, der die Eigenart erhielt. Das Bewußtsein, im Besitze einer überlegenen Bildung zu sein, ließ keine Geneigtheit aufkommen, ihr eigenes Wesen zugunsten fremder Einverleibungsversuche preiszugeben. Je mehr Trennendes, desto geringer die Gefahr der Verschmelzung.

Darius selbst scheint die Vorzüge der Griechen richtig gewürdigt zu haben; sonst hätte er ihnen nicht eine schonende Behandlung zuteil werden lassen und sie auf einem seiner Güter als Kronbauern angesiedelt. Nichtsdestoweniger erlischt in ihnen das griechische Heimatsgefühl nicht, von dessen Kraft und Innigkeit schon Odysseus ergreifende Proben abgelegt hat, und dem in der Odyssee, besonders I, 57ff., IX, 34ff. und XIII, 353ff., wahrhaft überwältigender Ausdruck verliehen wird. Nicht mit Unrecht nennt Emanuel Geibel die Odyssee „das Lied des Heimwehs“. Schon die ersten Verse seines weihevollen Gedichtes „Heimweh“ erwecken in uns diejenigen Gefühle, welcher wir bei Betrachtung des vorliegenden Gegenstandes nicht entraten können:

„O Heimatliebe, Heimatlust,
Du Born der Sehnsucht unergründet,
Du frommer Strahl, in jeder Brust
Vom Himmel selber angezündet,
Gefühl, das wie der Tod so stark
Uns eingesenkt ward bis ins Mark“.

Tiefes Mitgefühl mit den armen Entführten ergreift uns, die weit schlimmer daran sind als die Juden in Babylon. Denn ihr

Harren und Sehnen ist aussichtslos. Nur „den Wolken, die nach Westen jagen“ (Schiller, M. Stuart III, 1), können sie ihre Grüße auftragen.[34] Ungestillt müssen sie ihre Sehnsucht nach der Heimat mit ins Grab nehmen. Der Juden Gebete dagegen gehen in Erfüllung. Sie dürfen wieder den Boden bebauen, der ihre Väter hervorgebracht, und der den verheißenen Erlöser des Volkes wird erstehen lassen.

Die den Unglücklichen geltenden Epigramme:

Εὐβοίης γένος ἐσμὲν Ἐρέτριον, ἄγχι δὲ Σουσῶν
Κείμεθα, φεῦ, γαίης ὅσσον ἀφ' ἡμετέρης.

Aus Euböa gebürtig, Eretrier sind wir, bei Susa
Liegen wir, ach, wie weit ist's doch vom heimischen Strand![35]

und:

Οἵδε ποτ' Αἰγαίοιο βαθύρροον οἶδμα πλέοντες
Ἐκβατάνων πεδίῳ κείμεθ' ἐνὶ μεσάτῳ.
Χαῖρε κλυτή ποτε πατρὶς Ἐρέτρια, χαίρετ' Ἀθῆναι,
Γείτονες Εὐβοίης, χαῖρε θάλασσα φίλη.

Uns, die sonst des ägäischen Meers tiefströmende Fluten
Schiffend gefurcht, umhüllt jetzt, o! Ekbatanas Flur.
Heil dir, treffliche Mutter, Eretria, Heil dir, Athenä,
Nachbarin Euböas, Heil dir, befreundetes Meer.[36]

deuten an, daß den Eretriern alles in der Welt nicht ihre Heimat ersetzen konnte. Wir können uns lebhaft in ihren Gemütszustand versetzen und finden auch an ihnen bestätigt, was Odysseus den Phäaken versichert (Od. IX, 34ff.):

Οὐδὲν γλύκιον ἧς πατρίδος οὐδὲ τοκήων
Γίγνεται, εἴπερ καί τις ἀπόπροθι πίονα οἶκον
Γαίῃ ἐν ἀλλοδαπῇ ναίει ἀπάνευθε τοκήων

das heißt, was nützt mir eine fette Pfründe, wenn ich unter fremden Menschen leben soll und nicht die Süßigkeit genießen darf, die heimische Erde zu schauen und die teueren Eltern. Ja „jedem ist das Elend finster, jedem glänzt das Vaterland“ (Uhland, Bidassoabrücke).

Unwiderstehliche Sehnsucht nach der Heimat, die aber unbefriedigt bleiben muß, Unzufriedenheit mit der Umgebung und sich stets steigernder Lebensüberdruß sind die Grundzüge des qual-

---

[34] Vgl. Béranger, Les hirondelles.
[35] Vgl. Anthol. Palat. ed. Dübner, VII, 259.
[36] Bei Philostratus, Leben des Apoll. v. Tyana, Kap. 24.

vollen Seelenzustandes der Eretrier. Auch sie können mit dem Psalmisten sagen (Psalm 137): „Wie sollten wir singen des Herrn Gesang im fremden Lande? Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meine Rechte vergessen; es klebe meine Zunge an meinem Gaumen, wenn ich dein nicht gedenke, wenn ich Jerusalem nicht setze zur ersten meiner Freuden."

Kap. 119 ist übrigens noch in anderer Beziehung von Wichtigkeit. Es berichtet uns, daß nicht weit von Arderikka der berühmte Brunnen ist, der Erdöl und Erdpech enthält. Zum besseren Verständnis dieser Stelle ist Herod. I, 179 heranzuziehen, wo von den Asphaltquellen in Hit an der Nordgrenze Babyloniens die Rede ist. Dort erfahren wir auch die Verwendung des heißen Asphalts zur Befestigung der Steine, das heißt, er diente den Babyloniern als Mörtel, dessen Dauerhaftigkeit unerreicht ist. (Uralt ist demnach dieses Mittel, das jetzt auch bei uns zur Ausfüllung der Lücken zwischen den Pflastersteinen benutzt wird.)

Aber nicht allen Ländern gestattete die sonst freigebige Hand der Natur dieses vorzügliche Baumittel. Man mußte sich mit Lehm begnügen, der zwischen die Quadern gestrichen wurde, bis eine neue Methode den Kalkmörtel einführte. Man verweise die Schüler auf Liv. XXI, 11, wo es heißt, daß die Stadtmauern von Sagunt noch nach der alten Bauart hergestellt waren (Caementa non calce durata erant, sed interlita luto structurae antiquae genere).

Aus Asphalt bestand bei den Babyloniern der ganze Boden des Erdgeschosses, der dann dem andringenden Grundwasser mit seinen Krankheitskeimen eine Grenze setzte und die Bewohner frühzeitig auf die Erfindung von schlechten Wärmeleitern, Schilfmatten und kunstvollen Teppichen, brachte.[37]

Aber auch als Heilmittel für zahlreiche Krankheiten hat der Asphalt schon im Altertum eine große Rolle gespielt.[38] Nicht minder ist er heute noch als Mittel gegen Hautkrankheiten und Rheumatismus in den betreffenden Ländern hochgeschätzt. Auch

---

[37] Vgl. Krauth, Babylonien nach der Schilderung Herodots. Progr. Schleusingen 1892, S. 11.

[38] Vgl. von Oefele, Asphalt als Medikament bei den alten Ägyptern, Pharm. Post, 1897, Nr. 2.

im sonstigen wirtschaftlichen Leben kam und kommt er zur Verwendung. „Das Öl tritt an vielen Stellen (im westlichen Kaukasus) als schwarze, teerige Masse zutage, und vielfach bedeckt es die Erdoberfläche als stark oxydiertes asphaltisches Bitumen. Die Eingeborenen verwenden das Öl zum Schmieren von Wagenachsen, zum Auspichen von Tierhäuten behufs Aufbewahrung des Weines und als Mittel gegen Hautkrankheiten und Rheumatismus.“[39]

Noch interessanter ist die Frage, ob schon die Alten Petroleum in Lampen gebrannt haben. Sie muß entschieden bejaht werden. Bei Dioskorides de materia medica heißt es unter dem Worte ἄσφαλτος: gignitur (bitumen) et in Agrigentino Siciliae agro, liquidum fontibus supernatans, quo ad lucernarum lumina olei vice utuntur, quodque Siculum oleum falso appellant, namque liquidi bituminis species est. Dazu vgl. Plinius hist. nat. XXXV, Kap. XV, sect. 51. Aber von besonders konstruierten Petroleumlampen, die im Altertum gebraucht worden wären, hat man doch nichts gehört! Hier hilft ein Rückschluß. Herr Hans Höfer, Professor an der Bergakademie in Leoben, teilt mir mit, daß nach seiner persönlichen Erfahrung die Bauern in Rumänien die nämliche Art Erdöl als Brennmaterial in ihren gewöhnlichen Öllampen und als Wagenschmiere verwenden. Der Benzingehalt des Erdöls sei eben sehr verschieden. Dieses Erdöl müsse bereits alle seine leicht flüchtigen Bestandteile verloren haben. Unter ähnlichen Bedingungen dürften wohl auch im Altertum die Leute in der Gegend von Agrigentum das Rohöl als Leuchtmittel benutzt haben.

K. 121 bis 130.

Die Kap. 121—130 werden vielfach als minderwichtig und den Gang der Handlung unliebsam verzögernd ausgelassen. Aber man bedenke das „varietas delectat“! Und abwechslungsreich ist unser Schriftsteller wie kaum ein anderer. Lebaigue hat recht, wenn er in seinen Récits d'Hérodote (Paris, Belin) nachdrücklich hervorhebt, que la variété est un des caractères, et, comme l'a dit Fénelon, une des grâces d'Hérodote. Wer also auf sie nicht verzichten will, mag sie wohl unter einem ganz bestimmten Gesichtspunkt lesen.

Der erste Abschnitt, Kap. 121—124, enthält die Rechtfertigung der Alkmäoniden und bietet Gelegenheit, Herodot

[39] Chem. Zeitung, 1899, Nr. 82.

in Offenbarung der wichtigsten und notwendigsten Eigenschaft eines Geschichtsschreibers, nämlich der Wahrheitsliebe und außerdem in der Betätigung seiner historischen Kritik, kennen zu lernen.

Man pflegt ja den Schülern zu Beginn der Herodotlektüre mitzuteilen, daß Herodot „der Vater der Geschichte" heißt, und zwar hauptsächlich aus zwei Gründen. Einmal, weil er Geschichte und nicht Geschichten erzählt und die Weltgeschichte an dem Faden des großen Waffenganges zwischen Griechen und Barbaren aufreiht; ferner, weil er, im Gegensatz zu den Logographen, der Überlieferung kritisch gegenübersteht. Diese Mitteilung an die Schüler hat aber nur dann Wert, wenn ihr Inhalt im einzelnen an Beispielen klar gemacht wird. Die Auseinandersetzung über die angebliche Schuld der Alkmäoniden ist wenigstens in einer Beziehung eine passende Gelegenheit dazu.

Es handelt sich darum, daß die Alkmäoniden den Persern den Rat gegeben haben sollen, Athen zu überrumpeln. Mit einem Schilde hätten sie den Feinden das verabredete Zeichen gegeben (Kap. 115 und 123).

Man könnte sagen, wenn Herodot von der inneren Unglaubwürdigkeit, ja Albernheit dieser Beschuldigung felsenfest überzeugt war, so hätte er sie einfach unerwähnt lassen sollen. Das geht gegen die Grundsätze Herodots. Er verheimlicht nichts, was er gehört hat. Denn in erster Linie will er erzählen, nicht, was er für wahr hält, sondern was ihm zu Ohren gekommen ist, mag es nun nach seinem Wunsch und Geschmack sein oder nicht. Dieses Verfahren bezeichnet er ausdrücklich als seinen Grundsatz VII, 152: „ἐγὼ ὀφείλω λέγειν τὰ λεγόμενα, πείθεσθαί γε μὲν οὐ παντάπασι ὀφείλω, καί μοι τοῦτο τὸ ἔπος ἐχέτω ἐς πάντα λόγον. Ich muß sagen, was mir gesagt wurde, aber ich brauche nicht alles zu glauben, und dieses Wort soll mir für jede Erzählung (in diesem Werke) gelten." Gerade darin zeigt sich seine Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe. Er hält es eben nicht vereinbar mit seiner Aufgabe als Geschichtsschreiber, von bestehenden Gerüchten absichtlich keine Kenntnis zu nehmen, selbst wenn es sich um mißgebildete Auswüchse einer krankhaft erregten Volksphantasie handelt.[40] Nein, jede Nachricht teilt

---

[40] Sehr richtig bemerkt Niebuhr, Vorträge über alte Geschichte, I, S. 386: „War vor Herodot über die Perserkriege nichts wesentliches

er seinem Publikum mit, wie der Naturforscher auch Mißbildungen der erzeugenden Natur vorführt, mag er sie in ihrer Entstehung erklären können oder nicht.

Geht ihm aber eine Überlieferung durchaus gegen seinen gesunden Menschenverstand, oder liegt die innere Unwahrscheinlichkeit nach seiner Meinung klar zutage, dann gibt er in der entschiedensten Weise seinen persönlichen Standpunkt zu erkennen, wie hier in der Schuldfrage der Alkmäoniden (θῶυμα ὦν μοι καὶ οὐ προσίεμαι τὴν διαβολὴν τούτους γε ἀναδέξαι ἀσπίδα, Kap. 123). Handelt es sich um weniger wichtige Dinge, oder läßt der Gegenstand verschiedene Beurteilung zu, dann fügt er wenigstens mit einem bescheidenen und nicht verletzenden „ώς μὲν ἐμοὶ δοκέειν“ seine Auffassung und seine Einwände hinzu.

Immerhin läßt sich die Neigung Herodots nicht hinwegleugnen, einer seinen moralisierenden Ideen zusagenden Form der Erzählung vor anderen, die er auch mitteilt, den Vorzug zu geben. Doch in Anbetracht der dabei hervortretenden Unbefangenheit können wir ihm nicht böse werden.

Der zweite Abschnitt[41] (Kap. 125—130, vgl. S. 35) ist

Historisches geschrieben, so erwägen Sie einmal, welche Veränderungen die Tradition, die durch keine Schrift aufbewahrt war, in einem so langen Zeitraume erleiden, wieviel Fabelhaftes in dieser Zeit hinzukommen konnte. Es ist bekannt, daß die Erzählungen über den Zug Napoleons nach Ägypten im Munde der ägyptischen Araber schon jetzt eine ganz fabelhafte Gestalt erhalten haben, die zu dichten man hundert Jahre für nötig halten sollte, und solche Beispiele sind häufig. Beschäftigt ein Ereignis die Gemüter, so verändert es sich in der Erzählung unglaublich, man setzt Begebenheiten um, vertauscht das Frühere und Spätere. Wir können uns von der Lebendigkeit und Beweglichkeit der Traditionen gar keinen Begriff machen, weil bei uns alles gleich niedergeschrieben wird.“ Wie leicht die erregte Menge in der Stunde der Gefahr Gespenster und Schreckbilder sieht, dafür führt Delbrück, a. a. O., S. 60ff., aus der neueren und neuesten Kriegsgeschichte ergötzliche Beispiele an. — Man lasse solche Dinge nicht unerwähnt. Der Schüler ist zu leicht geneigt, sich den antiken Menschen in seinem Denken und Fühlen anders vorzustellen als den modernen. Und doch bleibt in dieser allgemein menschlichen Beziehung wahr, was Seume sagt: „Die Menschen sind, was Menschen immer waren“.

[41] Man könnte auch noch Kap. 131 hinzunehmen und dann Kap. 125 bis 131 als ein Ganzes unter einem einheitlichen Gesichtspunkt betrachten, wie es Tournier (Hérodote, Morceaux choisis, Paris, Hachette) getan hat unter dem Titel „Histoire d'une famille parvenue“.

eine methodische Einheit für sich. Er schildert die Werbung um Agariste, die schöne Fürstentochter Sikyons. Es ist ein ganz eigenartiges, für die Lebensführung an griechischen Fürstenhöfen sehr bezeichnendes Bild, das sich vor unseren Augen entrollt. Auch steht es in der Lektüre der Obersekunda nicht gerade allein da, insofern es sich in seinen Hauptzügen mit dem Leben und Treiben der Freier am Herrensitz des Odysseus auf Ithaka vergleichen läßt, zu dem es freilich in einer wichtigen Beziehung wieder im schärfsten Gegensatz steht.

Die höchst anmutige Erzählung ist aber nicht allein unterhaltend und belehrend im besten Sinne des Wortes, sondern sie hat auch einen hohen sittlichen und erzieherischen Wert besonders für die reifere, ins Leben tretende Jugend. Man lasse am Schlusse der Lektüre eine Überschrift aufstellen, die gerade die sittliche Seite ins Auge faßt. Etwa „Wert der Maßhaltung und Selbstbeherrschung für das menschliche Leben“ oder „Im Übermut kann der begabteste Mensch sein Lebensglück verscherzen“.

Insofern aber der in Rede stehende Abschnitt ein Beispiel episodischer Einschaltung vorstellt, bringt er auch einen Beitrag zur weiteren Kenntnis der schriftstellerischen Eigenart Herodots. Denn gerade die Episode ist so recht unserem Künstler eigentümlich und entspricht seinem innersten Geist. Die gemütliche und behagliche Ausbreitung über alles Wissenswerte stand auch in Übereinstimmung mit dem Geschmack und den Forderungen der Zeit. Es ist doch natürlich, daß das siegesfrohe Griechenvolk nach erkämpfter Freiheit auch die Geschichte des überwältigten Barbaren und seiner Länder kennen lernen wollte; ebenso verlangte es aber auch für die hellenische Vorzeit eine möglichst genaue Rücksichtnahme, die seinem nunmehr erhöhten Selbstbewußtsein entsprach.

Die episodische Verbindung von Nebenpartien mit dem Hauptbau war also notwendig geworden. Herodot ist sich dieser Einrichtung vollauf bewußt und äußert sich selbst darüber IV, 30: προσθήκας δή μοι ὁ λόγος ἐξ ἀρχῆς ἐδίζητο. Gerade auf dieser künstlerischen Einwebung von Episoden beruht auch oft die Möglichkeit einer nichts weniger als auffälligen Verknüpfung des Geographischen mit dem Geschichtlichen.

Wir haben eben das überschäumende Kraftgefühl eines hervorragenden Erzählertalentes vor uns, das mit

jugendlichem Sinn alles interessant findet, gepaart mit einem stets siegreich durchdringenden Streben, alles zu einer künstlerischen Einheit zu verbinden und zu verschmelzen.

„Je veux bien qu'il y ait aussi le sentiment de l'enfant qui regarde avec le même sérieux le brin d'herbe et le chêne, le nain et le géant. Mais cette innocence de l'esprit qui s'éveille sur toutes choses, ne s'est vue qu'une fois. Hérodote regarde avec la même surprise le grand et le petit, un dieu et un lézard. Tout est grand pour lui, et il donne la grandeur à tout."[42]

Wenn nun gar noch persönliche Beziehungen dazu kommen, so ist die Geneigtheit, weiter auszuholen, erst recht begreiflich. Und das ist hier der Fall. Herodots Sympathien für die Alkmäoniden und seine engen Beziehungen zu ihnen[43] sind ja bekannt. Sein abermaliges Zurückkommen (Kap. 123 gegen 115) auf diesen Gegenstand und sein längeres Verweilen bei ihm findet also hierin seine Erklärung. Aus welchem anderen, mehr äußeren Grunde Herodot hier so redselig geworden ist, lasse man die Schüler auf kombinatorischem Wege selbst finden. Gemeint ist die jedenfalls berechtigte Annahme, daß unserem Schriftsteller die Hausarchive und mündlichen Traditionen der betreffenden Familien wohl Material in Hülle und Fülle zur Verfügung gestellt haben.

Bemerkenswert ist ferner die Erscheinung, daß Zahl und Ausdehnung der Episoden mit dem Fortschreiten des Werkes geringer werden. Zuletzt verschwinden die Einschaltungen vollständig. Solange eben das welthistorische Schauspiel noch in einer gewissen Ferne schwebt, widmet Herodot den Griffel seiner Muße mit weitgehender Nachgiebigkeit jedwedem merkwürdigen Gegenstand der inneren und äußeren Menschenwelt, der zu seinem Hauptziel in irgendeiner Beziehung steht. In den letzten drei Büchern wird dagegen jede größere Abschweifung

---

[42] Edgard Quinet, Vie et mort du génie grec. Paris, Germer-Baillière, 1875, S. 18.

[43] Eine Verherrlichung bezw. Rechtfertigung der Alkmäoniden enthält also unsere Episode jedenfalls; aber es ist aus vielen Gründen zu weit gegangen, wenn man meint, sie habe bestimmten Zwecken der Tagespolitik gedient, nämlich der Abwehr der Anfechtungen, die Perikles, der berühmteste Sprosse des Alkmäonidengeschlechts, im Jahre 430 in Athen erfahren hat.

vermieden, um alle Kraft und alles Interesse auf die Darstellung des Entscheidungskampfes zwischen Europa und Asien, zwischen Kultur und Barbarei, zwischen Knechtschaft und Freiheit zu richten.

Der Begriff der Episode selbst ist den Schülern übrigens aus der Lektüre der Odyssee schon bekannt. Die nahe Verwandtschaft Herodots mit Homer haben wir bereits mehrmals nach verschiedenen Richtungen hin feststellen können. Hier bietet sich eine neue Seite der Vergleichung dar. Fassen wir alles zusammen, so können folgende Berührungspunkte angegeben werden: Die große Ähnlichkeit des Dialekts, die Weichheit und der Wohlklang der dialektischen Formen, die wundervolle Harmonie des Inhalts und der Form[44], die Anmut und Lieblichkeit der Sprache[45], die wohltuende Sinnlichkeit und lebensvolle Anschaulichkeit im Ausdruck der Gedanken (ein Beispiel dafür I, 87: οὐδεὶς οὕτω ἀνόητός ἐστι, ὅστις πόλεμον πρὸ εἰρήνης αἱρέεται. ἐν μὲν γὰρ τῇ οἱ παῖδες τοὺς πατέρας θάπτουσι, ἐν δὲ τῷ οἱ πατέρες τοὺς παῖδας), die gemütliche Ruhe und Breite der Erzählung, die kunstvolle Einwebung von Episoden, die Einführung der Hauptpersonen in Reden, das Einflechten von Gesprächen, die Frömmigkeit und Gottesfurcht der Gesinnung, der Glaube an Wunder, Zeichen und Orakel.

---

[44] Vgl. Friedrich Jacobs, Über einen Vorzug der griechischen Sprache in dem Gebrauche der Mundarten, in „Akademische Reden und Abhandlungen“, I. Abteil., S. 395 ff.

[45] Es macht Freude, zu sehen, wie die Schriftsteller der alten und neuen Zeit in bildlichen Ausdrücken gewissermaßen wetteifern, um die anmutige Natürlichkeit (χάρις αὐτοφυής nach Dionysius von Halikarnaß) der herodotischen enarratio zu schildern. So Cicero: „Sine ullis salebris, quasi sedatus amnis fluit“ (or. 12); Quintilian, IX, 4: „In Herodoto cum omnia leniter fluunt, tum ipsa διάλεκτος eam habet iucunditatem, ut latentes etiam numeros complexa videatur“, und X, 1: „Dulcis et candidus et fusus Herodotus“. H. Taine, Essai sur Tite Live IV: „Ses (des Herodot) pensées tombent sans bruit et en foule comme les flocons de neige qui en une nuit couvrent la campagne. Son style est l'image de son esprit . . . . c'est la mollesse et la fluidité d'une eau pure“. Dahlmann, Herodot, in den Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, II, S. 185: „Der silberne Strom seiner Worte breitet sich nachlässig aus, seiner unsterblichen Quelle gewiß, überall rein und aufrichtig, bis zum seichten oder tiefen Grunde“.

Was insbesondere die Ähnlichkeit im Satzbau anbelangt, so weisen wir auf die vielen bei Herodot vorkommenden Anakoluthien hin, mit denen er sich beinahe auf gleicher Stufe sprachlicher Entwicklung mit Homer befindet. Diese Entgleisungen tragen nicht wenig zum Reiz der Naivität bei, der über der herodotischen Sprache wie ein duftiger Schleier liegt. Der Hauptgrund dieses Hinübergleitens aus einer Form in die andere liegt darin, daß es einen wirklichen Unterschied zwischen mündlicher Rede und Schriftsprache damals noch nicht gab. Und so wird eben die Praxis der mündlichen Äußerung beibehalten. In der Seele des Redenden taucht urplötzlich eine andere, gleiche oder gar bessere, Fassung des Gedankens auf, deren Anziehungskraft so mächtig ist, daß die zuerst beliebte Form aufgegeben wird.

Der Epiker hat bekanntlich nur für das Ohr gedichtet; ähnlich ist es bei Herodot. Auch seine Erzeugnisse waren recht eigentlich zum rhapsodischen Vortrag vor Zuhörern bestimmt, und dazu gelangten sie auch in öffentlichen und privaten Kreisen.

Herodot schrieb so, wie er ungefähr gesprochen haben würde.[46] Es ist demnach ein für die Würdigung des Herodot unerläßliches Erfordernis, uns bei ihm alles gesprochen zu denken, was wir lesen. Schon daraus ergibt sich als notwendige Aufgabe für die Schule, auf ein ausdrucksvolles, sinngemäßes und schönes Lesen, das als solches erst nach der Durcharbeitung eintreten kann, als besondere Leistung großen Wert zu legen.[47]

K. 131. Kap. 131 verdient aus allgemeinem Interesse für geschichtliche Größen gelesen zu werden.

K. 132 bis 136. Auf den Schluß des sechsten Buches, die Erzählung von dem traurigen Ende des Miltiades (Kap. 132—136) zu verzichten, halten wir nicht für angezeigt. Das spätere Schicksal des Helden kann dem Schüler durchaus nicht gleichgültig sein. Und wo lebhaftes Interesse gleichsam als gewachsener Boden beim Schüler schon vorhanden ist und nicht erst durch Anregungen von seiten des Lehrers hervorgerufen zu

---

[46] Vgl. Creuzer, a. a. O., S. 157; ferner Paul Kleber, Die Rhetorik bei Herodot, Programm, Löwenberg i. Schl., 1889, S. 25 ff.; ebenso Paul Cauer, Die Kunst des Übersetzens, S. 55 und 64.

[47] Vgl. Kohl, a. a. O., S. 53.

werden braucht, da soll man mit Vergnügen dieses Gebiet betreten. Auch die verblaßten Erinnerungen von der Quarta her aus dem Bericht des Nepos Milt. VII. erheischen eine Ergänzung. Ferner fordert der ganze Vorgang zur Ableitung einer Nutzanwendung auf, ebenso zur Anstellung eines Vergleiches mit der Behandlung eines bekannten ähnlichen Falles bei Livius, was den Schüler schließlich zur Erkenntnis der schriftstellerischen Eigenart des Herodot einerseits und des Livius andererseits führt.

Daß unser Held an einer in septische Entzündung übergegangenen Wunde, die er sich auf Paros bei einem Sprung von einer Feldmauer zuzog[48], elend sterben muß, bar jeder Lebensfreude, erfüllt von Verdruß über die Undankbarkeit seiner Mitbürger und über den Haß seiner Gegner — wer dächte nicht an Armin, den Befreier Germaniens! —, nimmt von vornherein das Mitgefühl des Schülers aufs stärkste in Anspruch. Das Wort Dunckers: „Eine Schmach für Athen“ wird er bereitwillig anerkennen.

Auf der anderen Seite kann der Schüler hier lernen und muß bedenken, daß wir oft nicht gerecht handeln, wenn wir nur das Herz mit seinem menschlichen Rühren entscheiden, nicht aber auch den Verstand zum Wort kommen lassen. Der kalt berechnende und ruhig abwägende Verstand sieht in dem Verhalten der Athener nicht ausschließlich Wankelmut und Undankbarkeit; vielmehr vermißt er die richtige Wertschätzung geleisteter Dienste durchaus nicht. Der mächtige, kraftvolle und tatendurstige Eigenwille einer bedeutenden Persönlichkeit wird eben in einem republikanischen Gemeinwesen immer für eine große Gefahr angesehen. Auch bei den Athenern war es so (vgl. Corn. Nep. Milt. VIII). Dies hätte Miltiades bedenken müssen. Sein Glück machte ihn in seinem autokratischen Wesen blind gegen den Umfang seiner eigenen Ansprüche einerseits und den Umschwung der öffentlichen Stimmung andererseits. Der Schüler muß hier zur Einsicht kommen, daß demjenigen, der Glück und Erfolge hat, Maßhaltung und Selbstbeherrschung erst recht not tut. (Ein glänzendes Beispiel aus der neueren Geschichte ist Kaiser Wilhelm I.)

---

[48] Herod. VI, 134: καταθρώσκοντα τὴν αἱμασιὴν τὸν μηρὸν σπασθῆναι· οἱ δὲ αὐτὸν τὸ γόνυ προσπαῖσαι λέγουσι. Die medizinischen Dinge bei Herodot hat zusammengestellt und bestens erläutert Moeller, Die Medizin im Herodot für Mediziner und Philologen, Berlin 1903.

So geht es eben in einer Demokratie zu, wo naturgemäß der feste Mittelpunkt einer billig ausgleichenden monarchischen Regierungsgewalt fehlt und der größte und verdienstvollste Mann der Laune der wetterwendischen „aura popularis" (Ausblick auf Demosthenes und Horaz, „civium ardor prava iubentium", „turba mobilium Quiritium", „volgus infidum") unterworfen ist und leicht deren Opfer werden kann.

Deswegen führt uns die eingehendere Betrachtung der Dinge zu der Erkenntnis, daß die Stellung des Staatsmannes im antiken republikanischen Staat viel schwieriger war als im modernen monarchischen. Dort ging der Sturz gleich ins Bodenlose, während heutzutage auch dem weniger glücklichen Politiker noch die Gnade des Fürsten und eine durch Ehre und Reichtum gesicherte Zukunft bleiben kann. In den Republiken des Altertums war es die Aufgabe der Staatsmänner, eine bewegliche, unbeständige, oft verblendete, immer furchtbare Volksversammlung durch die bloße Kraft persönlicher Talente, durch Festigkeit des Willens, durch die überzeugende Gewalt der Beredsamkeit zu überwältigen, aufzuregen oder zu besänftigen, zu Entschlüssen und Handlungen zu bestimmen (Vorbereitung auf Perikles in der Thukydideslektüre und Demosthenes). Wer kein Redner war, konnte kein Staatsmann werden. Die beste Arbeit in der Ruhe der Kabinette wäre ohne die Fähigkeit rednerischer Betätigung unnütz und wertlos gewesen. So mußte im Altertum gar mancher Staatsmann nach einem glänzenden Anfang bald fallen, weil das unreife, wankelmütige und urteilslose Volk, das vielfach von charakterlosen Parteiführern verführt war, die Entscheidung zu geben hatte (vgl. Kleon, Äschines, Clodius).

Als Schlußfolgerung ergibt sich, daß eine Republik große Staatsmänner, ohne die doch kein Staat zu dauernder Macht kommen kann, nicht lange zu ertragen vermag. So beweist gerade das Studium der alten Schriftsteller teils positiv, teils negativ den Segen und die Notwendigkeit unserer heutigen konstitutionellen Monarchie.[49]

Inhaltlich betrachtet, findet der Prozeß des Miltiades sein Gegenstück in dem Rechtsfall des Publius Horatius (Liv. I, 26). Auch da handelt es sich um eine causa publica, das heißt

[49] Vgl. Dettweiler, Die Erschließung der Gegenwart aus dem Altertum, Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1889, S. 9.

um einen Fall, bei dem nicht das Rechtsgefühl nur eines einzelnen verletzt ist und Genugtuung erheischt, sondern dasjenige eines ganzen Stadtstaates. Ein Unterschied besteht in dem Gegenstand des Vergehens. Dort hat durch die Ermordung eines Individuums das öffentliche Sicherheitsgefühl eine Verletzung erhalten; hier liegt infolge einer mit Staatsmitteln auf eigene Verantwortung unternommenen, aber gänzlich mißglückten kriegerischen Unternehmung angeblich ein Mißbrauch des öffentlichen Vertrauens vor, der außerdem noch mit einer bedeutenden Schädigung des Staatsvermögens verbunden ist.

Nachsicht waltet auf der einen Seite, streng sachliche Behandlung auf der anderen. Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens gilt in beiden Fällen. Ebenso soll hier wie dort nicht das Gutdünken und die Rechtserkenntnis eines Beamten, sondern das im Volke lebende Rechtsgefühl die Entscheidung geben. (Grundsätzlicher Streit über Volksgericht und Fachmännergericht!) Aber während über Horatius das ganze Volk abstimmt, sehen wir dagegen in dem Prozeß des Miltiades nur den Ausschuß der Heliasten tätig. Bei den Römern ist das Volk erst die oberste Instanz, bei den Griechen die erste und letzte.

Auch ein Vergleich mit modernen Verhältnissen kann hier recht lohnend sein. Römer und Griechen kannten z. B. die Einrichtung der Staatsanwaltschaft nicht. Ferner war im Gegensatz zu den heutigen Anschauungen ein bezeichnender Zug der antiken Rechtspflege die Beeinflussung des Urteils durch die Erweckung des richterlichen Mitleids (vgl. den Prozeß des Sokrates). In den genannten Fällen hat man von diesem Mittel den ausgiebigsten Gebrauch gemacht. Das ist Tatsache, aber die Mitteilung dieser Tatsache ist in beiden Schriftstellern außerordentlich verschieden.

Dies führt uns zur Anstellung eines kurzen Vergleiches zwischen Herodot und Livius. Eine gegenüberstellende Betrachtung von Liv. I, 26 und Herod. VI, 136 läßt ein Bild entstehen über die schriftstellerische Eigenart beider Historiker, das typischen Wert hat.

Niemand wird verkennen, daß der ganze Gegenstand, um den es sich handelt, nach Lage der Dinge und Eigentümlichkeit der auftretenden Personen für die schriftstellerische Behandlung ungemein lohnend ist. Der gefeierte Sieger und Erretter seines Volkes, der im Siegesrausch aus falscher Eitelkeit seine Schwester

getötet, und der am Wundfieber kranke Held, an Leib und Seele gebrochen, auf einer Bahre sprachlos daliegend, ebenfalls ein Erlöser seines Vaterlandes, und zwar in noch höherem Sinne — beide vor dem Volksgericht.

Bei Herodot wird der Vorgang verhältnismäßig kurz abgetan. Die Sprache ist so schlicht, einfach und naiv wie sonst auch. Die Erzählung scheint ihm von der Muse in den Griffel diktiert zu sein. Keinen Finger breit weicht er aus dem Rahmen der objektiven Berichterstattung. Alles ist wie von selbst geworden, ohne jede subjektive Zutat.

Bei Livius dagegen wird uns in den wärmsten Farben eine äußerst lebhafte Schilderung geboten. Der dramatische Stoff erlangt auch in der Darstellung eine drastische, ans Theatralische streifende Gestaltung und Gliederung von unwiderstehlicher Wirkung. Alles ist bewußte Kunst. Wie klar und gefällig die Abstufung der Handlung, wie berechnend und einnehmend der rhetorische Aufputz der Sprache und das Pathos des ganzen Tones, wie meisterhaft die Zerlegung der seelischen Affekte! Kurz, hier haben wir den bewußten Künstler, dort das naive Genie. (Vgl. Homer und Vergil, Volksepos und Kunstepos, ebenso Volkslied und volkstümliches Lied.)

Ein Glück für Athens Zukunft war der Sturz des Miltiades gewiß nicht. Die Entwicklung des Staates in der alleinrichtigen Bahn wurde aufgehalten.

Miltiades war den Führern der konservativen Partei, dem Aristides und Xanthippus, ein Dorn im Auge. Sie wollten, daß nach wie vor der politische Schwerpunkt im Sinne der Solonischen Verfassung in dem Grundeigentum liege. Miltiades verfolgte entgegengesetzte Ideen. Die seither übliche Anschauung hielt er für veraltet und unzureichend. Er lenkte den Blick des athenischen Volkes hinaus auf das einladende Meer als auf den gewiesenen Weg zur Machterweiterung. Insofern war er der Vorgänger des Themistokles, der uns später beschäftigen wird.

Die weltgeschichtliche Bedeutung des Sieges von Marathon aber, auf deren klare Erfassung durch den Schüler es vor allem ankommt, wollen wir mit den Worten Vischers[50]

---

[50] W. Vischer, Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland, Basel 1875.

geben: „Die Tat der Athener und des Miltiades bleibt gleich groß. Daß sie, die Bewohner eines Ländchens von wenigen Quadratmeilen, den seit siebzig Jahren in Feldschlachten unbesiegten und von Indien bis an die Grenzen Griechenlands als Herren anerkannten Persern unverzagt entgegentraten und sich vertrauensvoll ihrem Feldherrn unterordneten, ist das Hauptverdienst der Athener; daß er gegenüber der feindlichen Übermacht es nicht auf eine Belagerung in der Stadt ankommen ließ, sondern angriff, und daß er durch kluge taktische Anordnungen jene Übermacht fast unnütz machte, das begründet den unsterblichen Ruhm des Miltiades. Wir begreifen, daß die Athener stets mit besonderer Vorliebe des Tages von Marathon gedachten, wo sie allein den Feind bestanden, und daß ein späteres Geschlecht auf die Marathonkämpfer mit bewundernder Ehrfurcht wie auf ein Heroengeschlecht zurückblickte. Die Schlacht von Marathon hat die europäische Zivilisation vor Erdrückung durch den asiatischen Despotismus gerettet."

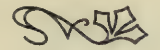
Nicht minder hoch ist der Wert der Schlacht bei Marathon in kriegsgeschichtlicher Beziehung. Er wird durch das Urteil Eschenburgs[51] ins richtige Licht gestellt. „Die Stellung, welche Miltiades gewählt hat, zeigt sich als eine strategische Flankenstellung von der größten Wirksamkeit und würde noch heute vollständig zweckentsprechend sein, ein Beweis, wie sehr die Grundprinzipien des Krieges aller Zeiten sich ähneln."

Dies genügt aber noch lange nicht einer schulmäßigen Betrachtung im erzieherischen Sinne. Unser Gegenstand hat auch noch eine philosophische Seite. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, besteht die Bedeutung des ungleichen Kampfes bei Marathon in dem Gepräge der Genialität, welches das erfolggekrönte Auftreten der Griechen an sich trägt. Denn der Sieg auf dem Fenchelfeld ist ein Glied in der Kette der zahlreichen Erscheinungen auf dem Gebiet des Kriegs- und Staatswesens der Griechen, ihrer Kunst und Literatur, die beweisen, daß die Griechen Meister waren in der Fertigkeit, mit wenig Mitteln viel zustandezubringen. Wenn Wissenschaft im allgemeinen die Kenntnis der Natur ist, ihrer Ge-

---

[51] Vgl. die Angabe auf Seite 28.

setze und Kräfte, und Kunst zunächst, wenn auch nicht lediglich, die Nachahmung der Natur, so waren die Griechen schon in diesem weiteren Sinne des Wortes die größten Künstler. Denn in der weisen Sparsamkeit der angewendeten Mittel und in der Treffsicherheit des Zieles erinnert das griechische Kulturleben auf Schritt und Tritt an den in der Natur waltenden Genius, und somit können die Griechen selbst genial genannt werden. Ein Volk aber von so vorbildlichem Wert hat besonders im Unterrichts- und Erziehungswerk der Gelehrtenschule höchsten Anspruch auf Beachtung und Studium für alle Zeiten.





Wie bedeutsam und lehrreich an sich, wie fruchtbar und brauchbar für den erziehenden Unterricht die im sechsten Buch mitgeteilten Ereignisse auch erscheinen, so sind sie doch nur als Vorspiel zu betrachten. Das eigentliche Drama kommt erst. Es ist der Zug des Xerxes. Dem recht glücklich entsprechend, nimmt auch der didaktische Wert der Herodotlektüre in den folgenden zwei Büchern nur zu. Wenn Otto Willmann allgemein sagt: „Es steckt viel pädagogischer Stoff und pädagogischer Sinn im Herodot", so gilt dies für die folgenden Bücher in noch weit höherem Maße.

Der Erweckung und Befriedigung eines vielseitigen Interesses wird reichlich Stoff geboten; die Fühlung mit anderen Unterrichtsgegenständen[1] ist leicht herzustellen; vielfach drängen sich die Beziehungen geradezu auf; Verstand, Gestaltungskraft, Herz und Wille finden einen nahrungspendenden Boden.

Aber auch hier darf, will man den Betrieb der Lektüre erzieherisch auffassen, nie vergessen werden, daß die Kenntnisnahme der einzelnen Tatsachen an sich nicht gerade viel Bildungswert in sich einschließt. Als oberstes Ziel muß vielmehr stets vor Augen stehen, dem Schüler ein tiefes Verständnis für die inneren Gründe beizubringen, die Griechenland zum freigewählten Kampf gegen die persische Invasion getrieben haben, und besonders ein lebhaftes Gefühl für die sittlichen Kräfte zu erwecken, die ihm in dem welthistorischen Zusammenstoß von Ost und West zum Sieg verholfen haben.

Die geschichtlichen Ideen, die hier Gestalt gewinnen, die geschichtlichen Wahrheiten, die hier

[1] Vgl. Ahlheim, Die Schriftstellerlektüre der Obersekunda nach den Grundsätzen der Konzentration. Programm, Bensheim, I., 1893, S. 19 ff.

zur Anschauung kommen, sie sind das Bildende, nicht der äußere Verlauf des Kampfes.

Hier wird aufs eindringlichste gepredigt und überzeugend für alle Zeiten nachgewiesen, daß der zielbewußte Zusammenschluß schwacher Gruppen den mächtigsten Gegner besiegen kann; daß äußere Machtmittel nichts bedeuten ohne das Bewußtsein der sittlichen Verpflichtung, für das Vaterland einstehen zu müssen; daß eine gewaltige, unförmige und indolente Masse nichts vermag gegen einen kleinen Gegner, der den Vorzug sittlicher und geistiger Überlegenheit hat; daß der äußere Zwang lähmt, die innere Begeisterung zu Taten aneifert.

In der gleichzeitig nebenhergehenden Liviuslektüre, die den Freiheitskampf der Römer schildert, finden wir manche abweichende, gerade deswegen aber interessante Züge. Es handelt sich nicht um eine Vielheit autonomer Einzelstaaten, die eine gemeinsame Gefahr vorübergehend zu eidgenössischer Verbindung gezwungen hat, sondern ein festgefügter Einheitsstaat kämpft um seine nationale Existenz und politische Selbständigkeit. Wir treffen aber auch bei einem Vergleich nicht den inneren Gegensatz an, bei dem auf der einen Seite Gesetzmäßigkeit, Freiheit und Bildung stehen, auf der anderen Willkür und Rechtlosigkeit, Knechtschaft und Barbarei. Denn Karthago war kein despotisch regierter Staat wie Persien. Aber bei ihrem starren, fremde Bildung ausschließenden Nationalwesen würden die Karthager nicht die Völker in sich verschmolzen haben, wie es die Römer getan; sie hätten deswegen im Westen auch nicht die Kulturmission übernehmen können, die beispielsweise Alexander der Große für das Morgenland erfüllt hat.

Das reifere Urteil wird darum den Karthagern seine Sympathie kaum schenken können, mag auch der von einer Persönlichkeit wie Hannibal ausgehende Reiz noch so stark anziehen. Die Jugend dagegen, die mit rückhaltloser, aber oft unklarer Begeisterung stets die schwächere und vermeintlich bedrückte Seite verteidigt, nimmt vielfach Partei für die Karthager. Ja, viele kommen in einen merkwürdigen Zwiespalt und teilen ihr Mitgefühl zwischen den beiden Gegnern.

Für die Perserkriege dagegen ist jede Unklarheit, jedes Schwanken vollständig ausgeschlossen. Nicht nur aus wohlbedachten Gründen, über deren sittliche Be-

rechtigung wir uns Rechenschaft geben können, sondern schon auf Weisung unseres natürlichen Gefühles für Recht und Billigkeit treten wir entschieden auf die Seite der Griechen, folgen mit Begeisterung ihren heldenmütigen Anstrengungen und freuen uns herzlich ihrer Erfolge.

Wir beginnen im siebenten Buch mit Kapitel 5. Was dazwischen liegt, teilen wir den Schülern kurz mit. Die wichtigste Persönlichkeit auf persischer Seite ist der Großkönig selbst. Nach seinem ganzen Auftreten zu Hause und im Kriege bietet er ein ungemein interessantes Charakterbild. Dieses wird natürlich nicht als ein fertiges Ganzes den Schülern bereits jetzt vorgezeigt, sondern in gemeinsamer Arbeit des Lehrers mit den Schülern angefangen und im Verlauf der Lektüre Strich für Strich ausgemalt. Die Jugend sammelt lieber, als daß sie fertige Reihen hinnimmt.

Unter den äußeren Kräften, die den Xerxes zum Kriege treiben, steht zunächst die Beeinflussung durch den zähen Willen eines Weibes obenan. Atossa herrscht seit dem Tode des Darius mehr denn je. Die geheimen Triebfedern ihrer Politik haben wir III, 134 kennen gelernt. Hier treten noch hinzu (Kap. 5 und 6) die Vorspiegelungen eines Günstlings (Mardonius, Haupt der Kriegspartei), die Aufreizungen auswärtiger Interessenten (der Aleuaden) und politischer Flüchtlinge (der Pisistratiden) und Seherbetrug. Onomakritus, ein Werkzeug der Pisistratiden, entblödet sich nicht, seinen Ruf zu schänden und sein heiliges Amt zu entweihen. Er mißbraucht das ihm von Xerxes geschenkte Vertrauen zu schnöder Täuschung (Beispiel von Mißbrauch und Ausartung geistlicher Macht, wenn sie der Gewalt eines mächtigen Fürsten zur Verfügung steht).

VII, 5 u. 6.

Ungleich wichtiger sind die inneren Beweggründe. Unter ihnen spielt nach der Ansicht Herodots die ὕβρις eine Hauptrolle. Sie wird in der Person des Königs geradezu verkörpert gedacht. Daß ein im Dienste der ὕβρις stehender Herrscher durch das Walten der sittlichen Weltordnung, die mit dem Strafgericht nicht ausbleibt, unbedingt zu Fall kommen muß, ist die sittliche Idee, um die sich die ganze Geschichtsauffassung Herodots dreht. Es ist deswegen vor allem notwendig, einen tiefen Einblick in den Seelen-

zustand des Königs zu tun, um die Macht der ὕβρις über sein Tun und Lassen kennen zu lernen. Der Abschnitt von Kap. 8—11 zeigt dazu den besten Weg.

An bedeutsamen Abschnitten in der Entwicklung der Handlung schiebt Herodot, wie schon bemerkt, mit Vorliebe Reden ein. Sie sind nach Form und Inhalt Glanzpunkte seiner Darstellung. Wohl in manchen Punkten frei erfunden, stets mit besonderer Färbung, je nach Stellung des Redenden, verfolgen sie ähnliche Zwecke, wie die Monologe im Drama. Die Erscheinung selbst ist nichts Neues. (Hinweis auf Homer, Xenophon, Livius; Vorbereitung auf Thukydides und Tacitus.) Dem objektiven, streng sachlichen Bericht des Erzählers treten die eingeschalteten Reden erläuternd, vertiefend, belebend zur Seite. Was der Schriftsteller selber nicht zu sagen Lust hat, weil er aus seiner Rolle nicht fallen will, legt er den redenden Personen in den Mund.

Auch die Kennzeichnung der einzelnen Persönlichkeiten wird dadurch wesentlich erleichtert. Wir bekommen einen Einblick in das Seelenleben der Helden, lernen ihre Stimmungen, Empfindungen, die Motive ihrer Handlungen, ihre starken und schwachen Seiten kennen. Die Charakterbilder, die ohne dieses Kunstmittel vielfach undeutlich und verschwommen wären, treten uns in klarster, feinster Ausprägung und mit wohltuender Verteilung von Licht und Schatten entgegen.

Über die Herkunft seiner Reden macht Herodot nirgends auch nur eine leise Andeutung im Gegensatz zu Thukydides (I, 22), der den realen Wert seiner eingeflochtenen Reden betont. Allgemein hält man die Reden bei Herodot für erdichtet. Daß sie aber alle entstanden seien ohne irgendwelche Anlehnung an eine mündliche oder schriftliche Überlieferung, die dem Herodot zu Athen oder auf seinen Reisen zu Ohren gekommen sein kann, ist durchaus unwahrscheinlich.

Unbegründet ist ferner der Vorwurf, daß alle Reden „nur seine (des Herodot) Natur zeigen, einander alle gleich sehen und ohne unterscheidende Charakteristik sind“.[2] Ein bewußtes Streben, durch Färbung und Ton zu charakterisieren, ist vielmehr unverkennbar.[3] So werden uns in VII, 8—11

---

[2] So Boeckh, a. a. O., S. 55.

[3] Vgl. Hammerling, Welcher Mittel bedient sich Homer zur Darstellung seiner Charaktere? Programm, Neuß 1857, S. 14. Vgl. auch

drei sich voneinander scharf abhebende Individualitäten vorgeführt.[4]

Auf der Höhe der Demegorien eines Thukydides stehen diese Reden freilich nicht. Überhaupt sind die Gespräche bei Herodot häufiger als die Reden. Die Natur der von Herodot erzählten Begebenheiten bringt das so mit sich, ebenso Stand und Lebensstellung der handelnden Personen; in Persien war keine Volksversammlung zu bekämpfen und zu erschüttern. Sehr lehrreich sind die Gespräche nicht minder. Es kommt sogar vor, daß der Historiker in ihnen seine eigene Lebensauffassung niederlegt, wie z. B. in VII, 46. (Vorbereitung auf die Chorgesänge der Tragiker.)

K. 8. In VII, 8 gibt Xerxes in längerer Rede im Staatsrat seine kriegerischen Pläne kund. Der Gedankengang der Rede ist etwa folgender:

Einleitender Gedanke: Die Eroberungspolitik ist Tradition in meinem Hause (νόμος). Hinweis auf Kyrus, Kambyses, Darius. Auch ich habe sie in mein Programm aufgenommen.

Aufstellung des Hauptsatzes: Der Gegenstand meiner Eroberungspolitik soll Europa bezw. Griechenland sein. Asien und Afrika (Ägypten) sind uns bereits untertan.

Motive: 1. allgemeine:
- a. Ländererwerb (προσκτήσομαι). Es soll keine politischen Grenzen mehr geben für Persien (Größenwahn!),
- b. κῦδος, Ehrgeiz (ἐφρόντιζον, ὅκως μὴ λείψομαι τῶν πρότερον γενομένων).

2. besondere:
Rache und Genugtuung (τιμωρίη καὶ τίσις).
- a. für die Teilnahme am jonischen Aufstand,
- b. für Marathon.

Kaibel, Stil und Text der Πολιτεία Ἀθηναίων des Aristoteles, Berlin, Weidmann, 1893, S. 66 f.

[4] Daß Herodot, wie Schnorr von Carolsfeld „Über die Reden und Briefe bei Sallust", Leipzig, Teubner, 1888, S. 76, meint, in VII, 8 den Ton eines Perserkönigs doch nicht ganz getroffen habe, wie ein Vergleich mit der großen Inschrift von Behistan beweise, in der Darius von seinen Taten spricht (vgl. Spiegel, Die altpersischen Keilinschriften), entkräftet unsere Auffassung ebenfalls nicht.

Schlußgedanke: a. Aufforderung, die Rüstungen eifrigst zu betreiben,
b. Wunsch, die Meinung seiner Getreuen zu hören.

Aus dieser Rede ergeben sich folgende charakteristische Züge für den Großkönig. Er handelt aus Rachsucht, Ländergier und Ruhmsucht. Daß die Unschuldigen neben den Schuldigen leiden müssen, rührt ihn nicht (οὕτω οἵ τε ἡμῖν αἴτιοι ἕξουσι δούλιον ζυγὸν οἵ τε ἀναίτιοι), ὕβρις! Er kennt kein Untertanenverhältnis im menschenwürdigen Sinne des Wortes, sondern alle sollen das Sklavenjoch tragen, wie er sich ausdrückt (δούλιον ζυγόν). Er schwelgt schon im Vorgefühl der für einen Barbaren süßen Rache. Ebenso sieht er sich schon im Triumph durch Europa ziehen. Nur der Äther des Zeus ist eine beachtenswerte Grenze für seine Eroberungsgelüste. Trotz der Bestimmtheit des Tones in der Kundgebung seiner Absichten und Aufträge ist er von einem gewissen Mißtrauen nicht frei und will deswegen die Meinungen seiner Getreuen hören.

Unsere allgemeinen Bemerkungen zu VI, 109 über die Ansprache des Miltiades gelten auch hier. Im übrigen hat die Rede noch ihre besonderen Eigentümlichkeiten. Sie gilt für ein schönes Beispiel der sogenannten mittleren Stilart, weil sie sich im großen und ganzen ebensoweit von der erhabenen, feierlichen, wie von der einfachen, gewöhnlichen Ausdrucksweise entfernt. (Der Schüler gebe unter Anleitung des Lehrers an, wo die Rede sich mehr dem erhabenen γένος nähert, und suche dieses Aufsteigen aus dem Inhalt zu erklären.) Ferner fällt die Vorliebe auf, womit der Schriftsteller das Bedeutsame durch signifikante Wortstellung auszudrücken pflegt. (Auch dafür lasse man Beispiele zusammenstellen.)

K. 9. In Kap. 9 hören wir den Mardonius sprechen. Er vertritt die Kriegspartei. Man lasse seine Rede ebenfalls genau analysieren. Zu beachten ist die plumpe Schmeichelei, mit der Mardonius seine Kundgebung einleitet. Stark tritt sein Unternehmungsgeist, seine wahnwitzige Verachtung des Gegners, sein unbegrenztes Vertrauen in die eigene Kraft hervor. Mag er auch nach der Charakteristik von Curtius (Griech. Gesch. II, S. 1) im Vergleich zu den anderen Persern als „ein Staatsmann von freierem Urteil und weiterem Blick“ anzusehen sein, hier bemerken wir, daß er doch nur Barbar ist. Denn allein

von der Menge des Geldes, allein von der Menge der Truppen, allein von der Menge der Schiffe verspricht er sich den Sieg; andere Kräfte kennt er nicht.

Kulturhistorisch interessant ist seine Meinung, daß ein angeblich so ungeübtes Volk wie die Griechen seine inneren Streitigkeiten doch durch Gesandte und Herolde beilegen und auf einen Krieg verzichten soll. In einem einsprachigen Lande sei die notwendigste Bedingung dazu erfüllt. Der Hintergedanke ist, bei ihnen, in dem vielsprachigen Perserreich, sei so etwas unausführbar. (Idee des Schiedsgerichts!)

Das Ergebnis der Rede ist die Befestigung des Xerxes in seinem Größenwahn und die daraus fließende Unfähigkeit, eine abweichende Ansicht auch nur ruhig anzuhören und zu prüfen.

K. 10. Wir wenden uns zu Kap. 10. Niemand wagt zu widersprechen, nur der alte Artabanus versucht es.

Die Rede, die ihn Herodot halten läßt, ist eine Leistung ersten Ranges. Sie kann im besten Sinne klassisch genannt werden sowohl nach Form als nach Inhalt. Sie ist ein wahres Muster natürlicher Beredsamkeit. Sie liefert einen neuen Beweis dafür, daß das Wort demjenigen leicht von der Zunge geht, dem das Herz voll ist. Bei all ihrer Länge hat sie den Vorzug leichter Übersichtlichkeit. Die Hauptgedanken treten klar und deutlich hervor. Auch das einzelne, die unscheinbarsten Wörter und Wörtchen, eröffnen stets neue Quellen und Aussichten.

Die Rede des Artabanus ist ein Merkbüchlein für Herrscher, Staatsmänner und Feldherren, ein Schatzkästlein praktischer Lebensphilosophie für alle vernünftigen Menschen, ihre Lektüre ein Mittel der Erbauung für alle, die sich den stärkenden Genuß eines Beispiels von Mut und Kraft, Wahrhaftigkeit und Verständigkeit, Erfahrungsweisheit und Pflichtgefühl, Gottesfurcht und Demut verschaffen wollen. Jeder Satz kann zum Thema eines Aufsatzes, ja einer Predigt gemacht werden. Ohne Frage muß diese Rede auf alle normalen Schüler einen ungemein heilsamen sittlichen Eindruck machen. Sie allein würde die eingehende Beschäftigung mit Herodot hinlänglich rechtfertigen.

Jeder Rat, den der Oheim seinem Neffen auf dem Thron gibt, ist die Frucht reifster Erwägung. Manchmal erinnern seine

Auslassungen an die Wahlsprüche berühmter Fürsten, so die Worte: „ἐν τῷ ἐπισχεῖν ἔνεστι ἀγαθά“ an den bekannten Wahlspruch des Kaisers Augustus. (Goethe, Herm. und Dorothea V, 82: „Eile mit Weile! das war selbst Kaiser Augustus' Devise;“ Suet. div. Aug. 25, oder an das „Noch nicht!“ Karls des Fünften.) Auch Artabanus ist der Ansicht, die Talbot ausspricht mit den Worten: „Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe“, und ebenso Sapieha in Schillers Demetrius:

> Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist Unsinn;
> Verstand ist stets bei wen'gen nur gewesen. . . .
> Man soll die Stimmen wägen und nicht zählen!
> Der Staat muß untergehen, früh oder spät,
> Wo Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet.

Drum möchte auch er seinem Herrn die warnenden Worte zurufen: „Wie sich die Neigung anders wendet, also steigt und fällt des Urteils wandelbare Woge“ (Schiller, M. Stuart II, 3).[5]

Unbeirrt um Gunst oder Mißgunst spricht Artabanus seine Meinung aus, die von Liebe zu König und Herrscherhaus eingegeben, in treuem Pflichtgefühl ersonnen und mit bewunderungswertem Freimut vorgetragen ist. Dabei weiß er seinen Worten einen bestens wirkenden historischen Hintergrund zu geben. Wir fühlen heraus, daß er von der Wahrheit des Satzes überzeugt ist, daß denjenigen, der die Vergangenheit nicht studieren und beherzigen wolle, die Zukunft es werde büßen lassen, und heiß ist sein Verlangen, auch seinen Neffen dieser Einsicht nahe zu bringen.

Des Artabanus nationales Empfinden ist stark entwickelt, aber es macht ihn nicht blind gegen eigene Schwächen und fremde Vorzüge. Die persische Erziehung, die auf Wahrheitsliebe den allergrößten Wert legt (vgl. Herod. I, 136: παιδεύουσιν τοὺς παῖδας, ἀπὸ πενταέτεος ἀρξάμενοι μέχρι εἰκοσαέτεος, τρία μοῦνα, ἱππεύειν καὶ τοξεύειν καὶ ἀληθίζεσθαι, ebenso I, 138: αἴσχιστον αὐτοῖσι τὸ ψεύδεσθαι νενόμισται), hat auf das Herz des Artabanus tiefen und unauslöschlichen Eindruck ge-

[5] Die Frage nach dem Wesen und Wert von Abstimmungsurteilen tritt später vielleicht noch einmal vor den Schüler bei der Lektüre von Platos „Laches“, wo im Kap. 9 das entscheidende Wort gesprochen wird. — Kräftig hat sich darüber Goethe geäußert, vgl. Sprüche in Prosa, über Naturwissenschaft IV.

macht. Die verächtlichen Äußerungen des Mardonius über die Leistungsfähigkeit der Griechen hält er nicht für den Ausfluß von dessen wirklicher Gesinnung. Er wirft ihm deswegen Verleumdung vor und ist entrüstet darüber, daß bei Mardonius der Ehrgeiz mächtiger ist als die Wahrheitsliebe.

Wohltuend ist sein gottesfürchtiger, demütiger Sinn. Der Gedanke, der dem schönen Bild zugrunde liegt, „ὁρᾷς τὰ ὑπερέχοντα ζῷα, ὡς κεραυνοῖ ὁ θεὸς οὐδὲ ἐᾷ φαντάζεσθαι, τὰ δὲ σμικρὰ οὐδέν μιν κνίζει. ὁρᾷς δέ, ὡς ἐς οἰκήματα τὰ μέγιστα ἀεὶ καὶ δένδρεα τὰ τοιαῦτα ἀποσκήπτει τὰ βέλεα. φιλέει γὰρ ὁ θεὸς τὰ ὑπερέχοντα πάντα κολούειν“ ruft die Erinnerung wach an eine denkwürdige Stelle in der großen Rede des Xenophon (An. III, 2, 10), wo es heißt: „ἱκανοί εἰσι (sc. οἱ θεοί) καὶ τοὺς μεγάλους ταχὺ μικροὺς ποιεῖν καὶ τοὺς μικρούς, κἂν ἐν δεινοῖς ὦσι, σώζειν εὐπετῶς, ὅταν βούλωνται“; vgl. auch Hom. Od. XVI, 211. Das christliche Gemüt aber muß da unwillkürlich an die biblischen Worte denken: „Wer sich selbst erhöhet, wird erniedriget werden, und wer sich erniedriget, wird erhöhet werden.“ Matth. 23, 12.[6] — Und wenn parallel mit der Behandlung der Feldzüge Napoleons I. im deutschen Unterricht der Obertertia auf die geharnischten Sonette Rückerts Bezug genommen wurde, dann kennen die Schüler vielleicht auch das Sonett 23, das auf Xerxes so gut paßt, wie auf Napoleon:

„Je höh'r ein Haupt, je meinen Blitzen näher,
Ich will aus meinen Wolken so sie schleudern,
Daß fällt, was soll, und ihr sollt Friede haben.“
(Vgl. ὁρᾷς τὰ ὑπερέχοντα ζῷα ὡς κεραυνοῖ ὁ θεός.)

In ähnlichen Gedankengängen wandelt Horaz so oft, wie beispielsweise in der Ode II, 10, wo es heißt:

Saepius ventis agitatur ingens
pinus et celsae graviore casu
decidunt turres feriuntque summos
fulgura montes.

[6] Jedoch darf man hier nicht zu weit gehen. Es handelt sich bei den Alten doch nur um den Begriff der σωφροσύνη, temperantia, Maßhaltung, nicht um den der freiwilligen Selbsterniedrigung, der Demut im christlichen Sinne. Denn gewisse Tugenden, wie eben die Demut, desgleichen die Nächstenliebe (oder gar Feindesliebe, vgl. Xen. Anab. I, 9, 11) und Versöhnlichkeit, waren im Gegensatz zur christlichen Auffassung keine wesentlichen Bestandteile und Bedingungen menschlicher Größe im antiken Sinne des Wortes.

Die Kraft und Wahrheit der Überzeugung, die zunächst den sittlichen Wert jeder Meinungsäußerung bestimmt, ist bei Artabanus so gewaltig, daß er ohne Bedenken sein und seiner Kinder Leben zum Pfand gibt. Er will es gern opfern, wenn er nicht recht bekommen sollte.

Und weil Artabanus das Unglück für unausbleiblich hält, es dem Mardonius und damit auch dem Xerxes voraussagt und in grellen Farben ausmalt, so wird man zugeben müssen, daß die richtige Würdigung dieser Rede der Schlüssel zum tieferen Verständnis der kommenden Ereignisse nach ihrer sittlichen Seite hin ist.

Losgelöst von ihren örtlichen, zeitlichen und persönlichen Beziehungen lassen sich die teils ausführlich entwickelten, teils nur angedeuteten Hauptgedanken etwa in folgende Fassung bringen: 1. Nur der Widerstreit der Meinungen führt zur Wahrheit, nur die Wirkung des Gegensatzes zur Klarheit des Bewußtseins. (Verwandter Gedanke bei Cic. de imp. Cn. Pomp. 36: summa omnia sunt [in Cn. Pompeio], sed ea magis ex aliorum contentione quam ipsa per sese cognosci atque intellegi possunt.) 2. Man soll die Lehren der Geschichte nie außer acht lassen. Denn man kann aus der Vergangenheit die Gegenwart und Zukunft erschließen. (Vgl. Liv. prooemium 10: hoc illud est praecipue in cognitione rerum salubre ac frugiferum omnis te exempli documenta in inlustri posita monumento intueri, inde tibi tuaeque reipublicae quod imitere capias, inde foedum inceptu, foedum exitu quod vites.) 3. Man soll die Existenz eines Staates nicht auf zwei Augen stellen. 4. Man muß der Wahrheit die Ehre geben, wenn sie auch nicht gern gehört wird. 5. Durch Schaden wird man klug. 6. Kleine Ursachen, große Wirkungen. 7. Man stürze sich nicht in Gefahren, wenn es nicht notwendig ist. (Der Mensch versuche die Götter nicht!) 8. Reifliche Überlegung bringt stets größten Gewinn, daher: Erst wäg's, dann wag's. (Goethe, Herm. und Doroth. V, 57—60, steht nur in scheinbarem Widerspruch dazu.) 9. Nur wer seine Pflicht nach Kräften getan hat, kann sich über unerwartetes Unglück trösten. 10. Überstürzung erzeugt Fehltritte, Bedachtsamkeit lohnt sich, wenn auch nicht sofort. 11. Wahres Verdienst ist nur da, wo Selbsttätigkeit vorausgegangen ist. 12. Der bloße Glücksmensch ist nur ein armer

---

(Wieder ein Berührungspunkt mit dem Religionsunterricht, der den angefangenen Faden weiterspinnen soll.)

Tropf. 13. Die Gottheit steht höher als alles. 14. Der Zorn der Götter stürzt das allzuhoch Strebende, das maßvoll Angelegte verschont er. 15. Große Heere können unter Umständen von kleinen vernichtet werden, man unterschätze deswegen seinen Gegner nicht. (Vgl., was Livius dem Hannibal in den Mund legt, XXI, 43: saepe et contemptus hostis cruentum certamen edidit et incliti populi regesque perlevi momento victi sunt.) 16. Jede unwahre Darstellung rächt sich. 17. Die Verleumdung ist ein verabscheuungswürdiges Laster; mindestens zwei Menschen tun unrecht dabei, einer wenigstens muß unverdient leiden. 18. Wer eine Verleumdung auch nur anhört, versündigt sich. 19. Nur felsenfeste Überzeugung hat bei wichtigen Beratungen Anspruch auf Beachtung. 20. Der Mann muß seiner Überzeugung alles opfern können.

Was man da hört, ist so alt und klingt doch so neu. Der Grund ist der, daß die Denk- und Gefühlswelt für den Menschen immer die nämliche bleibt. Nur die Gegenstände wechseln.

„Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt währen die Taten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz.“

(Schiller, Spaziergang.)

Und wenn sich auch die drei Zeitalter so unterscheiden mögen, daß im Altertum der Mensch und die Zusammenfassung seiner Kräfte im Staate, im Mittelalter Gott und die Kirche, in der Neuzeit die Erforschung der Natur und die Verwertung der Naturkräfte im Dienste des Menschen mehr in dem Vordergrund des geistigen Interesses steht — das menschliche Herz mit seinen Gefühlen und Anmutungen, seinem Hoffen und Harren, seinen Höhen und Tiefen, seinen Rätseln und Unerforschlichkeiten ist das alte geblieben. Und die Alten haben rein und tief empfunden. Was ihnen vorenthalten blieb, hat das Christentum der Menschheit ersetzt. Deswegen hat auch die Neuzeit keinen sittlichen Gedanken zuwege gebracht, der nicht schon in der Bibel oder in den alten Autoren in der einen oder anderen Form steht. Wenn Goethe heute noch am Leben wäre,

würde er den folgenden Ausspruch nicht nur aufrecht halten, sondern ihm wahrscheinlich eine noch nachdrücklichere Betonung geben: „Eine Hauptüberzeugung, die sich immer in mir erneuerte, war die Wichtigkeit der alten Sprachen; denn soviel drängte sich mir aus dem literarischen Wirrwarr immer wieder entgegen, daß in ihnen alle Muster der Redekünste und zugleich alles andere Würdige, was die Welt jemals besessen, aufbewahrt sei.“[7]

Wie zahlreich die Fäden sind, die von der Herodotlektüre vorwärts und rückwärts laufen, sieht man auch hier wieder. Die vorstehende Zusammenstellung ethischer Leitsätze erinnert an die Beschäftigung mit Ovids Metamorphosen in Tertia, wo es ebenfalls als Aufgabe gelten soll, daß Lehrer und Schüler in gemeinsamer Arbeit aus dem reichen sittlichen Gehalt Gedankenreihen bilden, die klar und bestimmt gefaßt als Stock und Stamm für anzuschließende spätere Erwerbungen dienen sollen. Vgl. Pürschel, Zur Ovidlektüre in der Obertertia der Gymnasien, Programm Strehlen i. Schl., 1896, S. 10, wo auf diese Art der Behandlung Rücksicht genommen ist. Diese Richtung weiter verfolgend, gewinnen wir später Fühlung mit der praktischen Lebensphilosophie des Horaz, wie er sie in seinen Oden, Satyren und Episteln niedergelegt hat. Vgl. „Die horazische Lebensweisheit aus den fünfzehn den Fragen der Lebenskunst gewidmeten Oden“, entwickelt und beurteilt von Max Schneidewin, Hannover 1890.

Zum Schlusse versäume man nicht, die Schüler mit der Darstellung des persischen Kriegsrates bekannt zu machen, die sich auf der berühmten sogenannten Perservase[8] im Museo nazionale in Neapel befindet. Wem die Möglichkeit geboten

---

[7] Werke, XXI, S. 25 (Berlin, Hempel).

[8] Notdürftige Abbildungen davon finden sich jetzt schon in den „Hilfsheften“ der meisten Schülerausgaben des Herodot. Besseres findet man in Salomon Reinachs den procul ab urbe studentibus gewidmetem Répertoire des vases peints grecs et étrusques, I, S. 194, ferner bei Baumeister, Denkmäler I, S. 408ff. Die beste und größte Abbildung steht in dem großen Werke, Griechische Vasenmalerei, Auswahl hervorragender Vasenbilder von Furtwängler und Reichhold, Tafel 88.

ist, der lasse, um bei den Schülern einen Gesamteindruck des Kunstwerkes herbeizuführen, eine Abbildung der ganzen Vase selbst vor deren Augen treten. Mag auch der ganz allgemeine, ideale Charakter der Darstellung durch die untere und noch mehr durch die obere Reihe des Bildes angedeutet werden sollen, der Schüler wird unschwer den auf der πλίνθος stehenden Redner, der warnend die Hand erhebt, für den Artabanus halten. Eben weil es nicht in der Absicht des Künstlers gelegen hat, zur Annahme bestimmter Persönlichkeiten zu nötigen, ist kein hinreichender Grund vorhanden, dem Schüler bei der ihm zusagenden Deutung in den Weg zu treten.

Bedeutungsvoll ist der Gebrauch des Fußsteins, auf dem der Redner steht. Und wenn die Erklärung, die eine zufällig erhaltene Notiz des Älian gibt, richtig ist, dann haben wir es hier mit einer Einrichtung zu tun, die ein recht bezeichnendes Merkmal persischen Despotentums ist. Wer dem Großkönig in geheimen und zweifelhaften Dingen einen Rat erteilen wollte, mußte sich dabei auf einen Goldbarren stellen. Wurde die Ansicht des Ratenden gebilligt, dann erhielt er den Goldbarren zum Lohn, zugleich aber auch Peitschenhiebe wegen seines Freimutes (ἐάν τις μέλλῃ τι τῶν ἀπορρητοτέρων καὶ τῶν ἀμφιλόγων συμβουλεύειν βασιλεῖ, ἐπὶ πλίνθου χρυσῆς ἕστηκε. καὶ ἐὰν δόξῃ παραινεῖν τὰ δέοντα, τὴν πλίνθον λαβὼν ὑπὲρ τῆς συμβουλῆς μισθὸν ἀπέρχεται· μαστιγοῦται δὲ ὅμως, ὅτι ἀντεῖπε βασιλεῖ. So in Aeliani Sophistae Var. Hist. XII, 62 unter der Überschrift: νόμος Περσικὸς περὶ τῶν συμβουλευόντων τῷ βασιλεῖ). Dieses merkwürdige Verfahren steht in innerster Geistesverwandtschaft mit dem seltsamen salomonischen Urteil des Xerxes bei Herodot VIII, 118.

Ein in der seitherigen Lektüre noch nicht dagewesener Begriff ist der φθόνος θεῶν, von dem in Kap. 10 die Rede ist. (στρατὸς πολλὸς ὑπὸ ὀλίγου διαφθείρεται κατὰ τοιόνδε· ἐπεάν σφι ὁ θεὸς φθονήσας φόβον ἐμβάλῃ ἢ βροντήν.[9] Vgl. noch I, 32, 6; III, 40; VII, 46 und VIII, 109.) Die Übersetzung „Neid der Götter" ist in die weitesten Kreise hineingetragen worden durch die bekannte Stelle in Schillers „Der Ring des Polykrates":

> „Mir grauet vor der Götter Neide,
> Des Lebens ungemischte Freude
> Ward keinem Irdischen zuteil."

---

[9] Zugleich älteste begriffliche Erwähnung des sog. „panischen Schreckens".

Auch sonst kommt dieser Ausdruck noch bei Schiller vor. In der Braut von Messina heißt es:

„Denn mit der nächsten Morgensonne Strahl
Ist sie die meine, und des Dämons Neid
Wird keine Macht mehr haben über mich."

Ferner:

„Mit meiner Hoffnung spielt ein tückisch Wesen,
Und nimmer stillt sich seines Neides Wut."

Im Wallenstein:

„Der Neid des Schicksals ist gesättigt."

Ebenso:

„Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte."

Von Neid im gewöhnlichen Sinne, also von Mißvergnügen über fremdes Glück, das man nicht selbst besitzt, kann jedenfalls keine Rede sein. Denn hier fehlt ja ganz das mit dem Begriff des Neides untrennbar verbundene Verlangen, selbst im Besitze solchen Glückes zu sein. Die Übersetzung mit „Eifersucht" kommt der Sache schon näher. Aber auch diese Anschauung, so wenig würdig und hochstehend sie einem philosophisch geläuterten Denken vorkommen mag, würde immerhin den unermeßlichen Wert gehabt haben, daß die Menschen etwas Höheres fürchteten als irdische Gewalten. Jedenfalls richte man die Wiedergabe des Wortes φθόνος nach der außergewöhnlichen, mehr dem Edlen sich zuneigenden Bedeutung, die Meuß[10] gibt. Nach Vergleichung aller diesbezüglichen Stellen bei Herodot und unter Berücksichtigung aller sonstigen einschlägigen Faktoren kommt Meuß zu folgender Begriffsbestimmung: „Der φθόνος der herodotischen Gottheit ist die besondere Form göttlicher Strafgerechtigkeit dem frevelhaften Verkennen menschlicher Glücksbeschränktheit gegenüber." Es handelt sich also hier um weiter nichts, als um eine dem griechischen Geiste eigentümliche Anschauung, die einen unerreichten Vorzug der Griechen ausmacht. Danach herrscht im inneren und äußeren Leben überall das strenge Maß. Der Übermut im Tun und Handeln einzelner Menschen und ganzer Völker wird bestraft. Jeder, der sich nicht selbst mäßigt,

[10] „Der sogenannte Neid der Götter bei Herodot", Progr., Liegnitz 1888, S. 19.

wird in die Schranken der Ordnung mit vernichtender Gewalt zurückgedrängt.

In diesem Sinne hat auch Felix Dahn in seinem weihevollen Gedichte „Nemesis" den Begriff des φθόνος dargestellt. Es ist weniger bekannt und verdient hier eine Stätte.

Die Götter lieben, was bescheiden,
Sie segnen reich das Werk der Pflicht:
Das Stolze wollen sie nicht leiden,
Das sich vom heil'gen Maß will scheiden: —
Doch neidisch sind die Götter nicht.

Dem Pflüger, der die Frucht der Erde
Mit stillem Fleiße schwer gewinnt,
Wenn er am fromm bekränzten Herde
Im Weine löset die Beschwerde,
Ihm sind die Götter hold gesinnt.

Zu stolz hat Niobe gesprochen,
Zu sicher Krösus sich gesonnt,
Antigone das Recht gebrochen
Und Xerxes hat das Land durchstochen
Und überbrückt den Hellespont!

Und Phaethon, der staubgeboren
Dem Gott des Lichtes griff ins Amt,
Prometheus, der um Menschentoren
Den Bund der Götter abgeschworen, —
Erlegen sind sie allgesamt.

Den Schiffer, der den Dioskuren
Vertraut und nicht dem eignen Mast
Und, landet er an fremden Fluren,
Den Göttern dankt, die mit ihm fuhren —
Es ist kein Gott, der solchen haßt.

Doch der die freien Lüfte wollte
Sich unterwerfen: Ikarus,
Er wagte, was der Mensch nicht sollte,
Daß ihm der Gott des Äthers grollte,
Und warf ihn in den Tartarus.

Denn wer mit ungezähmten Sinnen
Der ew'gen Ordnungen vergaß,
Das Unerhörte zu gewinnen,
Das Unerlaubte zu beginnen
Sich kühnen Übermuts vermaß, —

Den stürzen sie, die Allgerechten,
In ew'ge Nacht und Finsternis:
Streng ob den Guten und den Schlechten
Herrscht, mächtig über allen Mächten,
Die höchste Göttin: — Nemesis.[11]

Jedoch herrscht über das Wesen des Begriffes, den Herodot mit φθόνος θεῶν verbindet, bis jetzt noch keine volle Übereinstimmung. Zu einem ganz anderen Ergebnis kommt beispielsweise Lehrs.[12] Er glaubt nicht, daß der Ausdruck Neid im Deutschen etwas der griechischen Vorstellung Widersprechendes enthält. Dazwischen gibt es Auffassungen in jeder Abstufung.

K. 11.

Kap. 11 zeigt uns die Wirkung der Belehrungen und Warnungen des Oheims auf seinen Neffen. Er verträgt keinen Widerspruch, trotzdem er zur Meinungsäußerung selbst aufgefordert hat. Vielleicht gerade die Stichhaltigkeit der Gründe und die Berechtigung der entgegengehaltenen Bedenken läßt den Xerxes aufbrausen. Nur die nahe Verwandtschaft rettet den Artabanus vor augenblicklicher empfindlicher Strafe.

Artabanus hat viele Gesinnungsgenossen im Rate der Perser. Daher ihre Freude über die spätere, wenn auch vorübergehende Meinungsänderung des Xerxes (Kap. 14). Bezeichnend ist es, daß nichtsdestoweniger keiner auch nur den schüchternsten Versuch macht, wenn auch nicht dem Artabanus sich direkt anzuschließen, so doch zwischen ihm und Xerxes zu vermitteln.

Auch daß Xerxes in seiner scharfen Entgegnung Spott und Hohn unterlaufen läßt, macht die Gereiztheit seiner Stimmung deutlich erkennbar. Sein Eigendünkel findet ferner, wie wir hier sehen, eine mächtige Förderung durch seinen stark ausgeprägten Ahnenstolz (μὴ εἴην ἐκ Δαρείου τοῦ Ὑστάσπεος τοῦ Ἀρσάμεος τοῦ Ἀριαράμνεω etc. etc. μὴ τιμωρησάμενος Ἀθηναίους).

Man vergleiche damit die in bekanntem Zusammenhang gesprochenen Worte des Cyrus (Xen. An. I, 7, 9), die beim Aufbau von dessen Charakteristik in II b nicht außer acht zu lassen sind: „Νὴ Δι', εἴπερ γε Δαρείου καὶ Παρυσάτιδός ἐστι παῖς, ἐμὸς δὲ ἀδελφός,

---

[11] Aus der französischen Literatur möchte ich in „Némésis et la Jalousie des dieux par Éd. Tournier“ den Abschnitt Seite 142—165 (auch der Vergleich mit Livius ist lehrreich) als beachtenswert empfehlen.

[12] Populäre Aufsätze aus dem Altertum, vorzugsweise zur Ethik und Religion der Griechen. Leipzig, Teubner, 1875, S. 33 ff.

οὐκ ἀμαχεὶ ταῦτ' ἐγὼ λήψομαι." Auch bei Cyrus ist der Familienstolz sehr entwickelt. Sonst stets gewohnt, bloß haßerfüllte Äußerungen über seinen Bruder zu tun, vermag er nur im Zusammenhang mit dem Gedanken an gemeinsame Abstammung eine für seinen Bruder rühmenswerte Erwartung auszusprechen, nämlich die tapferer Gegenwehr.

K. 12 u. 13. Kap. 12 und 13 nehmen wir noch hinzu. Sie sind didaktisch wertvoll, insofern sie beweisen, daß Vernunftgründe, klar und nachdrücklich vorgetragen, selbst auf einen von früh auf in der Üppigkeit des Palastlebens verzogenen und durch die schmeichelnde Nachgiebigkeit der ganzen Umgebung arg verwöhnten jungen Despoten nicht ohne Wirkung bleiben. Das Unerwartete geschieht. Des Artabanus Warnungen sitzen wie ein Stachel in Xerxes' Herzen; er ist zum Entschluß gekommen, den Feldzug aufzugeben; er leistet sogar Abbitte bei Artabanus. Doch es ist nur eine vorübergehende Anwandlung, die bessere Einsicht muß dem Dünkel weichen. Ein Traumgesicht entscheidet. Also Wankelmut und Unselbständigkeit gewinnen wir als zwei weitere Linien zu dem Charaktergemälde des Xerxes.

Den Inhalt des Folgenden bis Kap. 19 erzählen wir den Schülern in Form der Berichterstattung. Die darin vorkommenden Einzelheiten lassen die unmännliche Gesinnung des Großkönigs im rechten Licht erscheinen. Das Komische der Situation wird seine Wirkung auf die Schüler nicht verfehlen.

K. 20 u. 21. Unser Interesse wird von dem inneren Gefühlsleben mit seinen Konflikten auf die Vorgänge der äußeren Welt gelenkt. Wir bewundern die an Größe noch nie dagewesenen Rüstungen. Es gilt keinen gewöhnlichen Feldzug, sondern einen Triumphzug mit Schaustellung der unerschöpflichen Hilfsquellen Asiens. Bezeichnend ist die Frage Herodots: „τί γὰρ οὐκ ἤγαγε ἐκ τῆς 'Ασίης ἔθνος ἐπὶ τὴν Ἑλλάδα Ξέρξης;", ebenso „κοῖον πινόμενόν μιν ὕδωρ οὐκ ἐπέλιπε, πλὴν τῶν μεγάλων ποταμῶν;" (vgl. S. 69 zu Kap. 43).

K. 22 bis 24. Die Durchstechung des Athos, Kap. 22—24 (vgl. Kanal von Suez, Panama, Korinth, letzterer schon von Cäsar beabsichtigt, Sueton. div. Jul. 44), ist in Anbetracht der technischen Mittel der damaligen Zeit eine außergewöhnliche Leistung. Diese Anlage war nicht unbedingt notwendig. Sie sollte eben auch zum Eindruck des Gewaltigen, Kolossalen, ans Übermenschliche Streifenden beitragen. Mit der sittlichen An-

schauung der Griechen war sie unvereinbar. Sie mußte als ein strafwürdiger Eingriff in die heiligen Rechte der Natur und Gottheit erscheinen. Sittlich entrüstet hätte Herodot wohl den Persern zurufen mögen, was Pythia den Knidiern einst mit warnenden Worten entgegengehalten (Herod. I, 174):

„Ἰσθμὸν δὲ μὴ . . . . ὀρύσσετε,
Ζεὺς γάρ κ' ἔθηκε νῆσον, εἴ γ' ἐβούλετο".
„Durchgrabt den Isthmus nicht . . . .,
Die Insel hätte Zeus gemacht, wenn er's gewollt."

Auf diese Anschauung wird man später in Prima zurückgreifen bei der Erklärung von Hor. Carm. I, 3:

Nil mortalibus arduist;
coelum ipsum petimus stultitia, neque
per nostrum patimur scelus
iracunda Jovem ponere fulmina.

Auch Sophokl. Antig. 331ff. fällt in dieselbe Gedankenrichtung.

Vom Standpunkt der Zeit aus betrachtet, geht Herodot nicht zu weit, wenn er Kap. 24 sagt, Xerxes habe aus μεγαλοφροσύνη gehandelt, seine Absicht sei gewesen das „δύναμιν ἀποδείκνυσθαι καὶ μνημόσυνα λιπέσθαι".

Durch gewaltige technische Anlagen und Baudenkmäler zu glänzen, erweist sich überhaupt in der Geschichte als anaktische Liebhaberei. Die ägyptischen Pharaonen bauten ihre Pyramiden, die griechischen Tyrannen ihre Hofburgen; was den römischen Königen ihre besiedelten Berge, waren den römischen Kaisern ihre Fora und kolossalen Parkvillen. Das Bauen ist nun einmal ein wichtiges Moment in der Politik der Herrscher. (Vgl. ferner Perikles, Napoleon III.)

Mit Lust und Liebe wurde übrigens bei den Persern nicht gearbeitet. Alles geschah aus Nötigung durch Geißelhiebe (ὤρυσσον ὑπὸ μαστίγων Kap. 22). Die Austeiler von Geißelhieben müssen eine äußerst zahlreiche, wohlorganisierte Bande gewesen sein, oder es war jeder Unteroffizier zugleich auch Geißelträger.

Eine für die Völkerkunde wertvolle Bemerkung finden wir in Kap. 23. Bei der Durchstechung des Athos sind die Phönizier die intelligentesten Techniker; bei jeder Gelegenheit zeigen sie ihre Überlegenheit (οἱ Φοίνικες σοφίην ἔν τε τοῖσι ἄλλοισι ἔργοισι

ἀποδείκνυνται καὶ δὴ καὶ ἐν ἐκείνῳ). Vgl. auch die Anerkennung ihrer Seetüchtigkeit Kap. 44.

K. 25. Unsere besondere Aufmerksamkeit erregt auch die Anlegung von Magazinen (Kap. 25). Schon die Perser sagten sich also, daß man sich auf das allein, was das durchzogene Land bietet, nicht verlassen könne; sie kannten den Wert ausreichender Truppenverpflegung. Bei alledem haben sie sich verrechnet. (Hinweis darauf, daß in den modernen Kriegen die Truppenverpflegung eine Hauptschwierigkeit bildet.)

K. 27 bis 29. K. 38 u. 39. Zu der Erzählung der Pythiusgeschichte in Kap. 27—29 nehmen wir vorgreifend auch Kap. 38 und 39. Ein eigenartiges Situationsbild wird hier entworfen.

Hauptquartier in dem Schlosse eines überreichen, mit seinen Schätzen prunkenden Mannes! Unsere Phantasie malt sich den Herrensitz nach seinem Umfang, nach dem Reichtum an Kunstschätzen und Kuriositäten, nach den Feinheiten der Speisen und Getränke, den Darbietungen origineller Vergnügungen, dem Vorhandensein schattiger Kunstgärten, dem Aufgebot einer zahlreichen, streng abgestuften Dienerschaft zum typischen Bild einer üppigen orientalischen Lebensführung aus.

Auch in kunstgeschichtlicher Beziehung ist Kap. 27 nicht ohne Interesse. Es enthält eine Notiz über die Geschichte „des" goldenen Platanenbaumes und „des" goldenen Weinstocks. Sie waren ein Werk des Theodorus von Samus, eines Zeitgenossen des Krösus. Theodorus war Erzgießer, Goldschmied und Verfertiger künstlich verzierter Geräte und Gefäße.[13] Auch ein goldenes Mischgefäß hatte er für Krösus hergestellt.

Die beiden obengenannten Kunstwerke gehörten förmlich zu den Reichskleinodien des persischen Königshauses; sie waren die Wahrzeichen der persischen Herrschaft und wurden als die prachtvollsten Besitztümer des Großkönigs angestaunt. Etwas Großartigeres sowohl mit Rücksicht auf die Kostbarkeit des Stoffes als in Hinsicht der künstlerischen Ausführung hatte die Welt vorher nicht gesehen. Gewöhnlich standen sie im Schlafzimmer des Großkönigs. An Audienztagen wurden sie in den Empfangssaal gebracht. Von dort aus verbreitete sich der Ruhm ihrer Schönheit durch die ganze Welt. Neben dem Thronsessel waren sie aufgestellt. Das reiche Blätterwerk der Platane,

---

[13] Vgl. Overbeck, Gesch. d. gr. Plastik, 4. Aufl., S. 80.

die smaragdenen und rubinenen Trauben zwischen den vollen Zweigen des Weinstocks waren so naturgetreu nachgebildet und leuchteten mit so wunderbarer Pracht, daß sie die staunenden Blicke eines jeden sofort gefangen nahmen. Besonders in Griechenland waren die beiden Kunstwerke hochberühmt. Die erste Frage an einen Griechen, der vom Hofe in Susa heimgekehrt war, galt ihnen. Alles bestürmte den mit Fragen, der so glücklich war, eines der Wunder der Welt gesehen zu haben. Noch lange nach dem Untergange dieser Herrlichkeiten bis tief in die Sagen des Mittelalters hinein wurden der Weinstock und die Platane als das Höchste irdischen Prunkes gepriesen.

Vermutlich war Pythius ein Nachkomme des lydischen Königs, vielleicht ein Sohn jenes Atys, der dem Wurfspieß des unseligen Adrast auf der Eberjagd zum Opfer fiel und so den Traum des vielgeprüften Krösus verwirklichte (Herod. I, 34 ff.). Wenigstens paßt das hohe Alter, in dem Pythius damals stand, und ebenso sein Name sehr gut zu dieser Vermutung. Er mag etwa ein Siebziger gewesen sein, als er der Gastgeber des Xerxes war. Seinen Namen kann er leicht zu Ehren des pythischen Gottes bekommen haben. Auch Atys ist ein königlicher Name bei den Lydiern. Da ferner Krösus von den beiden ersten Königen bekanntlich in hohen Ehren gehalten wurde, so ist es sehr begreiflich, daß ihm und seinen Nachkommen das Privatvermögen gelassen worden war. Wohl kann also Pythius für den Reichsten nach dem Großkönig gehalten worden sein.

Daß Herodot von dieser Verwandtschaft nichts meldet, darf uns nicht befremden. Er kümmert sich um diejenigen Personen wenig, die das novellistische Interesse seiner Erzählung nicht zu erhöhen geeignet sind. Von Atys' Witwe hören wir auch weiter nichts, ebensowenig von dem stummen Sohn des Krösus nach seiner merkwürdigen Heilung.[14]

Zur Charakteristik des Großkönigs gewinnen wir drei wichtige neue Züge. Zunächst legt er ausschweifende Freigebigkeit an den Tag, die wir aber nicht, wie vielfach beliebt wird, Großmut nennen können. Denn sie hat ihre starken Wurzeln nicht in Herzensgüte und Nächstenliebe, sondern

---

[14] Vgl. Urlichs, „Über die älteste samische Künstlerschule" im Rhein. Mus. X, S. 26 ff., wo sich auch der Literaturnachweis über die mitgeteilten Einzelheiten findet.

in der Eitelkeit. Sie nimmt im vorliegenden Falle unleugbar ihren Ausgang von der Sucht, von sich reden zu machen und von niemandem an Reichtum übertroffen zu werden. Dagegen zeigt er unmenschliche Hartherzigkeit und entsetzliche Grausamkeit. Diese beiden Eigenschaften erscheinen um so häßlicher, weil sie mit der Freigebigkeit an derselben Person ausgeübt werden. Dazu beachte man die Nebenumstände: sehr hohes Alter des Pythius, Bescheidenheit und Berechtigung seines Wunsches!

Ganz uneigennützig war des Pythius gastfreies Auftreten freilich nicht. Die Hoffnung, seinen Lieblingssohn militärfrei machen zu können, öffnete ihm Hand und Haus. Die ihm eigene Gefühlsroheit bekundet Xerxes noch besonders dadurch, daß er unnötigerweise die ganze Öffentlichkeit zum Zeugen seiner unerhörten Grausamkeit macht (VII, 39). Wem fallen da nicht Uhlands Worte (Des Sängers Fluch) ein:

„Was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wut,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut"?

Daß unter einem solchen Regiment Untertanenliebe nicht aufkommen konnte, versteht sich von selbst.

K. 33 bis 35. In Kap. 33—35 erleidet Xerxes den ersten Schaden durch die Gewalt der Elemente. Maßlose Wut, grausamste Bestrafung der unschuldigen Ingenieure, kindische Lästerung des Meeres sind die sofortigen Folgen der dem Großkönig hinterbrachten Nachricht. Herodot spricht daher von βάρβαρά τε καὶ ἀτάσθαλα. Xerxes läßt dem Meere dreihundert Peitschenhiebe versetzen.

„Et chaqun des ces coups de fouet toucha Neptune.
Alors ce dieu, qu'adore et que sert la fortune,
Mouvante comme lui, créa Léonidas,
Et de ces trois cents coups il fit trois cents soldats,
Gardiens de monts, gardiens des lois, gardiens des villes,
Et Xerxès les trouva debout aux Thermopyles."[15]

Es ist kein Zweifel mehr: Xerxes ist der ὕβρις ganz und gar verfallen. Selbst die Elemente sollen sein Sklavenjoch tragen; die Zerstörung der Brücken sieht er als frevelhafte Verletzung seiner großherrlichen Macht und Hoheit an.

---

[15] Victor Hugo, La légende des siècles, I. Les trois cents, 4, Le roi.

„Maior sum, quam cui possit fortuna nocere“ vermaß sich Niobe (Ov. Metam. VI, 195) auf dem Gipfelpunkt ihrer Verblendung und Hoffart auszurufen. Diese Worte passen auch hierher; mit Rücksicht auf den vorliegenden Fall möchte man für „fortuna“ nur „natura“ setzen. Wir sehen die ganze Häßlichkeit eines selbstsüchtigen Charakters, der nicht einmal materielle, geschweige denn sittliche Schranken für sein Begehren kennt.

Eine Steigerung erhält die ὕβρις des Xerxes später nur noch dadurch, daß er sich selbst am toten Gegner vergreift (VII, 238) und durch Einäscherung der Gotteshäuser die Scheu vor den Himmlischen verletzt.

K. 40 u. 41.

Die Beschreibung der Anordnung des Zuges (Kap. 40 und 41) entrollt ein Bild von kriegerischer Macht, glanzvollem Prunk und beinahe göttlicher Verehrung des Königs, der immer und überall der Gegenstand vornehmster Sorge ist.

K. 43.

Der Besuch Iliums (Kap. 43) beweist, in wie hohen Ehren der denkwürdige Ort auch bei den Persern stand. (Vgl. den Besuch Alexanders des Großen daselbst; ebenso den angeblichen Plan Cäsars, Ilium zur Residenz des römischen Reiches zu machen.)

Nicht außer acht zu lassen ist auch die andere Warnung, die dem Großkönig von der Natur selbst zuteil wird. Der Fluß Skamander ist in dieser Jahreszeit wasserarm.[16] Mannschaft und Vieh leiden unter Wassermangel.

K. 44 bis 46.

Von ganz hervorragender Bedeutung für die Zwecke des erzieherischen Unterrichts ist der Inhalt der Kap. 44 bis 46. Hier bietet sich eine treffliche Gelegenheit, einen tieferen Blick in die Seele Herodots zu werfen, eines Mannes, der als vollgültiger Vertreter alles volkstümlich Griechischen dasteht, im Grunde noch unberührt von der philosophischen Reflexion und ziemlich frei von Rhetorik, dagegen ausgereift wie sonst kaum

[16] Wörtlich ist die Stelle natürlich nicht zu nehmen. „Das Austrinken der Flüsse durch das persische Heer war eine vollkommene Unmöglichkeit. Das gehört zu den Etourderien, die jedem begegnen können, und in die namentlich ein lebhafter Geist wie Herodot leicht hereinkommen kann, indem man etwas Richtiges im Sinne hat, dies aber so ausdrückt, daß eine Absurdität herauskommt.“ So Niebuhr, a. a. O., S. 387. — Die Furcht vor dem Lächerlichen, welche die ganze Welt beherrscht, berührt die erhabene Einfalt eines Herodot eben nicht (Dahlmann).

einer, durch Menschenkenntnis und Welterfahrung. Was sein Herz wirklich fühlte und dachte über den Wert des menschlichen Lebens, darüber ergeben sich aus dieser Stelle höchst lehrreiche und beherzigenswerte Aufklärungen. Sie werden auf das religiös-sittliche Empfinden aller Ernstdenkenden unzweifelhaft die vorteilhafteste Wirkung ausüben.

Entwerfen wir zunächst in wenigen Strichen ein Bild der Lage!

Der Großkönig war mit seinen Heeresmassen in Abydus angelangt. Der schon lange gehegte Wunsch, Heer und Flotte im ganzen Umfang einmal vor sich zu sehen, sollte hier erfüllt werden. Infolge einer genau eingehaltenen Marschordnung, der er sich aus Gründen der eigenen Sicherheit unterzog, waren ihm bis jetzt nur ganz bestimmte einzelne Teile des Landheeres zu Gesicht gekommen. Mit der Flotte traf er überhaupt erst hier zusammen. Auf der Küstenstrecke von Abydus sollte das Landheer, auf den dunkelgrünen Fluten des Hellespontus die Flotte Aufstellung nehmen. Ein verhältnismäßig weit ins Meer ragendes Vorgebirge, von einem spitzen, wie durch Menschenhand gebildeten Hügel gekrönt, war vortrefflich geeignet, den Beschauer sowohl die Vorgänge zur See wie zu Lande gleichmäßig beobachten zu lassen.

Hier erscheint der Großkönig mit großem Gefolge. Er sitzt während des Schauspiels auf einem weißmarmornen Thronsessel, den Kunsthandwerker aus Abydus ihm hatten herstellen müssen. (προεπεποίητο ἐπὶ κολωνοῦ ἐπίτηδες αὐτῷ ταύτῃ προεξέδρη λίθου λευκοῦ· ἐποίησαν δὲ Ἀβυδηνοὶ ἐντειλαμένου πρότερον βασιλέος.) Schon daraus sieht man also, daß die Heerschau nicht die Folge eines urplötzlich auftauchenden launenhaften Wunsches war, sondern vielmehr die Verwirklichung eines schon längst in Aussicht genommenen Planes.

Das Auge des Großkönigs weidet sich an dem großartigen Schauspiel. Da kann er den Wunsch nicht unterdrücken, seine prachtvolle Flotte im Scheinkampf manövrieren zu sehen. Die Befehle ergehen, und in kürzester Zeit hat sich ein Kampf entsponnen, der des Xerxes ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt und ihn mit innerer Freude erfüllt. Zur besonderen Genugtuung gereicht ihm die Haltung der Phönizier, die, gewandt und intelligent wie immer (vgl. Kap. 23), den Sieg davontragen.

Xerxes ist im Vollgefühl seiner Macht, die ihm unüberwindlich dünkt. Seiner Umgebung gegenüber äußert er, zu seinem

Glücke fehle nichts mehr. Sum felix, quis enim neget hoc? felixque manebo (Ov. Met. VI, 193, Niobe). Damit ist der Höhepunkt seines Selbstgefühls erreicht, aber auch sehr bald überschritten. Denn rasch tritt ein bemerkenswerter Umschlag ein, der Großkönig muß weinen. (ἐνθαῦτα ὁ Ξέρξης ἑωυτὸν ἐμακάρισε, μετὰ δὲ τοῦτο ἐδάκρυσε.)

Der Oheim des Großkönigs, Artabanus, den wir als grundsätzlichen Gegner dieses Feldzuges kennen gelernt haben, ist jedenfalls derjenige Mann in der Umgebung des Xerxes, der ihn, besonders bei allen wichtigen Anlässen, aufs schärfste beobachtet. Jeden schwachen Augenblick in der Stimmung seines Neffen sucht er zu benutzen, um ihn von dem entscheidenden Schritte noch abzubringen. Selbst wenn allen anderen, so ist sicherlich ihm dieser eigentümliche und seltsame Zustand von Kraftgefühl und Schwäche nicht entgangen. Er wendet sich mit einer Bemerkung an den Großkönig und gibt dadurch Veranlassung zu einem kurzen Gespräch, das die Quelle lauterster Belehrung ist nicht etwa über persische, sondern griechische Anschauung von dem wahren Wert des menschlichen Lebens.

Artabanus gibt nämlich seiner Verwunderung Ausdruck über die Veränderung im Verhalten des Großkönigs. Eben noch habe er sich glücklich gepriesen, und gleich darauf hätten ihn die Tränen übermannt (ὡς πολλὸν ἀλλήλων κεχωρισμένα ἐργάσαο νῦν τε καὶ ὀλίγῳ πρότερον). Er könne sich dies nicht erklären. Xerxes bedeutet ihm, ein Gefühl des Mitleids habe ihn überkommen bei dem Gedanken, wie kurz das menschliche Leben sei; denn von all den vielen, die er in seinem Heere versammelt sehe, werde in hundert Jahren niemand mehr am Leben sein.

Damit ist der Ton angeschlagen, welcher der wehmutsvollen Stimmung des Artabanus selbst am besten entspricht. Sie kommt in folgendem elegischen Ergusse zum Ausdruck: Gewiß sei das menschliche Leben kurz; aber das sei nicht das Schlimmste. Wenn doch das Leben eben bei seiner Kürze wenigstens immer glücklich und zufriedenstellend wäre! Das sei leider nicht der Fall. Im Gegenteil: Unglücksfälle, Krankheiten, Mühseligkeiten und Widerwärtigkeiten aller Art verbitterten das Leben und ließen es eher zu lang als zu kurz erscheinen. Daher gebe es wohl niemanden, der sich nicht schon wiederholt aus Lebensüberdruß den Tod gewünscht habe (πολλάκις καὶ οὐκὶ ἅπαξ recht wohl

zu beachten!). Ja, die Qualen des Daseins steigerten sich gar oft dermaßen, daß der Tod als die ersehnteste Zuflucht und Erlösung erscheine. Wie um den Menschen des Lebens Hinfälligkeit und Wertlosigkeit nur noch herber und bitterer empfinden zu lassen, dürfe der Mensch wohl eine Zeitlang des Lebens Süßigkeit in ungemischter Freude genießen, werde aber dann von der Gottheit in eifersüchtiger Wahrung ihrer bevorzugten Stellung um so unvorbereiteter in jähes Verderben gestürzt (ὁ δὲ θεὸς γλυκὺν γεύσας τὸν αἰῶνα φθονερὸς ἐν αὐτῷ εὑρίσκεται ἐών).

Wie schon angedeutet, müssen wir uns hüten, zu glauben, daß hier etwa persische Weltanschauung vorgetragen werde. *Wie der Tragiker in den Chorgesängen seine persönliche religiös-sittliche Lebensauffassung kundgibt, so tut es der Historiker in den eingestreuten Gesprächen und eingeflochtenen Reden.* Artabanus ist nur Person im Sinne von Maske; der Grieche Herodot selbst spricht durch ihren Mund.

Wir finden nämlich in den Worten des Artabanus ein ziemliches Maß düsterer Resignation, und eben deren Herrschaft war nach dem Zend-Avesta in der Glaubens- und Sittenlehre der Perser nicht. Gerade die persische Lichtreligion spornt den Menschen zum Kampfe gegen alle bösen Mächte an und macht ihm das Gegenteil von Ergebung zur höchsten Pflicht. Dafür stellt auch das Avesta den Kampf des Guten und Bösen nicht als ewig fortdauernd hin; es komme vielmehr die Zeit, wo Ahriman und die bösen Geister überwunden und geläutert sich zu dem Dienste des Guten bekehrten, das heißt, wo der Mensch und das Leben den Einflüssen der bösen Mächte vollständig entzogen seien. „Ahura-Mazda hat keinen Widersacher mehr, die Macht des Guten hat gesiegt, und hinfort ist Friede und Seligkeit auf der ganzen Welt herrschend.“[17] Wie sollte auf diesem Boden Resignation, ja Verzweiflung erwachsen?

Was beweist nun unsere Stelle, die wir für so wichtig halten, und worin liegt ihre Bedeutung?

Zunächst ist sie die erste Stelle dieser Art, die dem Schüler in der Lektüre der griechischen Autoren begegnet. Sie lenkt unsere Betrachtung von der Oberfläche, die oft täuscht und zu voreiligem Urteil verleitet, ab und gibt Veranlassung, der Betrachtung einer der interessantesten Erscheinungen des griechi-

---

[17] Vgl. *Spiegel*, a. a. O., S. LXXVI.

schen Geisteslebens näherzutreten. Sie bringt den unwiderleglichen Beweis, daß die alten Griechen in ihrem innersten Wesen und Fühlen tief unglücklich und unbefriedigt sein konnten, mögen sie auch, wenigstens in der idealen Auffassung ihrer edelsten Geister, die höchste Form der Humanität darstellen, zu welcher sich der Mensch unabhängig vom Christentum hat erheben können.

Mit Recht sehen wir in Kap. 46 einen Beleg für die Wahrheit der Ansicht August Boeckhs, jenes Mannes, dessen beste Mitgift nach E. Curtius' Ausspruch der angeborene Takt für die Wahrheit war, die er ahnend erkannte, aber nie als solche vortrug, bis er sie durch eine festgeschlossene Kette wohlgeprüfter Beweise gesichert hatte. Boeckh sagt: „Rechnet man die großen Geister ab, die, in der Tiefe ihres Gemütes eine Welt einschließend, sich selbst genug waren, so erkennt man, daß die Menge der Liebe und des Trostes entbehrte, die eine reinere Religion in die Herzen der Menschen gegossen hat. Die Hellenen waren im Glanze der Kunst und in der Blüte der Freiheit unglücklicher, als die meisten glauben."[18] Sollte man nicht meinen, der vorzügliche Kenner des altgriechischen Wesens habe gerade unsere Stelle vor Augen gehabt?

Ein wahres Glück für die Erforschung der Wahrheit, wenn derartige Äußerungen des griechischen Seelenlebens, mögen sie auch manchmal in ganz unscheinbarer Form uns entgegen treten, nicht unbemerkt bleiben, sondern gehörig zur Geltung gebracht werden. Im anderen Falle schleichen sich verhängnisvolle Irrtümer ein. Bekanntlich war Schiller nicht frei von ihnen.

Die mythische Naturanschauung der Griechen schien Schiller so stark und segensreich zu sein, daß sie ihm die Bedingung eines harmonischen Gemütslebens und des wahren inneren Seelenfriedens gewährleistete. Ebenso hielt er den Kunstsinn und die Kunstbefriedigung des griechischen Altertums für so überaus mächtig und heilsam, daß er den griechischen Glauben und das ganze sittliche Wesen der Griechen für den einzig würdigen Standpunkt hielt. Man vergleiche nur die „Götter Griechenlands",

---

[18] Boeckh, Staatshaushaltung der Athener, Bd. I, Buch IV, Kap. 22 (1. Ausg. Bd. II, S. 159; 2. Ausg. Bd. I, S. 792).

wo Schillers einseitige Wertschätzung angeblich griechischer Weltanschauung besonders drastisch zum Ausdruck kommt.[19]

Bei Herodot selbst sind mir noch drei Stellen obiger Art aufgefallen I, 31: διέδεξέ τε ἐν τούτοισι ὁ θεός, ὡς ἄμεινον εἴη ἀνθρώπῳ τεθνάναι μᾶλλον ἢ ζώειν. VII, 203: εἶναι θνητὸν οὐδένα οὐδὲ ἔσεσθαι τῷ κακὸν ἐξ ἀρχῆς γινομένῳ οὐ συνεμίχθη, τοῖσι δὲ μεγίστοισι αὐτῶν μέγιστα. VII, 152: ἐπίσταμαι δὲ τοσοῦτο, ὅτι κτλ. „Das weiß ich, wenn alle Menschen die einem jeden eigentümlichen Übel auf einen Haufen zusammentrügen, um mit den Mitmenschen zu tauschen, so würde bei näherer Einsicht in das, was die anderen drückt, gerne jeder wieder nach Hause tragen, was er mitgebracht hat.“

Auch die Geschichte des Polykrates gehört hierher. Denn es handelt sich bei ihr um weiter nichts, als um das drückende Gefühl der Angst vor möglichem Unglück und um das vergebliche Bemühen, es abzuwenden und die dunkeln Mächte durch freiwillige schmerzliche Opfer umzustimmen. Vergleichsweise kann ferner V, 4 herangezogen werden.

Übrigens steht Herodot mit derartigen Ausklängen einer wehmutsvollen Stimmung nicht allein da. Im Gegenteil, dieser pessimistische Zug ist dem ganzen griechischen Altertum gemein[20], er beherrscht den ganzen Untergrund seiner Weltanschauung, liefert ein Hauptmotiv seiner tragischen Dichtungen; er findet sich bei den epischen Dichtern gleichfalls und bei den lyrischen erst recht. Wie ein einziger langsam verhallender Seufzer klingt es aus den zahllosen lyrischen Ergüssen.[21]

Daß „die armen, unglücklichen“ (δύστηνοι) stehendes Beiwort der Menschen ist, weiß jeder Schüler aus der Lektüre der Odyssee. Bezeichnend sind auch die Verse Od. XVIII, 130 und 131. Ja, das Göttliche selbst hat menschliches Elend zu kosten, wenn es sich dauernd zur Sphäre der Sterblichen herabläßt. So die Göttin

---

[19] Jakob Burckhardt, „Zur Gesamtbilanz des griech. Lebens“ in seiner Griech. Kulturgeschichte, II, S. 373, spricht „von einer der allergrößten Fälschungen des geschichtlichen Urteils, welche jemals vorgekommen“.

[20] Vgl. Erwin Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer, S. 205, Anm.

[21] Vgl. A. Baumstark, „Der Pessimismus in der griechischen Lyrik“, Heidelberg, Winter, 1898.

Thetis, so die göttlichen Pferde, die Zeus teilnehmend also anredet (Il. XVII, 443 ff.):

„Ach, was schenkten wir euch, unselige Rosse, dem Peleus?
Er war sterblich gezeugt, ihr lebt in unsterblicher Jugend.
Sollt ihr tragen das Leid, wie mühbeladene Menschen?"

Und nun läßt der Dichter dem unter Menschen üblichen Urteil über den Wert des Lebens aus göttlichem Munde gewissermaßen die Bestätigung erteilen. Denn Zeus selbst, der das Menschenleben genau kennt, spricht sich über das Menschenlos mit folgenden erschütternden Worten aus:

„Ist ja der Mensch doch wahrlich das unglückseligste Wesen,
Wie kein anderes sonst, das atmet und kriecht auf der Erde."

Immerhin ist die Welt der homerischen Menschen noch am wenigsten von dem Hauch des Pessimismus berührt. Gewiß wird mit tiefer Empfindung von den Mühen und Sorgen, den Enttäuschungen und herben Zwischenfällen des Lebens gesprochen und geklagt; aber „von dem Leben im ganzen sich abzuwenden, kommt keinem homerischen Menschen in den Sinn".[22] In der Kindheit des Volkstums wurde eben Freud und Leid gleichmäßig als etwas Selbstverständliches hingenommen. Aber die weitaus längste Strecke griechischer Geistesentwicklung steht unzweifelhaft unter dem beengenden Druck einer pessimistischen Lebensanschauung.[23]

---

[22] Erwin Rohde, Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen, 1. Aufl., S. 2.

[23] Was die historisch-wissenschaftliche Seite dieser Frage anbelangt, so bemerke ich, daß ich mir ihrer großen Schwierigkeit wohl bewußt bin. Ich weiß auch, daß die Ansichten der meisten über Maß, Ausdehnung und Verteilung dieser Erscheinung auf die verschiedenen Zeiten und Menschenklassen sehr auseinandergehen. Viele Äußerungen in der Literatur sind vielleicht unter momentanen Stimmungen und Eindrücken entstanden und können eine absolute Gültigkeit nicht beanspruchen. Eine formelhafte Festlegung dieses Problems ist geradezu unmöglich.

Gewiß kann man annehmen, daß ein Mann wie Plato, wenn er mit dem bestehenden Staate und dessen Sittlichkeit nicht zufrieden war, sich nicht dem Pessimismus zuwandte, sondern seine Befriedigung in der Theorie einer radikalen Umgestaltung der Politeia suchte. Aber was

Aus der Fülle des Stoffes[24] machen wir die Schüler nur mit je einem Beispiel aus den drei Dichtungsgattungen bekannt.

---

soll man dazu sagen, wenn ein Aristoteles nach Stob. Floril. III, S. 231, sich zu den schauerlichen Worten versteigen konnte: „Was ist der Mensch? ein rechtes Merkzeichen der Schwäche, eine Beute des Augenblicks, ein Spielzeug des Zufalls, ein Bild des Umschlagens, bald mehr dem Neid, bald mehr Unglücksfällen anheimgegeben; der Rest ist Schleim und Galle.“? (Schleim und Galle, dazu Wasser und Blut, waren nach der im Altertum vielfach vertretenen Ansicht die vier Grundsubstanzen im menschlichen Körper. Dieser Anschauung begegnen wir auch bei Herodot IV, 187, vgl. zu dieser Stelle Moeller, Die Medizin im Herodot, S. 28.)

Der Glaube an den Pessimismus der Griechen findet seinen entschiedensten und weitestgehenden Vertreter in Jakob Burckhardt. Nach ihm hat die äußere Lebensfreude, Kurzweil, Geselligkeit oder Teilnahme an festlichen Veranstaltungen, Genuß der Kunstwerke den Mangel an innerer Befriedigung nie überwinden können. Niemals sei eine Ansicht mit mehr Unrecht aufgetreten als die, daß die Athener des perikleischen Zeitalters jahraus jahrein im Entzücken hätten leben müssen. Burckhardts Autorität wird deswegen für die Zukunft überall da angeführt werden, wo man die Meinung verficht, daß die ganze griechische Lebensbetrachtung, so oft sie sich tiefer auf ihren Gegenstand besann, stets in das „Nichtgeborensein ist das Beste“ ausklingen mußte.

Eine Mittelstellung nimmt A. Philippi ein (Über Jakob Burckhardts Griechische Kulturgeschichte, Grenzboten, 1899, II. Vierteljahr, S. 82 ff.). Wo wäre die Meinung der Unzähligen, die sich nicht mehr zum Wort melden könnten? Eine kleine Gegenrechnung von Lebensfreuden könne man Burckhardt doch machen. Im Handeln habe der griechische Pessimismus seine Menschen schwerlich gelähmt (wir verweisen auf Demosth. de cor. 97), und im wirklichen Leben werde man doch nicht soviel von ihm gemerkt haben.

Aber wie dem auch sei, meine Aufgabe war es nur, die sich darbietende, unleugbar stark pessimistisch gefärbte Kundgebung Herodots durch eine zweckentsprechende didaktische Betrachtung und Verknüpfung zu einem Gegenstand von erzieherischer Bedeutung für die Schule zu erheben. An einer so merkwürdigen Äußerung, wie diejenige Herodots VII, 46 ist, soll eben nach meiner Ansicht kein Lehrer vorübergehen, ohne deren heilsame Bildungskraft für das ganze religiös-sittliche Empfinden der Schüler ausgenutzt zu haben.

[24] Vgl. Stein zu Herodot I, 31 und VII, 46; ferner Rieder, Einige Parallelen zu Stellen der Heiligen Schrift aus den Werken griechischer, römischer und deutscher Klassiker in Zeitschr. f. d. G. W.,

Zunächst Hom. Il. VI, 146—149:

Οἵη περ φύλλων γενεή, τοίη δὲ καὶ ἀνδρῶν.
φύλλα τὰ μέν τ' ἄνεμος χαμάδις χέει, ἄλλα δέ θ' ὕλη
τηλεθόωσα φύει, ἔαρος δ' ἐπιγίγνεται ὥρη·
ὣς ἀνδρῶν γενεὴ ἡ μὲν φύει, ἡ δ' ἀπολήγει.

Man glaubt förmlich den Psalmisten zu hören, wenn er sagt (Psalm 90, 6): „Die Menschen sind gleich wie ein Gras, das doch bald welk wird, das da frühe blühet, um hinzuwelken, und des Abends abgehauen wird und verdorret."

Wir führen ferner den Elegiker Theognis an 425 ff.:

Πάντων μὲν μὴ φῦναι ἐπιχθονίοισιν ἄριστον
μηδ' ἐσιδεῖν αὐγὰς ὀξέος ἠελίου.
φύντα δ' ὅπως ὤκιστα πύλας 'Αΐδαο περῆσαι
καὶ κεῖσθαι πολλὴν γῆν ἐπαμησάμενον.

Das heißt:

„Nicht auf der Welt sein wäre dem irdischen Menschen das Beste,
Niemals schauen das hellstrahlende sonnige Licht,
Und wenn er lebt, gar bald eingehen zu dem Tore des Hades
Und still liegen im Grab, tüchtig mit Erde bedeckt.
(Sauppe, Bilder des Altertums, S. 63.)

Aus den Tragikern zitiere ich Soph. O. K. 1225:

Μὴ φῦναι τὸν ἅπαντα νι-	Nicht geboren zu sein, o Mensch,
κᾷ λόγον· τὸ δ', ἐπεὶ φανῇ,	Ist das höchste, das größte Wort;
βῆναι κεῖθεν ὅθεν περ ἥ-	Doch, wofern du das Licht erblickst,
κει πολὺ δεύτερον ὡς τάχιστα.	Acht' als Bestes, dahin zu gehen
	Wieder, von wannen du kamst, im Flugschritt!

Dadurch, daß der Schüler diese sinnverwandten Stellen kennen lernt, bekommt einerseits der in Rede stehende Aufbau kräftige Stützen, andererseits werden die literarhistorischen Kenntnisse erweitert.[25]

Bd. 46, S. 419, und Noch einige Parallelen zu Lehrstücken des christl. Religionsunterrichts aus den Werken griech. und röm. Klassiker, Zeitschr. f. d. G. W., Bd. 47, S. 79; Prenzel, Die Apologetik in der Schule, Bemerkungen aus der Praxis des Unterrichts, Mörs 1903, S. 28 ff.; außerdem vgl. A. Baumstark, a. a. O., und Burckhardt, a. a. O., S. 373 ff.

[25] Über Theognis' Leben und Dichtung kann als Nachtrag das Notwendigste mitgeteilt werden. Man gebe ferner noch einige Proben

Die mitgeteilten Belege weisen also die Richtigkeit der Ansicht August Boeckhs nach, die auch C. Alexi vertritt, wenn er sagt: „Die Griechen sind suchende Menschen gewesen und konnten die Wahrheit nicht finden; auf die große Frage nach dem höchsten Gut konnten sie nur die negative Antwort geben, daß es im Irdischen nicht zu finden sei. Nicht wegen ihrer Leistungen kann die alte Welt als eine praeparatio evangelii gelten, sondern wegen ihres tragischen Untergangs. — Es war ein Grundirrtum Schillers, der heute noch verderbliche Propaganda macht, daß das ästhetisch-harmonische Menschentumsideal bei den Hellenen verwirklicht gewesen sei. Es ist eine Verkennung der Tatsachen, wenn man glaubt, daß Heiterkeit und Freude das charakteristische Merkmal der hellenischen Welt gewesen sei. Diese Heiterkeit ist auf dem Boden des tiefsten Schmerzes erwachsen.“[26]

Der Gedanke, dessen Nachweis und didaktische Behandlung uns hier beschäftigt, hat auch dichterischen Ausdruck gefunden, und zwar in der klassischsten Form von einem unserer seelenvollsten Dichter, nämlich von Lenau; er sagt:

„Die Künste der Hellenen kannten
Nicht den Erlöser und sein Licht;
Drum scherzten sie so gern und nannten
Des Schmerzes tiefsten Abgrund nicht.“

---

seiner Muse aus einem anderen Gebiet. Zu ihm tritt (VII, 228) noch Simonides von Keos, und noch später anläßlich der Schlacht bei Salamis in einer bestimmten Beziehung Tyrtäus (bei ihm Anknüpfung an das Geschichtspensum in II b möglich). Auch bei ihnen verfahre man ebenso. Die Schüler sind erfahrungsgemäß ganz dankbar dafür. Von der griech. Lyrik haben sie bisher noch nichts gehört. Sie ist etwas Neues und regt das Interesse in hohem Maße an. Ab und zu muß man wieder auf diese Dichter zu sprechen kommen und besonders danach fragen, in welchem Zusammenhang sie in der Herodotlektüre vorgekommen seien. Dann werden sie als Vertreter der griech. Lyrik (Elegie) in der Vorstellung der Schüler als klares Bild bleiben und als feste Errungenschaft für die Zukunft gelten können. (Vorbereitung auf das Verständnis der griechischen Lyriker, die Horaz zum Vorbild gedient haben.)

[26] C. Alexi, „Zur Reform der höheren Schulen in Deutschland“, Langensalza, Beyer und Söhne, 1883, S. 15.

„Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
Nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber größten,
Womit uns die Antike rührt."[27]

Welch tiefernsten Grund hat nach dieser Anschauung die Neigung zu scherzen! Wesentlich anders ist die Auffassung in Schillers „Die Götter Griechenlands", wo es Strophe 14 (erste Ausg.) heißt:

„. . . Schöne lichte Bilder
Scherzten auch um die Notwendigkeit,
Und das ernste Schicksal blickte milder
Durch den Schleier sanfter Menschlichkeit."

Es ist also unverkennbar, daß die schmerzliche Empfindung der Unvollkommenheit des menschlichen Lebens bei den Griechen ein freilich unbefriedigt gebliebenes Suchen nach einem höheren überirdischen Glück hervorgerufen hat. Die Welt hatte noch keinen Trost in dem „mühseligen" Leben (man beachte nochmals „μοχθηρῆς" ἐούσης τῆς ζόης, Herod. VII, 46); denn die Stimme des Heilandes war noch nicht erschollen, der da sprach: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken." (Matth. 11, 28.) Erst als das Evangelium seinen Einzug in die Welt gehalten hatte und auch begriffen worden war, da senkte sich wie Balsam die unerschütterliche Gewißheit in die Gemüter, daß alle Not und Pein des irdischen Lebens doch nur der Tropfen am Eimer ist, verglichen mit dem Meer von Glückseligkeit, das im künftigen Leben derer harret, die einen guten Kampf gekämpft und getreu waren bis in den Tod.

Dieser düsteren, zur Wehmut, ja zeitweise zur Verzweiflung neigenden Anschauung, wie sie sich bei Herod. VII, 46 darstellt, steht eine andere Lebensauffassung gegenüber, die der Schüler noch in demselben Jahre bei Vergil, Aen. X, 467ff. kennen lernen wird. Sie ist enthalten in den wenigen Worten:

Stat sua cuique dies; breve et irreparabile tempus
Omnibus est vitae. Sed famam extendere factis,
Hoc virtutis opus.

---

[27] Lenau, Savonarola (Lenaus Werke, 4. Teil, Berlin, Hempel, S. 59).

Hier wird der Tod nicht als die Erlösung von den Mühseligkeiten des Lebens aufgefaßt, und nichts weniger als einer stummen Resignation wird das Wort geredet, sondern die Energie, die charakteristische Eigenschaft des Römertums, kommt zur Geltung.

Allerdings wirft dem Römer der Gedanke an den Tod als Naturnotwendigkeit einen tiefen Schatten auf das Leben; aber er ringt nach Erwehrung der Todesgedanken durch eine rastlose Tätigkeit, die seiner energievollen Anlage, das heißt seiner angeborenen Richtung auf die Ziele des Wollens und Handelns entspricht. Also die Flüchtigkeit des Lebens (Breve et irreparabile tempus) soll man durch eine möglichst gesteigerte Tätigkeit vergessen machen und über die Nacht des Grabes möge man sich trösten durch den ewigen Nachruhm, der den Taten folgt, wenn sie danach waren (famam extendere factis). Man vgl. dazu Cic. pro Sestio 47. — An diese Erwägungen wird angeknüpft in Prima (Homer, M 322 ff., Plato, Phaedon; Cicero, Tuscul. I; Horaz, Oden[28]), aber auch schon in Obersekunda selbst, wenn bei der Lektüre von Hermann und Dorothea IX, 46 ff. der Pfarrer die Worte spricht:

„Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.
Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln,
Diesem stärkt es zu künftigem Heil im Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod.“

K. 47 bis 52. Im weiteren Verlauf des Gespräches (Kap. 47—52) will Xerxes von der Wertschätzung des menschlichen Lebens, wie sie Artabanus gibt, nichts mehr wissen. Sein Glück steht fest. Die Vertrauensseligkeit und Selbstgefälligkeit hat den höchsten Grad erreicht. (χρηστὰ ἔχοντες πρήγματα ἐν χερσί, Kap. 47.) Immerhin

[28] Näher zu untersuchen, wie die genannten vier Schriftsteller sich mit diesem Gegenstande befassen, ist außerordentlich lehrreich und kann als Stoff für deutsche Aufsätze nur empfohlen werden. Sie alle sind der Ansicht, daß die Gewißheit des Todes das Bemühen um Lebensweisheit mächtig unterstützen könne und müsse; aber in ihren praktischen Erwägungen zeigen sie ebenso wesentliche wie feine Unterschiede und Abstufungen. Ein gutes Stück in diese Betrachtung hinein führt uns Schneidewin, a. a. O., S. 20 ff.

bleibt der Besorgnis verratende Gesichtsausdruck des Artabanus nicht ohne Wirkung. Artabanus weiß, daß für ihn als Reichsverweser die Stunde der Entlassung in die Heimat gekommen ist. Er macht den letzten Versuch der Umstimmung.

Er weist auf den Mangel an genügend großen Häfen hin, auf die Unmöglichkeit, die Truppen zu verköstigen (Kap. 49), und auf die Unzuverlässigkeit der Jonier (Kap. 51).

Eine vernünftige Entgegnung führt Xerxes allerdings ins Feld: τοῖσι τοίνυν βουλομένοισι ποιέειν ὡς τὸ ἐπίπαν φιλέει γίνεσθαι τὰ κέρδεα, τοῖσι δὲ ἐπιλεγομένοισί τε πάντα καὶ ὀκνέουσι οὐ μάλα ἐθέλει (Kap. 50), etwa gleichbedeutend mit „fortes fortuna iuvat".[29] Aber wie wenig gerade Mut, Beharrlichkeit und Standhaftigkeit des Xerxes Sache war, beweist sein Verhalten nach der Schlacht bei Salamis.

K. 54 bis 57.

Interessant sind die vor dem Übergang über den Hellespont vollzogenen Zeremonien. Bei dem Übergang selbst ist das Verhalten des Großkönigs auffallend. Erst nachdem der größte Teil seiner Truppen auf europäischer Seite war (nach einer anderen Nachricht sogar zu allerletzt), legt er den Weg über die Brücke zurück. Es liegt darin die auch sonst hervortretende allzu ängstliche Sorge für seine geheiligte Person. Welcher Gegensatz zu dem frischen Wagemut eines Alexanders des Großen beim Übersetzen über den Hellespont! Als erster von allen springt er in voller Rüstung an das Ufer von Asien mit dem freudigen Ruf: „Mein ist Asien, ich nehme es als erobert in Besitz". (Diodor 17, 17.) Und bei Uhland, Taillefer, heißt es:

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer;
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe; da fiel er auf die Hand:
Hei, rief er, ich fass' und ergreife dich, Engelland!

Dem Kap. 56 geben wir die Überschrift (die übrigens für jede kleinere oder größere Einheit festgestellt wird): „Eindruck des Heeres auf den gemeinen Mann". Die Angaben der Griechen über die Stärke des persischen Aufgebotes sind ganz sicher über-

[29] Eine Fundstelle dieses berühmten Satzes ist bei Plinius dem Jüngeren, Briefe, VI, 16, wo der Ausbruch des Vesuv und der Tod des älteren Plinius geschildert wird. Mit dem Text dieses Briefes (ebenso VI, 20) die Schüler bekannt zu machen, wird im Geschichtsunterricht der II a ebenfalls Zeit und Gelegenheit sein.

trieben. Sie werden schon lange in Zweifel gezogen und müssen sich wesentliche Abstriche gefallen lassen.[30] Daß man es aber unbedingt mit etwas ganz Ungewöhnlichem und Außerordentlichem zu tun hat, beweist der naive Ausruf des von der endlosen Länge der Heeressäulen geradezu überwältigten Hellespontiers. Der Hauptnachdruck liegt auf „ἄγων πάντας ἀνθρώπους“, „Du führst ja die ganze Welt mit dir“. Griechenland ist ohne Zweifel nach göttlichem Ratschluß dem Untergang geweiht. Nicht Xerxes ist es, der anrückt, es ist Zeus selbst.

> Au signal des buccins, les hordes déchaînées
> S'ébranlent. On croit voir déborder l'océan.
> Une rumeur s'élève ainsi qu'un ouragan,
> Et, partout, l'horizon fourmille d'une foule
> Mouvante, monstrueuse et noire, dont la houle
> N'expire qu'aux confins des mondes habités.
>
> (**Gille**, Les barbares.)

Von Kap. 57 mag der erste Teil gelesen werden. Man sieht auch hier, wie der Feldzug im Mittelpunkt alles Denkens und Trachtens steht. Alles wird auf ihn bezogen. Die Deutung des angeblichen Vorkommnisses ist nicht übel. Herodot glaubt an die prophetische Kraft solcher Dinge und steht insofern im Gegensatz zu Livius, der sie bekanntlich ebenfalls treu berichtet, aber persönlich dem volkstümlichen Aberglauben offenbar längst entsagt hat, wie aus seiner Bemerkung XXI, 62 hervorgeht.

K. 61 bis 98. Die Kap. 61—98 braucht man nicht gerade zu überschlagen; in ihnen werden die einzelnen Völker aufgezählt und deren Ausrüstung beschrieben. An bunter Mannigfaltigkeit und Seltsamkeit läßt sie nichts zu wünschen übrig. Unverkennbar tritt die Absicht hervor, durch die kriegerische Ausstattung des Mannes auch Furcht und Grausen bei dem Gegner zu erregen, ein bezeichnender Zug, der sich durch die ganze Kriegsgeschichte verfolgen läßt und erst in der neueren Zeit, wenigstens bei den Kulturvölkern, verschwunden ist. — Also das eine oder andere Kapitel übersetze der Lehrer den Schülern vor, um ihnen auch davon eine Vorstellung zu geben.

[30] Wohl am weitesten geht in dieser Richtung Lotar Weber, „Mehr Licht in der Weltgeschichte“, Danzig, Bertling, 1894. — Über die wahrscheinliche Größe des pers. Heeres vgl. Busolt, Griech. Geschichte, II, S. 143.

Nicht übergehen wollen wir Kap. 99. Es enthält eine kurze Charakteristik der einzigen Fürstin, die sich mit eigenen Schiffen dem Heereszug angeschlossen hat. Es ist Artemisia (vgl. Epyaxa und Cyrus den Jüngeren). Wir müssen mit ihr bekannt werden; denn sie wird uns später noch beschäftigen. Sie dürfte eine hervorragende Erscheinung gewesen sein, weil Herodot sie so sehr bewundert (Ἀρτεμισίη, τῆς μάλιστα θῶυμα ποιεῦμαι ἐπὶ τὴν Ἑλλάδα στρατευσαμένης γυναικός). Er hebt hervor ihre Selbständigkeit (nach dem Tode ihres Mannes führt sie die Herrschaft selbst), Tatkraft, politische Einsicht (vgl. noch VIII, 68, 87, 93, 101—103), Klugheit im Rat. Von Xerxes war sie hochgeschätzt. K. 99.

Kap. 100 erinnert inhaltlich an Kap. 44. In beiden Fällen handelt es sich um eine Heerschau, doch mit namhaftem Unterschied. Früher war es dem König mehr um einen Gesamteindruck zu tun, jetzt handelt es sich um eine Einzelbesichtigung durch Xerxes persönlich. Die Ergebnisse werden im Beisein des Großkönigs sofort durch Protokollführer in amtlichen Listen niedergelegt. K. 100.

Der Schüler wird sich oft erstaunt fragen, woher denn Herodot die in seinen Erzählungen zutage tretende Kenntnis so vieler Einzelheiten bekommen hat. Nun eben in unserem Kap. 100 sehen wir eine Quelle sich auftun. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Herodot entweder aus dieser Quelle der amtlichen Aufzeichnungen unmittelbar geschöpft hat, oder aber, daß seine Angaben auf mündlichen Erkundigungen bei der Familie des Demaratus beruhen, der bei der Heeresschau anwesend war und den Inhalt der Aufzeichnungen bekanntgegeben hat.[31]

Inhaltlich geben die kurzen Andeutungen Herodots über die Heerschau zu Wasser und zu Land unserer Vorstellungskraft fruchtbare Anregung. Sie genügen, um uns eine Szene zu vergegenwärtigen, die das ästhetische Interesse nicht minder wie das Naturgefühl befriedigt. Ein farbenprächtiges, des einheitlichen Mittelpunktes nicht entbehrendes Bild, das auch landschaftlich bezaubernd schön ist, entrollt sich vor unseren Augen.

Wir befinden uns in der fruchtbaren Strandebene auf dem rechten Ufer der Maritza. Im nicht fernen Hintergrund die letzten Ausläufer des Rhodopegebirges mit seinen malerischen Bildungen!

[31] Vgl. Busolt, a. a. O, S. 143.

Nach Osten grenzt die schiffbare Maritza den in Betracht kommenden Teil der Ebene ab. Gegen Süden fällt der Blick auf das Meer, in der Ferne tiefer Purpur (οἶνοψ πόντος bei Homer), dann alle Abstufungen des Blau bis zum hellsten Smaragdgrün nahe am Gestade. Welch herrliche Lichteffekte gepaart mit der Farbenpracht der formgefälligen Schiffe! Dagegen wie geheimnisvoll, ja wehmütig stimmend ist die Wirkung des Blickes in die blaue, verschimmernde Ferne nach Westen! Jetzt noch friedlich und unberührt von den Schrecken des Krieges, werden Land und Leute unter der erdrückenden Last der wilden Kriegshorden nur zu bald aufseufzen.

Die Heeresmassen, nach Völkern geordnet, erwarten freilich in sklavischer Unterwürfigkeit die Besichtigung durch das Auge dessen, der jeden Augenblick Leben in Tod verwandeln kann. Etwa fünfzig verschiedene Stämme sind vertreten. Alle in mannigfach verschiedener Bewaffnung, in seltsamer, oft phantastischer Kleidertracht. Alle Gesichtsfarben der damals bekannten Welt kann man sehen. Das ganze vielsprachige Perserreich ist beisammen, drei Erdteile haben ihre stattlichsten und krieggeübtesten Söhne gestellt, der eine versteht des anderen Sprache nicht.

„Dire leurs noms, leurs cris, leurs chants, leurs pas, leur bruit,
Serait vouloir compter les souffles de la nuit."

(Victor Hugo.)

Auf der See in gemessener Entfernung vom Lande ist gleichzeitig die Flotte aufgestellt. Abgesehen von den Transportschiffen, zählt sie zwölfhundert Schlachtschiffe, in geradliniger Front dem Lande zugekehrt. Alle Matrosen und Seesoldaten dienst- und schlagfertig, jeder an seinem Platze. Die Schiffe sind von abwechslungsreichster Bauart. Besonderes Interesse erregen die verschieden gebauten und eingerichteten Schiffe der Phönizier und Jonier mit ihren intelligent aussehenden Mannschaften. Unabsehbare Reihen von Mastbäumen!

Xerxes fährt die Front ab. Sein Auge strahlt hohe Befriedigung. Er sitzt unter einem goldenen Zeltdach, ab und zu erhebt er sich rasch, wenn sein Blick auf etwas Neues und Eigenartiges fällt. Die Sonne brennt, aber die Luft ist klar, nicht getrübt und verdunkelt durch den Rauch von Kaminen, was bei den heutigen Flottenschauen so störend auf den Beschauer wirkt. Die ansässige Bevölkerung hat sich in hellen Haufen aus der weiten Umgebung zusammengefunden, um das nie dagewesene

Schauspiel zu sehen. Allgemein hält man den Heereszug des Xerxes für etwas Übermenschliches. Die Griechenfreunde fürchten und bangen in ihren Herzen, dürfen es aber nicht gestehen.

Unter dem frischen Eindruck des soeben genossenen militärischen Schauspiels, das sein despotisches Herz mit dem unerschütterlichen Gefühl unbedingter Unbesiegbarkeit erfüllt hat, zieht der Großkönig den Demaratus ins Gespräch. (Kap. 101.)

K. 101 bis 105.

Alles zu dieser hochinteressanten Unterredung Nötige ist dem Schüler bekannt: Ort, Zeit, Anlaß, herrschende Stimmung. Nur über Demaratus selbst muß Auskunft gegeben werden. Über seine früheren Lebensschicksale mag der Lehrer aus VI, 63—70 Passendes hervorheben. Sein Los flößt uns Mitleid ein. Daß er im Gespräch mit dem Großkönig seinen Landsleuten volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, bringt ihn unserem Herzen ebenfalls näher. Er vergibt sich nichts in seiner Rede. Das Schlußwort (Kap. 104) „γένοιτο μέντοι κατὰ νόον τοι, βασιλεῦ“ ist nichts mehr als eine Höflichkeitsformel. Trotz alledem gehört er im Gefolge des Xerxes zur Gruppe derjenigen Persönlichkeiten, als deren Typus die Schüler den Hippias bereits kennen gelernt haben. Und doch beansprucht Demaratus wieder eine ganz andere Beurteilung. Die geradezu teuflische Bosheit eines Hippias ist ihm fremd. Er ist ein entthronter Spartanerkönig, politischer Flüchtling, Schützling und Ratgeber des Xerxes.

Irgendwohin mußten die landesflüchtigen Hellenen doch gehen. Und da war das Perserreich der nächste Ausweg. Niemand fand etwas dabei, wenn ein Verbannter dorthin seine Schritte lenkte; am wenigsten wurde dies für Verräterei gehalten. Wenn man nun den großen politischen Gegensatz zwischen Griechenland und Persien bedenkt, so liegt in dieser Auffassung des nachbarlichen Verhältnisses freilich etwas merkwürdig Naives. Seit des Cyrus Zeiten war jede tüchtige, brauchbare Kraft, die von Griechenland kam, entweder dem Großkönig oder irgendeinem Satrapen stets willkommen. Umgekehrt konnten sich die Griechen nicht des Gefühles entschlagen, daß in der „unerschöpflichen Fülle der Hilfsmittel, der Stetigkeit der Verhältnisse und dem Glanz des Hofes“ auch ein gewisser Reiz liege.[32]

[32] Vgl. Ernst Curtius, „Das Königtum bei den Alten“ in dem Werke „Unter drei Kaisern“, S. 70.

Das Gespräch zwischen Xerxes und Demaratus ist wegen seines ungemein reichen didaktischen Gehaltes schon einmal zum Gegenstand einer schulmäßigen Erörterung gemacht worden, und zwar in sehr beachtenswerter Weise.[33] Wir verweisen auf jene Auseinandersetzungen und können uns deswegen kurz fassen. Nur fehlt dort die nötige Anknüpfung an Früheres, im Schulleben des Obersekundaners schon Dagewesenes.

Wie jede wirklich brauchbare Anlehnung ergibt sie sich ohne vieles Suchen von selbst. Wir rufen die geistreiche Ansprache des Cyrus an die griechischen Söldner (Xen. Anab. I, 7) in die Erinnerung des Schülers. Auf die ersten drei Sätze kommt es an. Wir lassen aus ihrem Inhalt einen Schluß ziehen auf des Cyrus Verhältnis zu dem Griechentum und kommen zu dem Ergebnis, daß sich Cyrus der Jüngere hier nicht nur als vortrefflicher Kenner griechischen Wesens erweist, sondern auch als begeisterter Verehrer griechischer Bildung. Nunmehr werden wir einen Vorfahren von ihm kennen lernen, der gerade das Gegenteil darstellt.

Es drängt den Xerxes, sein Gefühl der Unbesiegbarkeit und Unwiderstehlichkeit (οὐκ ἀξιόμαχοί εἰσι ἐμὲ ἐπιόντα ὑπομεῖναι, Kap. 101) von Demaratus geteilt und die Berechtigung seiner Ansicht aus dem Munde eines urteilsfähigen Griechen bestätigt zu finden. Da sieht er sich bitter enttäuscht. Nachdem sich der schlaue Grieche über den verfügbaren Spielraum vergewissert und von Xerxes die bestimmte Versicherung bekommen hat, daß er sich seine Gnade nicht verscherzen werde, daß vielmehr der Großkönig auf ein durchaus freimütiges und wahrheitsgetreues Wort den allergrößten Wert lege, entwirft Demaratus eine meisterhafte Charakteristik des Griechentums, gegen welches das aus den folgenden Entgegnungen des Großkönigs hervortretende Bild des Barbarentums ebenso grell wie unvorteilhaft absticht.[34]

Die Griechen sind von Haus aus arm (πενίη σύντροφος). Aber gerade dieser Zustand war kein Unglück für die Geschichte des Volkes. Er stählte die Kräfte, weil er alle Staatsangehörigen zu unermüdlicher Tätigkeit zwang und die Geister beständig auf die Ziele des Erhaltens und Erwerbens hinwies. Der Wille

[33] Dörwald, Herodot VII, 101—104 im Unterricht. Lehrproben, Heft 32, S. 79 ff.

[34] Vgl. Discours de Démarate in den Notes zu E. Quinet, Vie et mort du génie grec.

wurde stark und frei, weil er aus der vernünftigen Einsicht heraus sein Tun und Lassen einrichtete und weil für den Fall der Anwandlung von Schwäche das unerbittliche Gesetz zur Seite stand. So bildete sich im Wesen und Gebaren des Griechenvolkes eine Tüchtigkeit heraus (ἀρετὴ ἔπακτος), die sich nach innen wie nach außen bewährt hat. Diese ἀρετή hat Griechenland in materieller Beziehung zu einem gedeihlichen Aufschwung verholfen, und andererseits ist sie es, die den Griechen ein stark entwickeltes Bewußtsein ihres Wertes und ihrer Eigenart eingeflößt hat.

Auf diesem Selbstgefühl beruht auch jetzt die Entscheidung. Es duldet — so lesen wir zwischen den Zeilen; denn vorsichtig muß Demaratus doch sein — keine Unterwerfung unter einen König, der über ein von den Griechen verachtetes Sklavenvolk herrscht. Schon die Lakedämonier allein, auch ohne Hilfe der änderen, werden den Persern gegenüber das Äußerste wagen.

Also bescheidener Besitz an materiellen Gütern, Reichtum an geistigen und sittlichen Kräften, gesunde staatliche Verfassung, Achtung vor dem Gesetz, sie bilden allerdings eine Grundlage, auf der auch noch später in der Geschichte der Menschheit nach kleinen Anfängen mächtige Staaten entstehen konnten. (Vgl. die brandenb.-preußische Geschichte. „Preußen hat sich groß gehungert", Finanzminister v. Miquel in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 10. Januar 1900.)

Demaratus hat aus Besorgnis, nicht verstanden zu werden, weit ausgeholt. Er hat seinen Zweck trotzdem nicht erreicht. Xerxes zürnt nicht. Hätte er den Griechen verstanden, dann müßten wir eine rühmenswerte, vornehme Selbstbeherrschung bei ihm feststellen. Ausdrücke, wie οἷον ἐφθέγξαο ἔπος; (erinnert an das homerische ποῖόν σε ἔπος φύγεν ἕρκος ὀδόντων;), ὅρα, μὴ μάτην κόμπος ὁ λόγος οὗτος εἰρημένος ᾖ, und σὺ ἐὼν ἄπειρος πολλὰ φλυηρέεις beweisen, daß Xerxes den Demaratus nicht mehr für ernst nimmt. Und Xerxes konnte den Griechen nicht verstehen, die grundsätzlichen Anschauungen waren zu verschieden.

Aus den weiteren Äußerungen des Xerxes geht hervor, daß er nur numerische, quantitative Überlegenheit kennt; von sittlichen Machtmitteln, als da sind Pflichtgefühl, Freiheitssinn, Vaterlandsliebe, Begeisterung für

Religion und höhere Kultur, hat er keine Ahnung. Von der freien Selbstbestimmung zu einer edlen Tat hat er noch nie etwas gehört. Seine Behauptung, daß nur der von der Geißel des despotischen Alleinherrschers getriebene Mensch etwas Nützliches leisten könne, freilich immer gegen seinen schlechteren natürlichen Willen (παρὰ τὴν ἑαυτῶν φύσιν), läßt uns auf eine geradezu ekelerregende Verkennung und Verachtung der menschlichen Natur schließen. Deswegen ist ihm auch die wahre politische Freiheit der Griechen, die in der selbstgewollten Unterordnung unter das als notwendig und wohltätig anerkannte Gesetz besteht, durchaus unverständlich; daß sie mehr fertig bringen soll, als Geißelhiebe ausrichten, ist ihm ein unlösbares Rätsel.

So haben wir hier die Typen zweier grundverschiedenen Völker und Auffassungen. Auf der einen Seite ein sittlich starkes, hochentwickeltes Volk mit lebhaftem Sinn für Selbstbestimmung und edler Begeisterung für den Kampf um Freiheit, Vaterland und Bildung; auf der anderen Seite ein in knechtische Leib- und Geisteigenschaft geschmiedetes Volk, das nichts denkt und nichts will, weil es doch keinen Zweck hätte; denn es gilt nur ein Wille, der sich mit brutaler Gewalt überall Geltung verschafft.

Ein Rückblick auf das Ganze läßt das Ergebnis gewinnen, daß „eine innerlich gesunde Kultur notwendig über die Barbarei siegt". Die Bestätigung bringen die kommenden Kämpfe bei Thermopylä und Salamis.

Die zahlreichen, gehaltvollen Gedanken dieses Abschnittes liefern wertvolle Beiträge zur Stärkung des religiös-sittlichen Bewußtseins, des politischen Urteils und des geschichtlichen Sinnes. Sie greifen ergänzend, stützend und anregend in den Unterricht im Deutschen, in der Religion und in der Geschichte hinüber, lauter Fächer, zu denen die Herodotlektüre in inniger Wechselwirkung steht.

K. 131 bis 137. Von Kap. 106—130 genügt eine kurze Inhaltsangabe. Dagegen bilden die Kap. 131—137 wieder eine belangreiche Einheit. Man kann ihr die Überschrift geben: „Herodots Ansicht über die göttliche Vergeltung". Die einzelnen Männer, welche die

Träger der Handlung sind, erweisen sich in ihrem Auftreten als sehr bedeutsame und charakteristische Persönlichkeiten. Daher kommt es, daß sich im Rahmen der größeren Einheit wieder kleinere gegeneinander abheben. So können wir noch folgende drei Überschriften aufstellen: „Griechische Seelengröße“, ferner „Neuer Beitrag zur vergleichenden Betrachtung des Griechen- und Persertums“, endlich „Des Xerxes angebliche Großmut“.

Zur Einführung in den Gegenstand müssen die Schüler aufgeklärt werden über das, was man unter Völkerrecht (ius inter gentes zum Unterschied von ius gentium) versteht. Denn gegen dieses haben sich die Athener und Spartaner versündigt. Der Begriff ist zum erstenmal vorgekommen in der Cäsarlektüre der Untertertia (u. a. Caes. bell. gall. III, 9: legatos, quod nomen ad omnes nationes sanctum inviolatumque semper fuisset, retentos). Die Erinnerung daran wird wachgerufen, das Verständnis vertieft.

Vor zwei Jahren hatten sich die Spartaner in der ersten Aufregung zu roher Gewalttat hinreißen lassen, nunmehr soll der Gesandtenmord gesühnt werden. Sperthias und Bulis übernehmen die Sühnung des Frevels, können sie aber nicht zur Ausführung bringen. Ihr Wille ist der beste, dagegen die Sühnung in der beabsichtigten Weise scheitert eben an der Weigerung des Xerxes, das Opfer anzunehmen. Die Schuld als objektiver Tatbestand bleibt also bestehen.

Die unausbleibliche Folge jeder Schuld ist aber die Strafe. Dies gilt für ganze Völker wie für einzelne Menschen. Alle müssen unter dem Fluch der bösen Tat leiden. Trifft die Strafe den Täter selbst nicht, dann müssen die Nachkommen dafür noch büßen, wie hier Nikolaos und Aneristus (Kap. 137: τοῦτό μοι ἐν τοῖσι θειότατον φαίνεται γενέσθαι und weiter unten: δῆλον ὦν μοι, ὅτι θεῖον ἐγένετο τὸ πρῆγμα). Vgl. 2. Moses 20, 5: „Die Missetaten der Väter werden an den Kindern gestraft bis ins dritte und vierte Geschlecht“. Daß diese Auffassung die herrschende war, geht schon aus der in Kap. 134 mitgeteilten Bekanntmachung hervor.

Zur weiteren Befestigung und Sicherstellung der gewonnenen Anschauung werfen wir einen vergleichenden Blick in andere Gebiete. Wir erinnern an den Ausgang des Nibelungenliedes und der Odyssee. Auch dort tritt uns die Lehre entgegen: Alle Schuld rächt sich auf Erden.

Das Anerbieten des Sperthias und Bulis ist ein glänzendes Beispiel antiker Seelengröße. Wir sehen hier wieder den antiken Menschen, wie er ganz in seiner Beziehung zum Staate aufgeht. Ohne dies fehlt ihm Wesen und Wert. Dies Verhältnis allein verleiht Kraft und Bedeutung. Die echte Vaterlandsliebe besteht hier die untrügliche Probe der Opferfähigkeit. Das Opfer selbst liegt in der Bereitwilligkeit, das Leben hinzugeben. Daß es nicht etwa Leute waren, die nichts mehr zu verlieren hatten, und die dem Leben keinen Reiz mehr abgewinnen konnten (denn es heißt ausdrücklich Kap. 134: ἄνδρες Σπαρτιῆται φύσι τε γεγονότες εὖ καὶ χρήμασι ἀνήκοντες ἐς τὰ πρῶτα) erhöht den Wert der Opferwilligkeit. Die Reinheit der Gesinnung ist gewährleistet. (Man suche ähnliche Beispiele aus der Geschichte anderer Völker. Etwa Marcus Curtius, die beiden Mus, Atilius Regulus, Arnold von Winkelried u. a.) Der hier dem allgemeinen Wohl zuliebe bewiesene Verzicht auf alles, woran das Herz des natürlichen Menschen hängt, kann als Vorbereitung zum Verständnis der stoischen Philosophie dienen.

Der Meinungsaustausch zwischen Hydarnes einerseits und Sperthias und Bulis andererseits beleuchtet hell und grell die zwischen Griechentum und Persertum liegende Kluft. Wie der Herr, so der Knecht. Deswegen ist auch Kap. 135 eine Ergänzung zu VII, 101—104. Eine gesicherte und behagliche Lebensstellung geht dem Hydarnes über alles. Für Freiheit und Selbstbestimmung kann er sich nicht begeistern, weil er diese Begriffe nicht kennt. Die Griechen hält er für eitle Narren.

Für den Schüler wird die Freimütigkeit der beiden Griechen vor Hydarnes, deren stolzes und selbstbewußtes Auftreten vor Xerxes Gegenstand gerechter Bewunderung sein. Unstreitig wird diese Betrachtung zur Stärkung des Ehrgefühls viel beitragen.

Die schonende Behandlung der beiden Lakedämonier ist übrigens keine Großmut im eigentlichen Sinn des Wortes. Von Großmut kann bekanntlich nur da die Rede sein, wo jemand aus edlen, jedenfalls nicht selbstsüchtigen Beweggründen auf ein ihm zustehendes Recht zugunsten eines anderen verzichtet. In unserem Fall müßten etwa angeborene Herzensgüte und Nächstenliebe die Triebfedern des Handelns sein. Davon ist aber nichts zu spüren. Vielmehr liegt in dieser Handlungsweise schlaue Berechnung (vgl. auch die Kap. 146 und 147),

die sich Hoffnung macht, noch Schadenfreude erleben zu können. Durch die Ablehnung der angebotenen Sühne sollten die Lakedämonier dem Fluche ihrer Schuld fernerhin ausgesetzt bleiben. Und nach der ganzen Ansicht Herodots über das Walten der rächenden Nemesis wurde der gute Wille für die Tat von den Göttern eben nicht hingenommen. — Natürlich lasse man hier, wie immer in ähnlichen Fällen, den in Rede stehenden Begriff von den Schülern möglichst selbständig entwickeln und bestimmen.

K. 138 u. 145.

Kap. 138 und 145 nehmen wir zusammen. Ihre Bedeutung besteht darin, daß sie uns über die öffentliche Meinung in Griechenland, über die Stimmung der Gemüter und die ersten Gegenmaßregeln beim Bekanntwerden der herannahenden Persergefahr Auskunft geben.

K. 139.

Kap. 139 läßt sich betrachten als „ein Urteil des Historikers über wahres Verdienst". Wir lernen den „Vater der Geschichte" immer besser kennen und höher schätzen. Wir ehren und achten seine Wahrheitsliebe. Sein Mut, die Wahrheit rückhaltlos zu verkünden, wenn sie auch nicht gern gehört wird, erfüllt uns zugleich mit Dankbarkeit (ἐνθαῦτα ἀναγκαίῃ ἐξέργομαι γνώμην ἀποδέξασθαι ἐπίφθονον μὲν πρὸς τῶν πλεόνων ἀνθρώπων, ὅμως δέ, τῇ γέ μοι φαίνεται εἶναι ἀληθές, οὐκ ἐπισχήσω). Denn jedwedem Menschen, der in irgendeiner Lage der Wahrheit zum Siege verholfen hat, sind alle Wahrheitsfreunde zu Dank verpflichtet, auch wenn sie in keiner näheren Beziehung zur Sache stehen.

Gegenüber den leidenschaftlichen und gehässigen Anfeindungen, denen Athen zu Beginn des peloponnesischen Krieges ausgesetzt war, ruft Herodot den Griechen zu, sie sollten sich gebührend mäßigen in der Erwägung, daß Hellas die siegreiche Abwendung der Persergefahr nächst den Göttern am meisten der Tatkraft und dem Opfermut der Athener verdanke (Ἀθηναίους ἄν τις λέγων σωτῆρας γενέσθαι τῆς Ἑλλάδος οὐκ ἂν ἁμαρτάνοι τὸ ἀληθές). Die von Herodot gebrachte Begründung dieser Ansicht mag der Schüler in einigen kurzen Sätzen zusammenfassen.

Die Einpflanzung der Wahrheitsliebe in die Herzen der Jugend ist eine der wichtigsten Aufgaben des erziehenden Unterrichts. Der Schüler wird auch leicht einsehen, daß Wahrheitsliebe die oberste und heiligste Forderung ist, die an den Geschichtsschreiber gestellt wird. Denn was nützte es dem Historiker, wenn er über

die umfassendste Gelehrsamkeit ebenso verfügte, wie über den untrüglichsten Scharfsinn, dagegen nicht die sittliche Kraft hätte, der Wahrheit auch da die Ehre zu geben, wo sie ihm und Gleichgesinnten nicht angenehm ist?

Unzweifelhaft ist gerade heutzutage das Studium der alten Geschichte von besonderer sittlicher Bedeutung. Hier urteilen wir nicht auf Grund vorgefaßter Meinungen. Wir schenken unsere Billigung guten Menschen und guten Taten, entrüsten uns über schlechte, ohne uns um die Nationalität zu kümmern. Wenn wir mit unseren Schülern Herodot lesen, dann treiben wir ja auch Geschichtsforschung. Und der Unterricht in der Geschichte soll auch den Geist der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit wecken und stärken. Gerade dieser aber war der Leitstern der antiken Geschichtsschreibung. Zuerst bei den alten Griechen finden wir den Begriff der historischen Wahrheit. Schon Herodot hat sich die größte Mühe gegeben, daß sein Wort seinem Urteile entspreche, das heißt, er hat jede Unwahrheit zu vermeiden gesucht. Die andere Forderung des Wahrheitsgefühls, daß das Urteil mit der Wirklichkeit so übereinstimme, daß auch der Irrtum ausgeschlossen sei, hat erst Thukydides erfüllen können. Nur so konnte letzterer dermaßen unparteiisch sein, daß nach dem ganzen Charakter seines Geschichtswerkes niemand erraten könnte, wer es geschrieben hat, ein Athener, Spartaner oder Korinther. Zu dieser Geistesrichtung bekennt sich dann später ein Polybius, wenn er feierlich seinen zahlreichen Verehrern auf römischem und griechischem Boden das bemerkenswerte Wort zuruft: „Die Wahrheit ist das Auge der Geschichtsschreibung“. Und wenn heute das Titelblatt einer der bedeutendsten historischen Zeitschriften, der Revue historique, den Satz an der Stirne trägt: „Ne quid falsi audeat, ne quid veri non audeat historia“, so ist dabei der feinsinnige Cicero nicht unbeteiligt, der seine Forderungen an die Geschichtsschreibung mit diesen Worten zum Ausdruck gebracht hat. Auf dieselbe Seite stellt sich später Tacitus mit seinem berühmten „sine ira et studio“.[35]

K. 140 bis 143. Die Kap. 140—143 lassen uns eine ganz eigenartige Macht in den Kämpfen der damaligen Zeit erkennen. Es ist das del-

[35] Mit vollem Recht spielen derartige Erwägungen in Schriften, welche die Berechtigung des Studiums der Antike nachweisen wollen, eine große Rolle. So neuerdings bei Zielinski, „Die Antike und wir“.

phische Orakel. Der Schüler bringt gewöhnlich eine ganz unbegrenzte Hochachtung vor diesem Institut mit. Sie erleidet hier der Wahrheit zuliebe eine gewaltige Einbuße. Zu seiner Überraschung wird der Schüler hören, daß der delphische Sitz der nationalen Erhebung eher hemmend wie fördernd gegenübergetreten ist. Daß sich aber die Athener sogar durch die Schrecken und Bangen erregenden Weissagungen (οὐδὲ χρηστήρια φοβερὰ ἐλθόντα ἐκ Δελφῶν καὶ ἐς δεῖμα βαλόντα ἔπεισε ἐκλιπεῖν τὴν Ἑλλάδα, noch in Kap. 139) nicht haben beirren lassen, ist das beste Zeugnis für ihren unbeugsamen Sinn.

Eine nationale Politik wollte das delphische Orakel nicht treiben, weil es eben eine internationale Stellung einnahm und in der Verletzung dieses Verhältnisses durch einseitige Unterstützung des griechischen Freiheitskampfes eine Schädigung seiner Interessen befürchtete. „Die delphische Priesterschaft war weit entfernt, die Volksbewegung zu fördern und zu leiten. Ihr war der Freiheitsdrang auch in seiner edelsten Form eine unheimliche Macht. Sie hatte ihre reichsten Gaben von den Königen Phrygiens, Lydiens und Ägyptens; ihrem Interesse war es also völlig zuwider, den Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren zu verschärfen. Sie fühlte sich als Weltmacht und wollte den friedlichen Zusammenhang der Mittelmeerstaaten nicht gestört sehen. Sie war also mit dem ganzen Anhang der benachbarten Kleinstaaten antinational gestimmt, und die Rettung der hellenischen Unabhängigkeit kam trotz Delphi zustande.“[36]

Außerdem war das delphische Orakel vielleicht gerade damals von mächtigen Aristokraten stark beeinflußt und suchte unter dem Scheine der Religion politisch auf die Massen zu wirken. Oder aber hielt die delphische Priesterschaft den Kampf gegen die Perser wirklich für aussichtslos und handelte in diesem Sinne. Später (vgl. VII, 178 und 189) änderte sie ihre Taktik, als der entschlossene Widerstand der Eidgenossen zu besseren Hoffnungen berechtigte.[37]

In Kap. 143 werden wir zugleich mit dem Helden bekannt gemacht, der für die kommende ruhmreiche, aber auch schwere und gefahrvolle Zeit die Quelle aller brauchbaren Ideen ist und die treibende Kraft für deren Verwirklichung. Es wird die Auf-

---

[36] E. Curtius, „Das Priestertum bei den Hellenen“ in „Altertum und Gegenwart, gesammelte Reden und Vorträge“, Band II, S. 46.

[37] Vgl. Busolt, a. a. O., S. 134.

gabe des erziehenden Unterrichts sein, aus den im Verlaufe der Lektüre sich ergebenden Zügen ein deutliches Bild dieses Freiheitshelden zusammenzustellen. Schon Kap. 143 ist für diesen Zweck geeignet. Ohne dem Ansehen des delphischen Orakels irgendwie zu nahe zu treten, macht es Themistokles durch geistreiche Deutung des Spruches seinen politischen Absichten dienstbar. Man ist fast geneigt zu sagen, daß in diesem Fall der delphische Sitz die Macht war, die das nicht Ruhmvolle gewollt, aber das Ehrenvollste geschaffen hat. (Sittliche Idee: Die gerechte Sache geht selbst aus den schwierigsten Verwicklungen siegreich hervor.)

K. 144. Die Auseinandersetzung des Lehrers darüber, mit welchem Recht Themistokles (Kap. 143) ein ἀνὴρ ἐς πρώτους νεωστὶ παριών genannt wird, verbunden mit diesbezüglichen Wiederholungsfragen aus dem Geschichtsunterricht in Untersekunda führt uns auf die genialste und folgenschwerste Tat des Themistokles, auf sein berühmtes Flottengesetz (Kap. 144). Herodot greift also hier auf Früheres zurück.

Wie Themistokles schon ehedem seinen Mitbürgern die Augen geöffnet hat über die Buchten der nächsten Landesküste und ihren Wert für die Wohlfahrt der Stadt, so suchte er ihnen später die Vermehrung der Flotte als höchste und unabweisbare Forderung gedeihlicher staatlicher Entwicklung mit überzeugenden Gründen nachzuweisen. Themistokles zeigte Athen seinen wahren Beruf: es sollte eine starke Seemacht werden (vgl. Thukyd. I, 93). Er wies zunächst auf die äginetische Gefahr hin. Im Sinne hatte er aber ganz andere Dinge. Seinem weitschauenden Blick hätten damals die meisten nicht folgen können. Er verschwieg deswegen seine wahren Absichten, denen die Idee zugrunde lag, daß man nur zur See den Persern erfolgreich die Spitze bieten könne, und daß Athen das Haupt eines großen Kolonialreiches werden müsse. Einen reichen Kolonialbesitz betrachtete er als die notwendige Grundlage für den Aufschwung des Handels. Solle Athen ruhig zusehen, wie die anderen Staaten die Welt unter sich verteilten?

Themistokles war überzeugt, daß Athen ohne eine starke Flotte zum wirtschaftlichen Existenzkampf mit anderen Völkern nicht befähigt sei. Durch den leidenschaftlichen Kampf der öffentlichen Meinung ließ er sich nicht irre machen. Für ihn stand Athen unzweifelhaft vor einer Lebensfrage.

Die Gegner des Themistokles fürchteten den Einfluß der Umwandlung Athens in eine Seemacht auf das ganze politische und soziale Leben. Ein furchtbarer Sturm erhob sich, den die Abneigung gegen die Flottenpläne des Themistokles hervorgerufen, trotzdem diese nichts weniger wie uferlos waren. Die Wehrkraft des Volkes beruhe auf seiner bäuerlichen Tüchtigkeit, hielt man dem Themistokles entgegen, die Verlegung des Schwerpunktes auf die See sei eine pietätlose Landesflucht. Die Anhänger des alten Systems fürchteten, daß mit der Vermehrung des beweglichen Vermögens durch den Handel eine Erschütterung der alten Klassenordnung nach Maßgabe des Grundbesitzes und damit eine wesentliche Verschiebung der politischen Verhältnisse verbunden sein werde. Sie faßten also das Ganze als eine parteipolitische Machtfrage auf.

Durch den Streit der Parteien wurde das Gleichgewicht im Staate bedenklich erschüttert, bis sich das Volk im Ostrakismus gegen Aristides und für Themistokles entschied. Der Weg für die Entwicklung Athens zur Seemacht ersten Ranges war damit freigegeben. — Mindestens soviel ist notwendig zum Verständnis des Kap. 144.

Die damaligen Verhältnisse in Athen sind äußerst lehrreich und brauchbar, um das Verständnis der Schüler für politische und wirtschaftliche Fragen der heutigen Zeit anzubahnen.[38]

Zunächst finden wir auch hier die in jedem Gemeindewesen vorhandenen Kräfte des Beharrens und des Fortschreitens. (Vgl. die Bedeutung des Konsulats und Tribunats in der römischen Republik als des Ausdrucks zweier gegensätzlich wirkenden Kräfte.) Aristides war das Haupt der Konservativen[39], Themistokles das der Fortschrittspartei. (Vgl., was Goethe, Herm. und Doroth. III, 65/66 den Wirt sagen läßt: Ein für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten: „Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurücke“. So bleibt es.) Die eine

---

[38] Vgl. Paul Cauer, „Wie dient das Gymnasium dem Leben? Ein Beitrag zu den Aufgaben praktischer Geistesbildung“ und „Palaestra vitae, eine neue Aufgabe des altklassischen Unterrichts“. In derselben Richtung geht Gustav Lauteschläger mit seinen Beiträgen zur Xenophonlektüre, Darmstadt 1901.

[39] Vgl. „Agrarverhältnisse im Altertum“ von Max Weber im Handwörterbuch der Staatswissenschaft, II. Supplem.-Bd., S. 2 ff.

Kraft sorgt dafür, daß man nicht in übertriebenem Beharrungsvermögen hinter berechtigten, zeitgemäßen Ansprüchen zurückbleibt, die andere verhütet, daß eine unheilvolle Überstürzung eintritt. Gerade durch den Widerstreit der Parteien und Meinungen wird oft der richtige, heilsame Mittelweg gefunden (vgl. Goethe, Herm. u. Dor. V, 5—11). Wie in Rom der erbitterte Ständekampf zur organischen Weiterentwicklung der inneren Politik führte, so in Athen ein jahrelang tobender Parteikampf zum siegreichen Durchbruch einer neuen äußeren Politik.

Im Anschluß daran lassen sich die Vorteile einer überwiegend bäuerlichen Bevölkerung für den Staat einerseits und die einer blühenden Industrie und eines ausgedehnten Handels andererseits in der Hauptsache unschwer darlegen.

Man wende nicht ein, das Verständnis solcher Dinge lasse sich bei Schülern der Obersekunda nicht ermöglichen. Einmal muß doch die Grundlage dazu gelegt werden. Außerdem kommt es sehr auf die günstige Gelegenheit an. Und an sich schwierige Dinge in elementarer Weise den Schülern mundgerecht zu machen, darin liegt eben die Hauptkunst des Lehrers und das Geheimnis seines Erfolges.

Wer wollte übrigens behaupten, daß die Vorgänge im damaligen Athen in der Weltgeschichte allein daständen? Hat es sich nicht auch bei uns in den letzten Jahren um verwandte Fragen gehandelt? Stehen sie nicht noch jetzt im Vordergrund unserer ganzen nationalen Politik? Und es ist gewiß kein Zufall, daß das Flottengesetz des Themistokles in historisch gebildeten Kreisen Deutschlands beispielsweise im Jahre 1898 besonders interessiert hat, und sogar ein Hinweis darauf als Mittel zur Klärung der Lage nicht verschmäht worden ist.[40]

So sieht der Schüler, wie aus dem Altertum die Gegenwart erschlossen werden kann, und daß sich aus der Ähnlichkeit der Verhältnisse und Umstände die Notwendigkeit verwandter Maßregeln ergibt. Darin besteht eben zum Teil der praktische Nutzen der Geschichte, und auch diese Seite der Geschichtsbetrachtung muß schon im Gymnasium vor den Augen der Schüler in helles Licht gerückt werden.

---

[40] In diesem Sinne: „Themistokles und die Attische Marine. Eine Flottenfrage im Altertum" von Dr. iur. Theodor Frantz, Rechtsanwalt. Mannheim, Nemnich, 1898.

Die größten Staatsmänner aller Zeiten, aus der neueren und neuesten nenne ich nur Napoleon I. und Bismarck, haben diese Bedeutung der Geschichte stets zu würdigen gewußt. Sie verschmähten nicht, aus der Vergangenheit für die Gegenwart zu lernen, vermittelst Analogieschlüsse aus früheren ähnlichen Vorgängen für die Aufgaben ihrer Zeit, für das eigene Handeln einen festen Leitfaden und sicheren Wegweiser zu gewinnen.

Weiter gehen zu wollen, nämlich über den Begriff der Ähnlichkeit hinaus, etwa von einer Gleichheit realer Verhältnisse in Vergangenheit und Gegenwart zu sprechen und die Anwendung gleicher Mittel zu fordern, wäre verkehrt. Dieser Fehler wird freilich nicht selten gemacht und beruht, wie auch sonst vielfach[41], auf einer falschen Übertragung naturwissenschaftlicher Anschauungen auf Gebiete des geistigen Lebens.

In der Geschichte wirken eben außer anderen besonders noch zwei Kräfte, die sich, wie ein namhafter moderner Geschichtsforscher[42] mit Recht hervorhebt, einer berechenbaren Gesetzmäßigkeit durchaus entziehen. Diese sind der freie Wille der Persönlichkeit und das Spiel des Zufalls. Letzteres nennen andere die Anonymität Gottes und erkennen darin die göttliche Fügung. Wenn beide Kräfte miteinander in Widerstreit geraten und ein nach menschlichem Ermessen unerwartetes Ergebnis zutage tritt, sagt man: Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Sicherlich haben wir es in der Geschichte mit einer unendlichen Mannigfaltigkeit und ebensolchen Kreuzung wirkender Kräfte zu tun. Daher mag es kommen, daß zwei geschichtliche

---

[41] So in der Kulturgeographie. Gewiß lassen sich viele Eigentümlichkeiten in Lebensauffassung und Lebensweise, ja manchmal das ganze wirtschaftliche Gebaren und Auftreten eines Volkes aus der physischen Beschaffenheit des Landes erklären, welche bekanntlich einen starken Einfluß auf seine Bewohner ausübt. Und doch wäre es verkehrt, die Eigenart eines jeden Volkes lediglich aus den geographischen Verhältnissen erklären zu wollen. Hier tritt auch das verborgene Walten der in der Volksseele lebenden geistigen Kräfte ins Spiel, welches dem Wirken eines Volkes eine Richtung geben kann, die nach sonst gemachten Erfahrungen zum mindesten auffällt (vgl. die Etrusker mit den Latinern, die Römer insgesamt mit den Griechen).

[42] Eduard Meyer, Humanistische und geschichtliche Bildung, Berlin 1907.

Ereignisse sich niemals vollständig gleichen, so sicher zwei Menschen, mögen sie einander noch so ähnlich sein, doch Verschiedenheiten aufweisen. Wenn also der geschichtliche Analogieschluß nicht Enttäuschungen im Gefolge haben soll, so muß jedesmal der scharf prüfende und wägende Verstand, dem angeborener Takt und richtiger Blick und Griff zur Seite stehen sollen, seine ganze Kraft einsetzen.

K. 145. Über Kap. 145 vgl. S. 91. Für die Lektüre von 146—202 mag die Berichterstattung des Lehrers eintreten. Vom didaktischen Standpunkt aus bietet dieser Abschnitt verhältnismäßig wenig brauchbares Material; außerdem nötigt der Mangel an Zeit zur Kürzung. Einzelnes darf wohl ausgenommen werden, so z. B. die Kap. 146 und 147. Sie sind nicht unwichtig für eine gerechte Charakteristik des Xerxes. Wir sehen, daß er auch besonnen und vernünftig sein kann.

K. 146 u. 147.

K. 152. Einen Teil von Kap. 152, der wertvoll ist, weil uns Herodot darin seinen historiographischen Standpunkt kennzeichnet, haben wir vorweggenommen. Vgl. S. 36.

K. 203. In Kap. 203 verdient der Gleichmut Bewunderung, mit welchem dem bevorstehenden Sturm entgegengesehen wird (οὐ γὰρ θεὸν εἶναι τὸν ἐπιόντα ἐπὶ τὴν Ἑλλάδα, ἀλλ' ἄνθρωπον). Insofern entbehrt dieses Kapitel nicht einer gegensätzlichen Beziehung zu VII, 56. Eine andere Stelle desselben Kapitels (εἶναι δὲ θνητὸν οὐδένα οὐδὲ ἔσεσθαι, τῷ κακὸν ἐξ ἀρχῆς γινομένῳ οὐ συνεμίχθη, τοῖσι δὲ μεγίστοισι αὐτῶν μέγιστα) kann als Ergänzung zu VII, 46 betrachtet werden.

K. 204 bis 238. Die folgenden Abschnitte (von Kap. 204—238), wo alles unaufhaltsam der Katastrophe zueilt, lasse man auch entsprechend rascher vornehmen. Der Schüler hat sich jetzt in den Schriftsteller ziemlich eingelesen, und das immer stärker werdende Interesse an dem Ausgang des ersten Zusammenstoßes duldet kein langsames Verfahren. Genaue Kenntnis der Örtlichkeit ist unbedingt nötig. Sie übt nicht nur einen großen Reiz aus, sondern sie erscheint sogar höchst ehrwürdig und hat etwas Beruhigendes. Nicht ohne Grund werden auf diesem Gebiet die schwierigsten und kostspieligsten Nachforschungen angestellt. Oder will jemand bestreiten, daß die Örtlichkeit das einzige von einer längst vergangenen Begebenheit übriggebliebene Stück Wirklichkeit ist? Man entwerfe also die erforderlichen Skizzen an der Wandtafel! Die via Anopaea spielt auch noch in der späteren Geschichte eine Rolle.

Auf ihr umgehen noch einmal Gallier (i. J. 280) und Römer (i. J. 191) die Verteidiger des Passes.

Die jugendliche Teilnahme wendet sich vorwiegend dem Leonidas zu. Er ist eine spartanische Charakterfigur auserlesenster Art. Seine Todesverachtung ist weltberühmt, sein Name weltbekannt. Der Kampf in den Thermopylen stellt sich als ein Schauspiel von dramatischer Kraft und Gliederung dar. Er beginnt mit einem vorbereitenden Teil (Kap. 207—209), steigert sich (der Kampf selbst: a. vergeblicher Angriff der Meder und Kissier, b. äußerst verlustreicher, aber dennoch erfolgloser Angriff der Garde, Kap. 210—212), erreicht den Höhepunkt (vollständige Ohnmacht der Perser, Ratlosigkeit im Hauptquartier, Kap. 212—213, ἀπορέοντος δὲ βασιλέος, ὅ τι χρήσηται τῷ παρεόντι πρήγματι), erfährt einen Umschlag (Verrat und Umgehung der Stellung, Kap. 213—219) und wendet sich dann der Katastrophe zu (Kap. 220—225).

Ebenso erwähnenswert ist die Stufenleiter der Empfindungen, die Xerxes durchkosten muß, mit ihren oft drastischen Äußerungen (λέγεται βασιλέα θηεύμενον τρὶς ἀναδραμεῖν ἐκ τοῦ θρόνου, δείσαντα περὶ τῇ στρατιῇ, Kap. 212): Unbegrenztes Vertrauen und Siegeszuversicht, Zweifel und Ungewißheit, bittere Enttäuschung, empfindlichste Rat- und Hoffnungslosigkeit, Ohnmacht und Wut; zuletzt Erlösung durch das Anerbieten eines Verräters.

Im einzelnen verdienen folgende interessanten Züge hervorgehoben zu werden. Leonidas war von vornherein zum Opfertod bereit. Daher die Auswahl von dreihundert Männern, die alle Söhne in der Heimat zurückließen. (ἐπιλεξάμενος ἄνδρας τε τοὺς κατεστεῶτας τριηκοσίους καὶ τοῖσι ἐτύγχανον παῖδες ἐόντες, Kap. 205.) Schon daraus ist der Schluß erlaubt, daß es dem Leonidas nicht auf einen militärisch zu rechtfertigenden Vorstoß ankam, sondern lediglich auf eine kriegerisch ehrenvolle Tat. Vor allem aber ließ sich Leonidas in seinem Verhalten durch den Inhalt des Orakelspruches bestimmen (Kap. 220). Er hielt es mit seiner militärischen Ehre und mit seiner Liebe zum Vaterland für unvereinbar, dem Opfertod aus dem Weg zu gehen. (οὐκ ἔχειν εὐπρεπέως ἐκλιπεῖν τὴν τάξιν und später: αὐτῷ δὲ ἀπιέναι οὐ καλῶς ἔχειν, Kap. 220.)

Die Griechen führen — den Persern gut sichtbar — vor der Schlacht noch gymnastische Übungen aus und schmücken sich

zum Kampfe wie zu einem Feste[43] (vgl. Xen. An. III, 2, 7 Ξενοφῶν ἀνίσταται ἐσταλμένος ἐπὶ πόλεμον ὡς ἐδύνατο κάλλιστα κτλ., wo wir auch die nähere Begründung dieser Gepflogenheit erfahren. Ebenso bekränzt sich Chirisophus beim Übergang über den Kentrites. Ibid. IV, 3, 17, ferner Laced. resp. XIII, 8); dagegen müssen die Perser mitunter durch Geißelhiebe vorwärts getrieben werden (Kap. 223). Was Leonidas für Heldenmut hält, ist dem Xerxes in seinem Übermut nur Torheit und Unverschämtheit (οἱ ἐφαίνοντο ἀναιδείῃ τε καὶ ἀβουλίῃ διαχρεώμενοι μένειν, Kap. 210). Des Demaratus Auseinandersetzungen finden bei Xerxes auch jetzt noch keinen Glauben (Kap. 209 und 210). Die Perser schlagen sich notgedrungen sehr tapfer (ἔπιπτον πολλοί, ἄλλοι δ' ἐπεσήισαν καὶ οὐκ ἀπηλαύνοντο καίπερ μεγάλως προσπταίοντες, Kap. 210), was man nicht erwarten sollte; denn innere Beweggründe zur Tapferkeit fehlen ja durchaus, aber ὄπισθε οἱ ἡγεμόνες τῶν τελέων ἔχοντες μαστίγας ἐρράπιζον πάντα ἄνδρα, ἀεὶ ἐς τὸ πρόσω ἐποτρύνοντες (Kap. 223). Auf die Zahl der Menschenopfer kommt es dem Xerxes nicht an (ἦν δὲ λόγος οὐδεὶς τοῦ ἀπολλυμένου, Kap. 223; vgl. Napoleons Ausspruch: „Ein Mann wie ich schert sich wenig um das Leben einer Million Menschen“.[44] Selbst die besten persischen Kerntruppen versagen den Griechen gegenüber (Kap. 211). Die Achtung der Perser vor den Spartanern zeigt sich auch darin, daß Hydarnes bei der Umgehung in Angst

---

[43] „Es wäre viel darüber zu sagen, welchen Wert die Hellenen auf alles gelegt, was die Idee der Schönheit in ihren Herzen zu erwecken geeignet war. Man könnte sie vorzugsweise das Volk der Schönheit und Kunst nennen. So trieben sie selbst die fürchterlichen Geschäfte der Schlachten mit einem Sinne, der noch im Momente des Todes des Schönen eingedenk war, und mit Anstand zu fallen gehörte unter ihre Bestrebungen um ein rühmliches Ende. Die Spartaner schmückten sich zur Schlacht, wie zu einem Feste, und die schönen und malerischen Stellungen, zu welchen die Künste der Ringschule Gelegenheit gaben, waren selbst an Fechtenden im Kampfe zu schauen, ohne daß man mit Schauspielerstudium auf dergleichen ausgegangen wäre. Denn die Virtuosität erreichte dies Volk in allem gerade deswegen, weil es nicht auf Effekte ausging.“ Weber, Die elegischen Dichter der Hellenen, S. 640 ff. Dementsprechend singt Gustav Pfizer in „Griechischer Heldensinn“:

„Wie zu heil'gen Göttertänzen auf der Heimat grünem Plan
Führt die Charis noch zum Sterben die geweihten Scharen an“.

[44] „Aus Metternichs nachgelassenen Papieren“, I, S. 155.

gerät, weil er die Phokier zuerst für Spartaner hält (Kap. 218). Leonidas tritt schonend auf gegen die Bundesgenossen und entläßt sie gern; nur sieht er, entsprechend dem Ernst der Lage, bei dem Abzug auf Wahrung der Würde (ἀποπέμψαι τοὺς συμμάχους μᾶλλον ἢ γνώμῃ διενειχθέντας οὕτω ἀκόσμως οἴχεσθαι τοὺς οἰχομένους, Kap. 220); gegen sich kennt er keine Rücksicht. Die ihm angewiesene Stellung zu verlassen, hält er mit seinen Kameraden für unehrenhaft; unsterblicher Ruhm gilt seiner starkmütigen Seele mehr als das Leben (Kap. 220). Auch der Feldgeistliche kann sich nicht von den Heldenmütigen trennen, nur seinen einzigen Sohn entläßt er (Kap. 221). Heldensinn der Thespier, Landesverrat der Thebaner (Kap. 222). Auch zwei Söhne des Darius fallen, Tapferkeit der vornehmen Perser (Kap. 224)! In dem Kampf um den Leichnam des Leonidas (vgl. Masistius IX, 23 und die Kämpfe in der Ilias!) jagen die Griechen, nur noch mit dem Schwert bewaffnet, die Perser viermal zurück; zuletzt wehren sich die Griechen nur mit Hand und Mund (Kap. 225).

Leonidas hat sein Ziel erreicht. Seine Aufopferung war keine vergebliche; sie war den Hellenen ein Vorbild, den Spartanern ein Antrieb zur Rache, den Persern ein Beweis hellenischer Tapferkeit, deren Eindruck sich nicht vergessen ließ. Die Niederlage war ein Sieg. „Pour arrêter quelques jours l'armée persienne à un passage difficile, et pour lui faire sentir ce que c'était que la Grèce, une poignée de Lacédémoniens courut avec son roi à une mort assurée, contents en mourant d'avoir immolé à leur patrie un nombre infini de ces barbares, et d'avoir laissé à leurs compatriotes l'exemple d'une hardiesse inouïe. Contre de telles armées et une telle conduite, la Perse se trouva faible, et éprouva plusieurs fois, à son dommage, ce que peut la discipline contre la multitude et la confusion, et ce que peut la valeur conduite avec art contre une impétuosité aveugle." Bossuet, Discours sur l'histoire universelle, Paris, Didot 1853, S. 379. (Vgl. die Sachsenkönige Heinrich und Otto, die gegen die Überflutung der Magyaren, und Karl Martell, der gegen die der Araber kämpft, ebenso Cäsar gegen die Helvetier, General Werder gegen die französische Südostarmee. Auch Leonidas-Zriny ist eine beliebte Parallele für den deutschen Aufsatz.) Über Ephialtes und die Landesverräterei bei den Griechen im Gegensatz zu den Römern vgl. S. 15.

K. 226. Kap. 226 handelt von dem berühmten Witzwort des Dienekes. Man benutze es als Ausgangspunkt für einen kurzen

Hinweis auf den Unterschied der Athener und Spartaner in der Behandlung der Rede. Die Lakedämonier sind den Athenern in der ausgiebigen, überströmenden Beredsamkeit nicht gewachsen. Dagegen ist ihnen das schlagende Witzwort eigentümlich. Der praktische Wert dieser treffenden Äußerung, die einen gewissen Galgenhumor in sich schließt, liegt in der günstigen Einwirkung auf die Stimmung der Mannschaft. (Ebenso ist von berühmten Heerführern bekannt, daß sie durch rechtzeitig angebrachte launige Bemerkungen über den Gegner die Truppen über die Gefahr hinweggetäuscht und das Selbstvertrauen der Leute wesentlich gehoben haben.[45] Im allgemeinen genommen lernen wir hier echte Spartanerart kennen.

Auch die bei Späteren (Cicero, Diodor, Plutarch) sich findenden „lakonischen" Äußerungen bringe man hier an. Ob sie historische Wirklichkeit sind oder nicht, ist gleichgültig. Wir müssen da denken, wie die alten Griechen selbst gedacht haben. Diese Bemerkungen treffen die innere Wahrheit, und das ist es, was fesselt und befriedigt.

K. 229 bis 232. Die Kap. 229—232 sind unter demselben Gesichtspunkt zu betrachten, wie Kap. 226. Auch da offenbart sich uns die Eigenart des Spartanervolkes in seinem ganzen Fühlen und Denken, nur auf einem anderen Gebiet. Aus der Behandlung des bedauernswerten Aristodemus können wir uns eine Vorstellung davon machen, wie streng der militärische Ehrbegriff in Sparta ausgebildet war und wie unerbittlich man danach verfuhr.

K. 228. Der Inhalt von Kap. 228 läßt sich zusammenfassen in dem Worte aus Schillers „Spaziergang": „Eurer Taten Verdienst meldet der rührende Stein". Wir sehen hier die Literatur im Dienste des Vaterlandes (vgl. Vergil, Horaz, Walther von der Vogelweide, Arndt, Körner, Rückert usw.). Außer der bekannten Wiedergabe des ὦ ξεῖν', ἀγγέλλειν etc. in Schillers „Spaziergang" mache man noch auf die herrlichen, schwungvollen Worte in Theod. Körners „Auf das Schlachtfeld von Aspern" Strophe 6 (Leyer und Schwert) aufmerksam, wo es heißt:

„In dem blutigen Tal der Thermopylen,
Wo der Griechen freie Scharen fielen,
Grub in Marmor ihrer Brüder Dank:

---

[45] Vgl. Napoleon an der Moskwa: „Das ist die Sonne von Austerlitz!"

Wanderer! sag's den kinderlosen Eltern,
Daß fürs Vaterland auf diesen Feldern
Spartas kühne Heldenjugend sank!"

Daß wohl gerade die edelsten unter den deutschen Freiheitskämpfern, wie beispielsweise ein Theodor Körner, aus dem ewig nachahmenswerten Vorbild der Griechen Mut und Kraft in reichstem Maße geschöpft haben werden, ist ein Gedanke, der hier unmöglich unerwähnt bleiben darf.

Mit den von Herodot selbst mitgeteilten Epigrammen begnüge man sich übrigens nicht. Man mache die Schüler mindestens noch bekannt mit dem kraftvollen und tiefempfundenen Enkomion des Simonides „Τῶν ἐν Θερμοπύλαις θανόντων" κτλ., das in der Übersetzung lautet:

„Die ihr erlagt in den Thermopylen,
Im Tode gewannt ihr das herrlichste Los.
Ein Altar ist das Grab euch, Gedächtnis die Trauer
Und die Klage Triumphlied.
Dies Heldenmal deckt nimmer das Moos
Mit Vergessenheit zu,
Noch tilgt es die Allverderberin Zeit.
Denn es wohnt ja mit Euch im dunklen Gewölb
Der Ehrenhort des Hellenengeschlechts,
Mit Euch, Leonidas, Spartas König,
Der das leuchtende Vorbild männlicher Tat
Und unsterblichen Ruhm uns nachließ."

Ebenso wissenswert ist die Inschrift, die Simonides dem Denkmal gegeben hat, das später dem Leonidas zu Ehren auf dem aus Herod. VII, 215 bekannten Hügel gesetzt worden ist. Das Denkmal trug einen steinernen Löwen. Die vielsagenden Verse lauten (Sim. 110):

„Θηρῶν μὲν κάρτιστος ἐγώ, θνατῶν δ', ὃν ἐγὼ νῦν
φρουρῶ, τῷδε τάφῳ λάϊνος ἐμβεβαώς."

„Unter den Tieren bin ich der Gewaltigste, unter den Menschen
Er, den ich halte bewacht hier in dem steinernen Grab."

Zur Erklärung der Sache selbst braucht der Lehrer nichts weiter hinzuzufügen. Man hüte sich in so feierlichen Augenblicken vor breiter Behandlung. Ergreifend und nachhaltig ist die Wirkung dieser Verse er-

fahrungsgemäß. Die Stimmung ist allmählich geworden und gewachsen, jetzt erhält sie noch zum Schluß aus dem Munde des Dichters die letzte Weihe und zugleich den würdigsten Ausdruck. Eine heilige, alles Gewöhnliche und Gemeine verbannende Aufmerksamkeit beherrscht die Klasse, das jugendliche Herz fühlt sich unwiderstehlich gezwungen mitzufühlen und nachzuempfinden. (Vgl. Hom. Od. IX, 27 und 28; 34—36; ebenso XIII, 353, wo der bei Odysseus stattfindende mächtige Ausbruch des Heimatsgefühls eine gleiche Behandlung erheischt. Auch die verschiedenen Erkennungsszenen in der Odyssee gehören hierher.)

Erst wenn das natürliche Gefühl zu seinem Recht gekommen, dann ist es Zeit, den vorliegenden Gegenstand auch von einer anderen Seite zu betrachten. Da kann es sich z. B. um das Epigramm als Literaturgattung handeln. Es hat in den Griechen seine Erfinder und Pfleger gefunden. Das griechische Epigramm ist vorbildlich geworden für alle Zeiten. Man lasse die wesentlichsten Merkmale vom Schüler selbst finden: Tiefe und Schärfe des Gedankens, Leichtigkeit und Gewandtheit der Form, ergreifende Einfachheit.

Besonders im Hinblick auf letztere Eigenschaft muß auf die anspruchslose Einfachheit und Durchsichtigkeit der griechischen Dichtung überhaupt hingewiesen werden, die in ihrer Wirkung so gewaltig ist. Auch hier bricht für jeden unbefangen Urteilenden die Ansicht durch, daß mit Aufwendung von wenig Mitteln Außerordentliches erreicht worden ist.

Auf dem Gebiete des Staats- und Kriegswesens haben wir diesen Grundzug des griechischen Altertums bereits kennen gelernt (vgl. S. 46). Hier begegnet er uns in der Literatur der Griechen. Und es wäre auffallend, wenn sich diese Erscheinung nicht auch in ihrer Kunst feststellen ließe. Nun, worin besteht das dem Leonidas zu Ehren errichtete Denkmal nach der Überlieferung (Herod. VII, 225)? Es ist ein auf entsprechend hohem Sockel ruhender, wohl trauernder Löwe. Gibt es etwas Einfacheres, Würdigeres, Beziehungsreicheres? Das Ganze atmet heilige Stille, und doch wie laut und zu Herzen gehend ist die Sprache, die es spricht! (Vgl. als Nachahmungen den Löwen von Luzern, das Hessendenkmal am Bois de la Cusse.) Nicht anders ist es auch sonst in der griechischen Kunst.

In ungezwungener Weise haben wir also wenigstens auf drei Gebieten der Kultur, im Staats- und Kriegs-

wesen, in der Literatur und in der darstellenden Kunst dem Schüler einen Einblick in das Walten des griechischen Geistes zu verschaffen gewußt. Wir haben gefunden, daß die alten Griechen den Genius der Natur in seiner wunderbaren Kraft, mit wenig Mitteln stets das Höchste in der angemessensten Form zu erreichen, in kongenialer Weise nachzuahmen verstanden.[46]

Die nichts weniger als ehrenvolle Aufnahme der Thebaner bei Xerxes (Kap. 233) wird der Schüler mit Befriedigung als verdiente Bestrafung der Landesverräter auffassen; er wird es als einen Triumph der Wahrheit und Gerechtigkeit betrachten, wenn der Verräter Enttäuschung erntet. K. 233.

Kap. 234—237 sind wichtig wegen ihres inneren Zusammenhanges mit Kap. 101 ff. Sie betreffen die veränderte Stellung des Xerxes dem Demaratus gegenüber. Er hält ihn nicht mehr für einen phantastischen Schwätzer, sondern für einen beachtenswerten Ratgeber. In dieser Eigenschaft erteilt Demaratus dem Xerxes einen die Sicherheit Spartas sehr empfindlich berührenden, gehässigen Rat (vgl. Alkibiades-Dekelea). Der Großkönig befolgt ihn nicht, aber wahrscheinlich nur aus Mangel an Mut. Er fühlt sich nur sicher an der Spitze seiner ungeteilten Heeresmacht. Daß er sich jede Verleumdung des Ausländers verbittet, bekundet sein augenblicklich obwaltendes Rechtsgefühl; seine Auslassungen in Kap. 237 von „οὐ γὰρ δὴ κεῖνό γε ἐνδέξομαι bis εἰ μὴ πρόσω ἀρετῆς ἀνήκοι. σπάνιοι δέ εἰσι οἱ τοιοῦτοι“ (unser: „Die Leut' sind selten“) deuten auf eine gewisse Weltklugheit und Menschenkenntnis hin. K. 234 bis 237.

Vielleicht hat aber Herodot das ganze Gespräch zwischen Xerxes und Achämenes eigens erdichtet und hier eingeschoben, um seinen Landsleuten, wie so oft, eine Lektion zu geben. Ihre Neigung zur Verleumdung, ihr Hang zum Neid soll ihnen in seiner ganzen Häßlichkeit vor Augen geführt werden.

Man könnte hier, wie es wohl auch bei lateinischen Autoren

[46] Aus der französischen Literatur kann man hier verwerten aus E. Quinet, Vie et mort du génie grec, den Abschnitt „Comment s'est formé le génie grec?“ Ferner aus Prosper Mérimée, Mélanges historiques et littéraires, den Abschnitt de l'histoire ancienne de la Grèce, III, S. 166 ff., Paris, Lévy, 1882. Ebenso das stimmungsvolle Sonnett „Les Thermopyles“ von Valère Gille in La Cithare.

an passenden Stellen (z. B. Livius XXI, 4 hinsichtlich des römischen Nationalcharakters) geschehen mag, eine kleine völkerpsychologische Betrachtung anstellen. Die Fehler, die Kehrseiten der Tugenden, sind wie bei einzelnen Menschen, so auch bei ganzen Völkern so wenig voneinander zu trennen, wie vom Licht der Schatten.

Was die Griechen anbelangt, so hat Cicero, pro Flacco IV, 9 und 10; V, 11 und 12, ungefähr das Richtige getroffen. Der selbstüberwindenden Maßhaltung, der Freiheitsliebe, der feinen Ehrliebe und dem Wunsch des Nachruhms stehen die Rachbegierde, die Lästerungssucht, der Mangel an Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit in Zeugenaussagen gegenüber, ebenso der Neid. Um letzteren handelt es sich hier. Und so kann es allerdings bei VII, 237 in der Absicht Herodots gelegen haben, „der griechischen Polis den tiefen, böswilligen Neid unter ihren Bürgern und dessen praktische Betätigung zu Gemüte zu führen, wobei nur die wenigen Tugendhaften ausgenommen werden“.

K. 238. Das Bild des Großkönigs erscheint im nächsten Kapitel (238) wieder abschreckend düster und finster durch die an dem Leichnam des Leonidas genommene gemeine Rache. Der Umstand, daß sich die Perser nach Herodot im allgemeinen gerade durch ihre ehrende Achtung vor dem tapferen Gegner auszeichnen (vgl. die Behandlung des Pytheas durch die persischen Seesoldaten, VII, 181), läßt die Tat des Xerxes in noch schlimmerem Licht erscheinen.

Übrigens bekommt man aus der ganzen Ausdrucksweise des Herodot in Kap. 238 beinahe den Eindruck, als ob es ihm schwer falle, einem Perserkönig den Frevel an dem Leichnam des Leonidas zuzutrauen. Herodot hat, als persischer Reichsangehöriger geboren, bei aller Sympathie für die Freiheitskriege den angestammten Respekt vor dem Achämenidenthron nie verleugnet. Wir finden bei ihm keine Spur von Chauvinismus, wie wir das Zerrbild des Nationalgefühls zu nennen pflegen. Jeder Zug von Weisheit und Großmut wird unbefangen anerkannt. Herodots Eigentümlichkeit ging eben dahin, sagt Dahlmann[47], das Gute

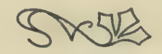
[47] F. C. Dahlmann, Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, Bd. II, 1. Abt., Herodot, Aus seinem Buche sein Leben, S. 174. Vgl. noch Ernst Curtius, Das Königtum bei den Alten, in dem Werke „Unter drei Kaisern“, Reden und Aufsätze, Berlin 1889, S 69; Th. Gomperz, Hero-

unter jedem Himmelsstriche und allen Formen zutraulich aufzufassen. Perserhaß verrät sich nirgends, nirgends sogar Widerwille gegen ihre Herrschaft, manche Stellen zu des Volkes Ehre erinnern an Tacitus' Germania, während sie an Reinheit der unabsichtlichen Darstellung hoch über derselben stehen. Und ein Franzose[48] urteilt. „On ne sent aucune haine dans Hérodote, ni politique, ni religieuse. C'est une âme heureuse d'avoir à raconter des choses heureuses . . . . chez les hommes de nos jours le sentiment de race produit la haine, ou au moins l'antipathie. Dans Hérodote, rien de semblable. Il n'y a pas un mot véhément contre les étrangers. Il se contente de les nommer Barbares. Cette absence d'antipathies, ce grand, impartial regard jeté sur toutes les races humaines commence par étonner."

---

doteische Studien, I, in den Sitzungsberichten der philos.-historischen Klasse der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Bd. 103, Wien, 1883.

[48] Edgard Quinet, Vie et mort du génie grec, S. 17.





Mit der Behandlung des achten und neunten Buches der herodotischen Geschichte betreten wir dasjenige Gebiet, auf welchem das welthistorische Schauspiel des griechischen Freiheitskampfes den Höhepunkt der Entwicklung und damit die größte Kraft seiner Wirkung auf menschliches Denken und Empfinden erreicht.

Es handelt sich um weltgeschichtliche Entscheidungsschlachten. Die Machtverhältnisse der bedeutendsten Staaten[1] wurden hier bestimmt, dem Geschicke der Menschheit neue Bahnen gewiesen. Nur einmal hat die griechische Stadtverfassung die Probe bestanden, nur einmal hat sie eine weltgeschichtliche Aufgabe großen Stiles glatt gelöst, und das war hier. Durch den Sieg der Griechen wurde das politische Übergewicht von Asien auf Europa übertragen, von dem es seitdem nicht mehr gewichen ist.

Bei einer übersichtlichen Betrachtung zur Auswahl des Stoffes aus dem achten Buche könnten sich die Kapitel 1—26, welche die Kämpfe bei Artemisium erzählen, als erste sachliche Einheit auch für die Behandlung in der Schule empfehlen. An die erste Begegnung der beiderseitigen Streitkräfte zur See knüpft sich immerhin ein gewisses Interesse. Indes die für die Herodotlektüre zur Verfügung stehende Zeit und die Rücksicht auf den Grundsatz, aus dem Guten immer nur das Beste

[1] Sehr verdienstlich wäre die Herstellung einer Schulwandkarte über die Weltlage zur Zeit des Entscheidungskampfes vom Jahre 480, auf der man außer einer Übersicht über die Verteilung des Machtgebietes aller politischen Staaten eine klare Anschauung gewinnen könnte von dem zum Perserreich gehörigen bewohnten Kulturland einerseits und den unter der Hoheit des persischen Reiches stehenden Wüsten- und Steppengebieten andererseits. Der Entwurf, den Eduard Meyer dem dritten Band seiner Geschichte des Altertums beigegeben hat, könnte als Grundlage dienen.

herauszugreifen, läßt uns eine andere Entscheidung treffen. Wir ziehen mündliche Berichterstattung des Lehrers für diesen Abschnitt vor und beginnen mit der Lektüre der in den Kap. 40—42 und 49—55 enthaltenen Einheit (Einnahme Athens).

Übrigens versagen wir uns nicht, den Kapiteln 2, 3, 22, 24, 25 einen kurzen Besuch abzustatten. Er lohnt sich durchaus. In Kap. 2 und 3 interessiert uns die Führerfrage. Die Verhandlungen darüber und die schließlich getroffene Entscheidung sind sehr bezeichnend für die in dem nationalen Aufgebot herrschende Stimmung und für den politischen Reifegrad des griechischen Volkes. VIII, 2 u. 3.

In den Vordergrund des Interesses tritt die lichte Gestalt des genialen Themistokles.

Es gibt Persönlichkeiten in der Weltgeschichte, die für das Studium unerschöpflich sind. Jede Zeit nimmt ihrem Gepräge entsprechend Stellung zu ihnen und gewinnt ihnen merkwürdigerweise neue Seiten ab. Im gewöhnlichen Sinne ist freilich nichts Neues zu sagen; aber indem die Persönlichkeit tiefer erfaßt und unter einen neuen Gesichtspunkt gestellt wird, erlebt man den frischen Eindruck ihrer Größe. Eine solche Persönlichkeit ist auch Themistokles. Er ist der Hauptvertreter der griechischen Freiheitsbestrebungen. Wie sich die Athener durch Tatkraft vor allen anderen griechischen Staaten auszeichnen, so Themistokles vor seinen athenischen Mitbürgern. Er war der berufene Staatsmann. Er kannte nicht nur alle Verhältnisse, sowohl die einheimischen wie auswärtigen, sondern durchschaute auch mit untrüglichem Scharfblick die geheimsten Hintergedanken seiner vielfach kurzsichtigen Verbündeten. Er beherrschte aber hauptsächlich deswegen die Situation, weil er, sein sonst stolzes, hochfahrendes und abstoßendes Wesen unterdrückend, sich selbst zu meistern hier nicht unterließ. Hätte er, pochend auf die von keinem griechischen Staate erreichte Leistungsfähigkeit Athens zur See, Rücksichtslosigkeit und Härte gezeigt oder aber im Gefühl seiner geistigen Überlegenheit sogar Hohn und Spott nicht verschmäht, dann hätte er sich jeglichen Einflusses begeben. Sein scharfer Verstand beherrschte sein sonst leidenschaftliches Temperament vollständig und schrieb ihm Selbstentäußerung und kluge Nachgiebigkeit als unentbehrliche Forderungen vor. Themistokles

und seine Athener bewiesen die reine und wahre Liebe zum Gesamtvaterland; denn sie waren imstande, Verzicht zu leisten und Opfer zu bringen. Zur Herbeiführung der so notwendigen Einigkeit trat das Privatinteresse weit hinter die Rücksicht auf das Gemeinwohl zurück und öffnete der Entfaltung der sonst gehemmten Kräfte freie Bahn. (Man denkt hier unwillkürlich an die von Klugheit, Maßhaltung und Nachgiebigkeit eingegebene Politik des Fürsten Bismarck gegenüber den süddeutschen Staaten in den Jahren zwischen 1866 und 1870.) Sehr richtig sagt Herodot (VIII, 3), daß im allgemeinen der Friede dem Krieg vorzuziehen sei. Wenn aber der Krieg nicht mehr zu umgehen sei, dann solle er wenigstens einmütig geführt werden; denn innere Zwietracht bei auswärtigem Krieg sei der denkbar schlimmste Zustand. So wußte denn Themistokles seine Landsleute dahin zu bringen, daß sie eher auf den ihnen von Rechts wegen zustehenden Oberbefehl zur See verzichteten, als daß sie eine empfindliche Schädigung der gemeinsamen Sache herbeiführten.

Jede passende Gelegenheit soll dazu benutzt werden, um den Schülern die Verpflichtung zur Opferwilligkeit in nicht aufdringlicher Weise, aber in anschaulichster Form vor Augen zu führen und zu lebhaftem Bewußtsein zu bringen.[2] Denn wie der Turnunterricht sich vergeblich abmühen würde, den jungen Leuten eine gute körperliche Haltung anzugewöhnen, wenn man nicht auch in den anderen Unterrichtsstunden darauf Wert legte, so würde auch die vereinzelte Mahnung des „Seid einig, einig, einig!“ in der Tell-Lektüre des deutschen Unterrichts verhallen, wenn sie nicht auch auf anderen Gebieten Anklang und Widerhall fände.

Bei Behandlung von Kap. 2 und 3 muß man ferner durch geeignete Fragestellung den Schüler dahin bringen, daß er schließlich verwundert fragt, mit welchem Recht man gerade dem Themistokles das oben angedeutete Verdienst zuschreibe, von ihm sei bei Herodot gar nicht die Rede. Dies führt uns zur Feststellung der Tatsache, daß Herodot überhaupt dem Themistokles eine an vielen Stellen seines Werkes unverkennbar hervortretende mißgünstige Behandlung zuteil werden läßt.

---

[2] Vgl. J. Weisweiler: Die Literatur und Geschichte des klassischen Altertums im Dienste der nationalen und patriotischen Jugenderziehung. Paderborn, Schöningh, 1901.

Herodot ist doch so ausführlich über die Geschichte der Alkmäoniden und Philaïden, warum so auffallend einsilbig über die wichtige Zeit zwischen dem ersten und zweiten Perserkrieg? Gerade von den angeführten aristokratischen Kreisen wird wohl die von Herodot beliebte Stellungnahme gegen Themistokles ausgegangen sein. Bewußt oder unbewußt steht er unter diesem Einfluß. Die attischen Gewährsmänner legten keinen Wert darauf, daß eine Zeit ausführlich dargestellt werde, deren wichtigstes Ereignis der Sieg eines homo novus über alte und ehedem so mächtige Familien war. Deswegen also bringt Herodot aus dem Leben des Themistokles vor dem Zuge des Xerxes nur die beiden VII, 143 und 144 berichteten Tatsachen. Und mit welcher Kühle führt er ihn dort ein! Dagegen wie bereitwillig nimmt er Veranlassung, von Aristides zu sprechen, und mit welcher Wärme und herzlichen Teilnahme tut er es (VIII, 79 und 95)! Nur wo es sich um List und Verschlagenheit handelt, läßt er dem Themistokles Anerkennung widerfahren (VIII, 110). Sonst sehen wir ihn im Schlepptau einer Überlieferung, die des Themistokles wahres Verdienst schmälert (VIII, 57 und 58). Ja, er hebt abstoßende Züge geflissentlich hervor, so VIII, 4 (unlautere Gewinnsucht und Bestechlichkeit), VIII, 5 (Betrug, Unterschlagung), VIII, 112 (Habsucht, Erpressung), VIII, 124 (Eitelkeit).

Nur in drei Fällen berichtet Herodot von Themistokles, ohne daß eine mißgünstige Bemerkung unterläuft. Er läßt ihn mit Recht das große Verdienst um den athenischen Flottenbau in Anspruch nehmen (VII, 144), er erwähnt den Versuch des Themistokles, die Jonier zum Abfall zu bringen (VIII, 22), und rühmt ihn als den Vater der genialen Idee, die dem Verteidigungsplan gegen Xerxes zugrunde gelegen hat (VII, 143). Außerdem läßt Herodot in zwei Zwiegesprächen den Themistokles sich seines Gegners mit überlegener Schlagfertigkeit entledigen (VIII, 59 und 125).

Das Bild, das uns bei Herodot den Themistokles schildert, ist also wohl reich an Einzelzügen, aber den Vorzug ergebnisvoller Einheitlichkeit, wie es bei Thuc. I, 138 mit sicherer Hand gezeichnet ist, besitzt es nicht.[3] Unseres Erachtens ist es auch

---

[3] Vgl. Nitzsch, Über Herodots Quellen für die Geschichte der Perserkriege im Rhein. Museum, 1872, 27, S. 244; Bauer, Themistokles, S. 15 ff.; Busolt, Griech. Geschichte, II, S. 102; Ivo Bruns, Das literarische Porträt der Griechen, S. 85 ff.

nicht unnütz darauf hinzuweisen, daß Themistokles bei all seinen politischen Verdiensten bekanntlich doch nicht das war, was man unter einem liebenswürdigen Charakter versteht, zu dem sich ein so feines und mildes Herz, wie es in Herodot schlug, innerlich hätte hingezogen fühlen können.

Die Tatsache der mißgünstigen Stellungnahme selbst darf aber dem Schüler nicht vorenthalten werden. Es verstieße gegen die Wahrhaftigkeit und würde den Schriftsteller in einem besseren Lichte erscheinen lassen, als er es verdient. Vitia erunt, donec homines, sagt der große Psychologe Tacitus (hist. IV, 74), d. h. die Schwachheit wird vertreten sein, solange es Menschen gibt. Auch Herodot war ein Mensch und hatte seine Schwächen. Freilich, daß der sonst so sachlich und unbefangen erzählende, so treuherzig und nachsichtig urteilende, so warm und patriotisch fühlende Geschichtsschreiber einem Themistokles nicht gerecht werden kann, ist ebenso auffallend wie bedauerlich (vgl. damit die Beurteilung des Kaisers Tiberius durch Tacitus. Ausblick auf Prima!).

Dafür wollen wir aber bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen, die Schüler auf die Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit der menschlichen Natur überhaupt aufmerksam zu machen. Selbst dem Besten und Edelsten ist der Stempel der Unvollkommenheit aufgedrückt, eine Erkenntnis, die geeignet ist, zur Selbstbetrachtung und Bescheidenheit zu erziehen.

So befriedigt hier, wie so oft, der griechische Unterricht nach seinem Maß und Teil das ethisch-religiöse Interesse und stellt sich in den Dienst des Religionsunterrichts. Er liefert nämlich, wie die meisten anderen Unterrichtsfächer mehr oder minder auch, praktische Beispiele zu manchen im Religionsunterricht angestellten Erwägungen.

Wenn es also Herodot in der vorliegenden Frage (Kap. 3) unterläßt, den Mann mit Namen zu nennen, der bei der Verhandlung über die Führerfrage die größten Verdienste hat, und wenn er darauf verzichtet, die ganz allgemein ausgesprochene Anerkennung auf den Namen Themistokles zu beziehen, so muß ein anderer Schriftsteller in diese Lücke eintreten. Es ist Plutarch in seinem Themistokles. Man mache die Schüler mit dem Inhalt des Kap. 7 bekannt. Hier hören wir, daß bei

dem Streit über den Oberbefehl Themistokles sofort seine Mitbürger beruhigt habe. Bereitwillig trete er für seine Person den Oberbefehl an Eurybiades ab. Ein Rangstreit sei jetzt am wenigsten zeitgemäß, wo das Gesamtvaterland in der höchsten Gefahr schwebe. Plutarch beurteilt dieses Auftreten nach seinem inneren Wert und kommt zu dem Ergebnis, daß Themistokles und seine Athener sich doppelten Ruhm erworben haben, indem sie den Feind durch Tapferkeit und die Verbündeten durch Edelmut besiegten.

In Kap. 22 handelt es sich um den Versuch des Themistokles, die Jonier und Karier zu gewinnen. Wir bekommen zum erstenmal eine Probe von der nie versagenden List und Verschlagenheit des großen Atheners (ποικιλομήτης bei Homer!). Auch hier gilt das Wort „ex ungue leonem". Und wenn sich der Obersekundaner noch des Urteils erinnern sollte, das Cornelius Nepos ausspricht mit den Worten „neque minus in gerendis rebus promptus erat quam in excogitandis", so wird er diesem Satz überzeugt beipflichten. K. 22.

Die klugen Vorsichtsmaßregeln des Themistokles, deren Sinn und Bedeutung in Herodot einen vorzüglichen Erklärer finden, haben vorbereitende und stimmungerzeugende Kraft. Sie sind gewissermaßen das Vorspiel, das uns die in dem gewaltigen Geiste des Themistokles ersonnene und nach seinen Entwürfen sich vollziehende Hauptaktion ahnend voraussehen läßt. (Über den Erfolg dieses Versuches auf die Jonier vgl. VIII, 85.)

Die feinere Kriegslist ist überhaupt ein unverkennbares Merkmal geistiger Überlegenheit. Die Geschichte aller Völker kann das bestätigen. Man denke nur an die Kriegsführung Cäsars gegen die gallischen Barbaren. Auch die punischen Kriege können zum Beweis dienen. Wie so oft finden wir auch hier wieder ähnliche Erscheinungen und geistesverwandte Persönlichkeiten, die zur gegenüber- und nebeneinanderstellenden Betrachtung geeignet sind. Gefürchtet war Hannibal wegen seiner unerreichten Schlauheit. Auf diesem Gebiete konnte anfänglich ebensowenig ein Römer gegen Hannibal aufkommen, wie die Perser überhaupt je gegen Themistokles. Bekanntlich hat Hannibal diese Schwäche der Römer nur zu gut gekannt und benutzt. Verwiesen sei auf die kurze Ansprache, die Hannibal an die Auserwählten hält, mit denen Mago zur Schlacht an der Trebia einen Hinterhalt legt. „Hostem caecum ad has belli artes

habetis", Liv. XXI, 54. Freilich lernten die Römer mit der Zeit von ihrem Gegner. Schon XXII, 16 heißt es: „Nec Hannibalem fefellit suis se artibus peti". — Wir werden noch später sehen, daß beide Männer, Hannibal und Themistokles, überhaupt viel verwandte Züge aufweisen.

K. 24 u. 25. In den Kap. 24 und 25 besuchen persische Seesoldaten, von Xerxes eigens dazu eingeladen, das Schlachtfeld von Thermopylae. Jeder, der wollte, solle sehen, wie es Menschen ergehe, die in ihrem Wahnwitz glaubten, es mit den Persern aufnehmen zu können. Der Großkönig fühlt also das Bedürfnis zu prahlen. Da er nun gar keinen Grund und Stoff dazu hat, greift er zu unehrlichen Mitteln. Weil er aber die Farben zu dick aufträgt, wird die versuchte Täuschung von den eigenen Leuten durchschaut.

Wir haben demnach ein aus Prahlsucht und Unehrlichkeit hervorgegangenes widriges Schauspiel vor uns, das den Veranstalter dem Fluch der Lächerlichkeit preisgibt. Herodot selber kann sich dieses Urteils nicht enthalten. Welche Menschenverachtung liegt zugleich darin, wenn Xerxes meint, durch ein so plumpes Trugbild die Stimmung seiner Leute heben zu können! Welche Feigheit der Gesinnung setzt ein solches Vertuschungssystem voraus, und wie verderblich mußte dessen Wirkung auf weite Kreise sein! (Man vergleiche damit die Täuschungsversuche, die bekanntlich Napoleon I. in seinen Berichten über die Größe seiner Verluste macht. Seine Angaben widersprechen so sehr der Wahrheit, daß sich ein französischer Geschichtsschreiber[4] für berechtigt hält, ihm „cynique impu-

[4] Lanfrey, Histoire de Napoléon Ier, IV, 1. Von vielen Beispielen sei nur eines angeführt. Lanfrey schreibt a. a. O.: Pour donner une idée de la cynique impudence qui caractérisait cet homme et du peu de foi que méritent ses comptes rendus militaires, je me contenterai de transcrire ici les assertions contenues dans deux lettres écrites le même jour, l'une à Cambacérès, l'autre à Daru, et concernant le même fait, c'est-à-dire le nombre de nos blessés à la bataille d'Eylau: „Mon cousin, écrivait-il à Cambacérès, tous les relevés faits, il en résulte que la perte que nous avons éprouvée à la bataille d'Eylau, telle qu'elle est portée dans le bulletin, est plutôt exagérée qu'atténuée. Elle se trouve être de trois mille blessés et de quinze cents morts." Il mandait à Daru: „Monsieur Daru, votre état du 8 mars ne fait monter le nombre des blessés entrés aux hôpitaux de Thorn qu'à quatre mille. Cela est peu de chose, il devait y en avoir davantage; j'avais calculé sur sept

dence“ vorzuwerfen. Im Grund genommen gehört auch Fürst Potemkin hierher, wenn er seiner Herrscherin in Südrußland durch eitles Blendwerk falsche Tatsachen vorspiegelt.)

K. 40—42 u. 49—55.

Die Kapitel 40—42 und 49—55 stehen in teils näherer, teils entfernterer Beziehung zu dem zunächst wichtigsten Ereignis, der Einnahme Athens durch die Perser. Als bedeutsame kleinere Einheiten ergeben sich folgende: 1. Enttäuschung der Athener durch die engherzige Politik der Spartaner (Kap. 40); 2. hochherziger und opferfreudiger Entschluß der Athener im Interesse der Gesamtheit (41); 3. Beruhigung des Volkes durch die Priester. (Enge Verbindung zwischen Patriotismus und Religion, ein normaler Zustand) (41); 4. Kriegsrat der Verbündeten vor Salamis mit dem Ergebnis, die Stellung daselbst aufzugeben (49); 5. Vormarsch der Perser durch Böotien nach Attika (50); 6. Einäscherung von Thespiä und Platää (50); 7. Bosheit der Thebaner (50); 8. Verwüstung von Attika (50); 9. Einnahme der verödeten Unterstadt (51); 10. tatkräftige Verteidigung der Akropolis durch ein winziges Häuflein (51—53); 11. rührender Glaube an die Macht der Verheißung (51); 12. der Großkönig in Verlegenheit (52, ähnliche Situation wie bei Thermopylä); 13. Eroberung, Plünderung und Einäscherung der Burg (53); 14. heldenmütiger Untergang der kleinen Besatzung — unmenschliche Härte des Xerxes (53); 15. Verletzung der Scheu vor den Göttern, höchster Grad persischer Hybris (53); 16. Xerxes auf der Höhe seines vermeintlichen Glückes (54); 17. des Xerxes Verstimmung und Sühnebedürfnis, eine Vorahnung des nahenden Umschlages (54).

Die Zerlegung in methodische Einheiten läßt den Inhalt besser überschauen, bringt dessen Reichhaltigkeit zur Erkenntnis, schafft die Unterlage für tieferes Verständnis, das seinerseits wieder die Erinnerung an verwandte Charaktere, gleichartige Zustände und ähnliche Vorkommnisse wachruft und damit der einheitlichen Ausgestaltung des Bewußtseins dient.

Sehen wir, was die Würdigung im einzelnen erheischt!

à huit mille blessés.“ — Lohnend ist in Anstalten, wo in einer Chrestomathie aus Thiers und Lanfrey gelesen wird, ein kurzer Hinweis auf den Unterschied zwischen dem streng sachlichen Geschichtsforscher und dem voreingenommenen tendenziösen Geschichtsschreiber.

Daß die Athener von seiten der Spartaner wieder nur Enttäuschung erleben müssen (das erstemal bei Marathon) und dennoch in ihrer Tatkraft nicht erlahmen, beweist einerseits Vertrauen auf die eigene Kraft und die gute Sache, andererseits Langmut, zwei unentbehrliche Dinge einem Verbündeten gegenüber, der von partikularistischer Auffassung nie frei war. Wenn dagegen die Peloponnesier quer über den Isthmus eine Mauer bauen, um eine Invasion abzuhalten, so fließt dieser Entschluß offenbar mehr aus dem dunklen, unklaren Gefühl, daß etwas getan werden müsse, als daß er das Ergebnis unbefangener strategischer Berechnung ist.

In wohltuendem Gegensatz zu dem Verhalten der Spartaner steht die ewig denkwürdige Tat der Athener, die Preisgabe ihrer Stadt.

Gewiß wäre es ein aussichtsloses Unternehmen gewesen, Stadt und Burg verteidigen zu wollen, aber diese Erwägung allein war nicht ausschlaggebend. Vielmehr waren alle Gemüter von dem lebhaften Gefühl durchdrungen, daß die waffenfähige Mannschaft Athens bei der bevorstehenden Entscheidung im Gesamtheer der Griechen nicht fehlen dürfe. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre“ und „Welches Volk sich selbst empfunden, ward vom Feind nie überwunden“. Man bedenke, wie ungern der Mensch Haus und Hof verläßt, besonders wenn ein Wiedersehen so ungewiß ist. Welche Bildung setzt es voraus und zugleich welche Selbstbeherrschung, die das Herz schweigen heißt und nur den Verstand reden läßt, wenn das athenische Volk bei all den Bildern des Jammers und Elends in der Preisgabe der Stadt noch das geringere Übel sehen kann! Athen hatte den Mut, der trostlosen Lage starkmütig ins Auge zu sehen. Hoch und niedrig, Ritter und Bauer, Matrose und Handwerker wetteiferten im Dienste für das Gemeinwesen. Weiber, Kinder, Greise, Knechte und die bewegliche Habe wurden auf benachbarte Plätze gebracht. Die Männer eilten zur Flotte, dem ungewissen Ausgang entgegen. Sollte der Kampf des Sieges entbehren und alles fehlschlagen, dann blieb immer noch die letzte Rettung, der unfrei gewordenen Heimat zu entsagen und in Hesperien eine neue Heimstätte nach bewährten Mustern zu gründen.

Man gehe an Kap. 41, das den Auszug der Stadtbevölkerung berichtet, überhaupt nicht so rasch vorüber. Es ist ein passender

Gegenstand für die Tätigkeit der Vorstellungskraft. Man veranlasse die Schüler, sich in die Situation gehörig hineinzudenken und recht viele Einzelheiten zu ersinnen und mündlich darzustellen. Der Lehrer gebe seinerseits aus Plut. Them. 10 noch einiges hinzu. Plutarch sagt selbst: Ἐκπλεούσης τῆς πόλεως τοῖς μὲν οἶκτον τὸ θέαμα, τοῖς δὲ θαῦμα τῆς τόλμης παρεῖχε, γενεὰς μὲν ἄλλῃ προπεμπόντων, αὐτῶν δ' ἀκάμπτων πρὸς οἰμωγὰς καὶ δάκρυα γονέων καὶ περιβολὰς διαπερώντων εἰς τὴν νῆσον, d. h. die Einschiffung der Bevölkerung bot ein Bild des Jammers, erfüllte aber auch mit Bewunderung hinsichtlich des Starkmuts, wie die Männer ihre Angehörigen anderswohin sandten, selbst aber standhaft gegen alles Wehklagen, Weinen und Umarmen nach der Insel Salamis überfuhren. Recht ansprechend ist auch die Geschichte des treuen Hundes. Solche Einzelheiten, die dem menschlichen Herzen nahe gehen, unterstützen auch das Gedächtnis in hohem Maße.

Abgesehen davon, daß die Phantasie[5] als besondere Seelenkraft ebenfalls ausgebildet sein will, wirkt eine der-

[5] Vgl. Ackermann, Pädagog. Fragen, nach den Grundsätzen der Herbartschen Schule bearbeitet, 2. Reihe, S. 22: Die Bedeutung der Phantasie für das geistige Leben und die sich daraus ergebenden Anforderungen an den Unterricht. Auch O. Weißenfels hat über den pädagogischen Wert der Phantasie eine sehr gehaltvolle Abhandlung — vielleicht die letzte vor seinem Tode — geschrieben. Sie erschien in Z. G. W., 60, 741 ff.

„Vor allem“, sagt er, „muß der Phantasie bei der Erklärung der Schriftsteller und Dichter, der deutschen wie der fremdsprachlichen, ihr Recht zuteil werden. Aber auch aus den übrigen Stunden soll sie nicht etwa als eine Störerin, die mit ihrer Sirenenstimme von den würdigeren Zielen des Unterrichts ablenkte, verbannt werden. Wie kann der Geist einer vergangenen Zeit, die Leidenschaft einer Volksbewegung, die Begeisterung eines Kampfes, wie der freudige Jubel des Gelingens, wie der bittere Schmerz des tragischen Scheiterns in den Seelen der Lernenden wirkungskräftig gemacht werden, wenn man die Phantasie nicht zu Hilfe ruft, das Vergangene gegenwärtig zu machen, die Tatsachen als Wirkungen lebendiger, seelischer Kräfte erkennen zu lassen?

Die Einbildungskraft ist nicht bloß ein störender Dämon, mit dem man paktieren muß, um nicht arg geschädigt zu werden, sie ist selbst auch eine Geisteskraft, die an Leistungsfähigkeit alle übrigen Kräfte unseres Geistes übertrifft. Wollen wir auf ihre Hilfe wegen der leicht sich einstellenden störenden Nebenwirkungen verzichten, so müssen wir in weiter Entfernung von dem, was dem Menschen noch erreichbar ist,

artige Szene, in die wir uns lebhaft versetzen, anregend und wohltuend auf das Gefühl der Dankbarkeit und Zufriedenheit. Wir brauchen dank der Wehrkraft unseres Reiches nicht zu fürchten, daß wir in absehbarer Zeit etwas Ähnliches erleben müßten, dürfen aber nicht vergessen, daß unseren Vorfahren derartige Erlebnisse nicht erspart blieben. Wie also einerseits der patriotische Geist durch solche Betrachtungen gefördert wird, so läßt sich andererseits nicht leugnen, daß auch der Gemeinsinn, das soziale Interesse Bereicherung erfährt. Denn wenn wir fremdes Unglück betrachten, verstehen und nachempfinden, so werden wir uns der Notwendigkeit der Hülfeleistung, also einer sittlichen Forderung des Gemeinschaftslebens, bewußt.

„Geben ist Sache des Reichen" heißt es in Goethes „Hermann und Dorothea", einem Epos, dessen Ausgangspunkt sich gerade hier vortrefflich zum Vergleich heranziehen läßt. Oder befinden sich die armen Vertriebenen nicht etwa in ähnlicher Lage wie die athenischen Flüchtlinge? Können wir — mutatis mutandis — die stimmungsvollen Einzelbilder im Zuge der Vertriebenen nicht auch auf die Flucht der Athener übertragen? Auch in der sonstigen Lektüre der Obersekunda finden sich Stütz- und Anhaltspunkte. Schnell wird gar mancher Schüler bei der Hand sein, auf die Flucht des pius Aeneas samt seinen Getreuen aus Troja (Verg. Aen. II.) hinzuweisen, in der besonders eine Szene ergreifend ist. — Schließlich sei noch erwähnt, daß die Tatsache der Preisgabe der Stadt Athen selbst in dem Verfahren der Russen mit Moskau eine wirksame Parallele findet. (Xerxes auf der Akropolis — Napoleon auf dem Kreml.)

Außerordentliche Zeiten erheischen außerordentliche Maß-

---

haltmachen. Was wäre das für eine Unklugheit, für eine Feigheit bei der Erziehung unser selbst wie bei der Erziehung anderer! Nein, es gilt, sie in eine fruchtbare Bahn zu lenken, nicht bloß, weil die hohen Genüsse, die sie bietet, zu einem wahrhaft menschlichen Leben nötig sind, sondern weil nur mit ihrer mächtigen Hilfe zu den Höhen zu gelangen ist, zu welchen es uns mit unausrottbarer Sehnsucht hinzieht.

Jedenfalls mag ein Lehrer, der den pädagogischen Wert der Phantasie leugnen wollte, bedenken, daß der göttliche Plato, der doch selbst auch ein Lehrer war, anders dachte. Bekanntlich gab er einem sonst tüchtigen Lehrer, dem aber eine gar zu matte Phantasietätigkeit innewohnte, den guten Rat, er solle ab und zu den Grazien opfern."

regeln. So wurde damals der Areopag mit außergewöhnlichen Vollmachten ausgerüstet. Er entwickelte eine höchst rühmliche Tätigkeit zur Linderung der Not und Verwirrung. Sein Ansehen bei der Bevölkerung wuchs außerordentlich (Plut. Them. 10; Aristot. Polit. V, 4; an letzterer Stelle heißt es: μεταβάλλουσι καὶ εἰς ὀλιγαρχίαν καὶ εἰς δῆμον καὶ εἰς πολιτείαν ἐκ τοῦ εὐδοκιμῆσαί τι ἢ αὐξηθῆναι ἢ ἀρχεῖον ἢ μόριον τῆς πόλεως, οἷον ἡ ἐν Ἀρείῳ πάγῳ βουλὴ εὐδοκιμήσασα ἐν τοῖς Μηδικοῖς ἔδοξε συντονωτέραν ποιῆσαι τὴν πολιτείαν, so schien der Areopag infolge des Ansehens, das er sich in den Perserkriegen erworben hatte, der Verfassung eine strengere Form gegeben zu haben. In der „Staatsverfassung der Athener" Kap. 23 wird derselbe Gedanke ausführlicher behandelt). Ein Seitenstück dazu, das unwillkürlich in die Erinnerung tritt, ist die ungebeugte und kraftvolle Haltung des römischen Senates nach dem Unglück bei Cannä. Auch er stand wie ein Fels da, als alles ins Wanken kam und aus den Fugen zu gehen drohte (Liv. XXII, 55 u. 57).

Auch noch in anderer Hinsicht bieten beide Situationen Ähnlichkeiten. In der Zeit der Not und Trübsal verstummt der Hader und die Zwietracht. Die Versöhnlichkeit kommt zur Herrschaft. Der Mensch sucht Halt und Anschluß, nicht Trennung und Spaltung. Aus dieser psychologischen Erkenntnis heraus finden wir es begreiflich, daß ein Volksbeschluß in Athen allen Verbannten die Rückkehr gestattet. (Unter ihnen war auch Aristides.) Mit derselben Großherzigkeit geht der römische Senat dem unglücklichen Varro bis an das Stadttor entgegen und wünscht ihm Glück, daß er an der Rettung des Vaterlandes nicht verzweifelt habe. (Liv. XXII, 61.) „Dies waren weder leere Reden, um mit großen Worten das Unheil zu verhüllen, noch bitterer Spott über einen Armseligen; es war der Friedensschluß zwischen dem Regiment und den Regierten."[6]

Die Besetzung der Stadt und die Einnahme der Akropolis erinnert in vielen Einzelheiten an die Besitzergreifung Roms durch die Gallier und an deren Versuch, das Kapitol zu erobern. Ja sogar das angebliche Auftreten des Camillus läßt sich bis zu einem gewissen Grade mit der Rolle vergleichen, die Aristides bald darauf spielt.

Nicht ohne innige Teilnahme verfolgen wir das Verhalten der wenigen, welche die Akropolis verteidigen. In kindlicher

---

[6] Mommsen, Röm. Geschichte, I, S. 609.

Einfalt halten sie fest an ihrer Auslegung des Orakelspruches, und im Glauben an die Macht der Verheißung sehen sie furchtlos und treu der nächsten Zukunft entgegen.

Daß Xerxes mit seinem gewaltigen Heere der kleinen Burgbesatzung gegenüber längere Zeit geradezu machtlos war, so daß alles in peinliche Verlegenheit geriet, entbehrt nicht eines gewissen komischen Zuges. Ferner erblicken wir in der Tatsache, daß die Vorschläge der Pisistratiden zum Zwecke einer Kapitulation abschlägig beschieden wurden, eine beschämende Demütigung für jene; wie muß diese Treue den Pisistratiden innerlich imponiert haben!

Das endgültige Schicksal der Unglücklichen, soweit sie sich die Burg hinabstürzen, ist demjenigen der saguntinischen primores (Liv. XXI, 14) ähnlich, dem der unglücklichen Taocher (Xen. An. IV, 7, 13) gleich. Auch für die Art der Verteidigung finden wir bei den Taochern ein Seitenstück.

Der andere Teil der Besatzung, der sich in den inneren Tempelraum flüchtete, wurde erbarmungslos niedergemetzelt. Diese Tat ist sehr bezeichnend für den rohen Fanatismus des Xerxes.

Sehen wir nun, wie sich mit der rasch steigenden Handlung auch der Charakter der Hauptperson auf persischer Seite immer mehr offenbart, so müssen wir sagen, daß wir auf einem Höhepunkt angekommen sind. Denn in der Einäscherung der Tempel und Götterbilder hat die Hybris des Xerxes, die keine Scheu vor der Gottheit kennt, sich ganz ausgelebt. Die Lage erinnert an Hom. Od. XX, wo mit der Verhöhnung der geheiligten Person des Sehers Theoklymenus die Freier bewiesen haben, daß ihr Frevelmut keine Grenzen kennt.

Unmittelbar anschließend an Kap. 54 lese man jetzt schon
K. 99. die erste Hälfte von Kap. 99, wo der Eindruck der Siegesbotschaft des Xerxes in Susa beschrieben ist. Man vergleiche damit die sogenannten Siegesdepeschen der Franzosen im Jahre 1870, ebenso den verfrühten Siegesjubel Napoleons am 16. Oktober 1813.[7] — Wohl mag der Großkönig bei Besich-

[7] „Als der französische Kaiser Wachau in Besitz hatte, das Zentrum der Verbündeten gegen Güldengossa zurückwich und der Reiterangriff des Königs von Neapel noch größere Vorteile versprach; als er Liebertwolkwitz wieder erobert, das Korps Lauristons mit zwei Divisionen der jungen Garde verstärkt und ihr fünfzig Kanonen aus der

tigung der Akropolis in seiner Verblendung wieder einmal gedacht haben: Maior sum, quam cui possit fortuna nocere, aber es sollte bald anders kommen.

Auch Kap. 55 schließen wir seines sagengeschichtlich wertvollen Inhaltes nicht aus.

Auch hier bietet sich massenhaft Gelegenheit, die Schüler in beziehungsreicher Gedankenverknüpfung für die mündliche und schriftliche Darstellung zu üben.

Das Verständnis der Kap. 50—55 setzt übrigens genauere topographische Kenntnisse über die Unter- und Oberstadt Athens voraus. Die in Untersekunda erworbenen Kenntnisse kommen also hier zur Verwendung. Sie werden wiederholt, ergänzt und dem vorliegenden Bedürfnis in ihrer Erweiterung angepaßt. Die Thukydideslektüre in Unterprima und die philosophische Lektüre in Oberprima bringen den Abschluß.[8] Wie es indes gekommen ist, daß wir trotz der gründlichen Zerstörung durch die Perser uns dennoch Kenntnis verschaffen konnten über die auf der Burg vertretene Kunst Athens vor den Perserkriegen, darüber den Schülern Auskunft zu geben, ist hier die erste und beste Gelegenheit. „Indem man das Plateau der Akropolis bis zum gewachsenen Felsen durchforschte (in den Jahren 1882—89) und die Mauern von Schutt und aufgefüllter Erde, die im Zeitalter Cimons zur Planierung des ungleichen Felsbodens der Burg gedient hatten, durchsuchte, kamen wahre Schätze alter Kunst ans Tageslicht. Die Ausgrabungen haben uns zugleich mit den übereinander gehäuften Bautrümmern der persischen Zerstörung Kunstwerke geliefert, die seit Jahrhunderten begraben gelegen hatten. Eine ununterbrochene Folge wunderbarer Entdeckungen hat die von den Soldaten des Xerxes verstümmelten Marmorstatuen, die Ruinen der 480 nach Plünderung der Burg von den Asiaten zerstörten und in Brand gesteckten Tempel wieder ans Licht gebracht. So lebt die Geschichte der athenischen Kunst vor den

---

Heeresreserve zugeteilt; als endlich Macdonald den Colmberg gewonnen und Klenau sich zurückzog, hatte er die Schlacht für gewonnen gehalten und befohlen, in der Stadt Leipzig sowie in der Umgegend zur Feier des Sieges alle Glocken zu läuten; d. h. Deutschland sollte seine eigene Niederlage als Triumph feiern.“ Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814, S. 566.

[8] Vgl. Forbach, Die Pflege der alten Kunst auf dem Gymnasium, Darmstadt 1893, S. 12.

Perserkriegen für uns in einer seltenen Klarheit wieder auf; wir gewinnen sogar ein lebendiges Bild von den Anfängen einer Schule, die dereinst alle ihre Nebenbuhlerinnen durch ihren Glanz in Schatten stellen sollte."[9]

Bekannt ist das Wort des Fürsten Bismarck in Würdigung seiner eigenen staatsmännischen Tätigkeit, das Schwierigste sei gewesen, Deutschland in den Sattel zu heben, denn reiten habe es von selbst gekommt. Ähnlich so, aber nicht bildlich, sondern buchstäblich zu nehmen, konnte Themistokles damals von sich sagen, seine Hauptaufgabe sei, die Athener auf die Schiffe zu bringen, das Kämpfen und Siegen werde sich von selbst einstellen. Der große Augenblick, den Themistokles schon seit zehn Jahren herbeigewünscht hatte, war erschienen. Um den Staat zu retten, mußte man die Schiffe besteigen mit gänzlicher Aufgabe von Stadt und Land. Aber nicht allein, ohne die Eidgenossen, wollte man sich mit den Persern schlagen, sondern im Verein mit den anderen hellenischen Streitkräften. Nachdem bei Artemisium Kraftproben stattgefunden hatten, sollte nach der Berechnung des Themistokles jetzt die Entscheidung kommen. Um den richtigen Kampfplatz zu finden, dazu schien es den übrigen Griechen freilich an Einsicht und Besonnenheit zu fehlen. Der nächsten Einheit, Kap. 56—64, geben wir die Überschrift: „Die Bemühungen des Themistokles, die Flotte bei Salamis zusammenzuhalten".

K. 56 bis 64.

Die kommenden Ereignisse stellen an die Umsicht, Gewandtheit und Tatkraft des Themistokles die höchsten Forderungen. Der Abschnitt ist reich an spannenden und packenden Zügen mit bedeutsamen Motiven. Bestürzung, Mangel an Selbstvertrauen, Selbstsucht, Gehässigkeit, Redegewalt, Macht der Persönlichkeit, Überraschung, Drohung, Starkmut und Selbstgefühl spielen jetzt ihre sehr ungleichen Rollen. Dazu weisen seltsame Naturerscheinungen nach hellenischer Anschauung auf die unverkennbare Teilnahme der Götter hin. Dies erhöht noch die Stimmungsgewalt der eigenartigen Situation.

Die Nachricht vom Falle Athens schlug wie ein Blitzstrahl in den hellenischen Kriegsrat. Die Beherztesten verloren die Unbefangenheit. Nur der Kopf des Themistokles blieb unum-

[9] Collignon (Thraemer), Gesch. der griech. Plastik, I, S. 215.

wölkt, das Licht seines Geistes strahlte weithin durch die griechischen Flotten, erhellte die Wasserstraßen und zwang den Kleinmut, sich zu verkriechen. Glücklicherweise unterlag schließlich die Mittelmäßigkeit der Genialität.

Im einzelnen ist auf folgendes aufmerksam zu machen. Der mißgünstigen Behandlung, die Herodot dem Themistokles widerfahren läßt, entspricht es, daß er den Mnesiphilus als den Schöpfer des rettenden Gedankens hinstellt. Themistokles habe den Vorschlag nur aufgegriffen und verwirklicht. Das Auffallende dieser Darstellung wird dem Schüler unmöglich entgehen, wenn das seitherige Eingreifen des Themistokles in den Gang der Ereignisse klar genug hervorgehoben worden ist. Man veranlasse die Schüler, daß sie hierüber in freier Bewegung ihre Vermutungen aussprechen. Jedenfalls muß darauf hingewiesen werden, daß Themistokles bei Verwirklichung der Idee eine Tatkraft, ja eine Leidenschaftlichkeit entwickelt hat, die nur derjenige an den Tag legen kann, welcher selbst Vater des Gedankens ist. Man ziehe auch VIII, 124 heran, wo es heißt: „Themistokles stand unter den Hellenen im Rufe, bei weitem der klügste Mann zu sein in ganz Griechenland“. Nach VIII, 57 hätte aber Mnesiphilus dafür gehalten werden müssen.[10] Mnesiphilus mag wohl in irgend einer Weise mit eingegriffen haben; den Wert seiner Beteiligung aber haben die Gegner des Themistokles offenbar aufs stärkste übertrieben. Dem Schüler ist der Held schon viel zu sehr ans Herz gewachsen, als daß er sich so etwas bieten ließe. Die innere Unwahrscheinlichkeit spricht zu laut. Und dies mag auch Herodot selbst gefühlt haben; denn er kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Themistokles dem Vorschlag des Mnesiphilus „noch vieles hinzugefügt habe“ (VIII, 85). Warum kann sich der gute Gedanke nicht bei vielen Griechen zu gleicher Zeit eingestellt haben? Die Palme trägt aber überall derjenige davon, welcher den Gedanken in die Tat umzusetzen versteht. (Vgl. Die Einigung Deutschlands nach Idee und Verwirklichung.)

Dem glühenden Eifer des Themistokles gegenüber wirkt die ängstliche Unentschlossenheit des Eurybiades und die offene Feindschaft der rivalisierenden Korinther (VIII, 59 u. 61) in

---

[10] So auch Wecklein: „Über Themistokles und die Seeschlacht bei Salamis“ in den Sitzungsberichten der Akad. d. W. München 1892, S. 35.

höchstem Grade abstoßend. Schließlich dringt ja der Wille des Themistokles durch; aber wer sieht nicht, daß in diesem Mangel an Einmütigkeit die Keime späteren Zerfalles liegen? Heil dem Bundesstaat, der von einer festen Zentralgewalt geleitet wird!

Die große Ähnlichkeit der Lage und eine gewisse Gemeinsamkeit der Züge im Auftreten der leitenden Persönlichkeiten zwischen VIII, 56—63 und VI, 109 u. 110 ist unverkennbar. Nur nehmen die Verhandlungen bei Salamis einen leidenschaftlichen Ton an, der offenen Bruch befürchten läßt. Hier Themistokles, dort Miltiades, hier Eurybiades, dort Kallimachus. Der Erfolg ist der nämliche. Was dort[11] über die Redeweise, die Herodot dem Miltiades beilegt, gesagt ist, gilt auch hier.

Auch die Ansprache des Themistokles zeichnet sich durch Kürze, Klarheit, Nachdrücklichkeit und Überzeugungskraft aus. Recht hat Cornelius Nepos, wenn er sagt: Celeriter quae opus erant reperiebat, facile eadem oratione explicabat, quod de instantibus rebus verissime iudicabat et de futuris callidissime coniciebat.

Von allgemein menschlicher Bedeutung ist der Schlußgedanke der Rede. „Οἰκότα μέν νυν βουλευομένοισι ἀνθρώποισι ὡς τὸ ἐπίπαν ἐθέλει γίνεσθαι· μὴ δὲ οἰκότα βουλευομένοισι οὐκ ἐθέλει οὐδὲ ὁ θεὸς προσχωρέειν πρὸς τὰς ἀνθρωπηίας γνώμας.“ „Allen Menschen, die einen vernünftigen Ratschluß fassen, pflegt es gewöhnlich zu glücken; wo sie aber keinen vernünftigen Ratschluß fassen, da pflegt auch die Gottheit nicht der menschlichen Entschließung Beistand zu verleihen.“ Eine herrliche Mahnung wird hier dem jungen Menschen auf den Weg durchs Leben mitgegeben: „Glaube nicht, daß du Aussicht hast auf Gottes Segen, an dem alles gelegen, wenn du nicht vorher deine volle Schuldigkeit getan hast durch gewissenhafte Überlegung und tatkräftiges Handeln!“ (Bete und arbeite!)

Des Themistokles treffende Kürze im Wortgefecht mit Adimantus hätte dem gewiegtesten Spartaner Ehre gemacht. Interessant ist ferner die in der Art seines Auftretens liegende Steigerung: Gewinnende Vorstellung, milde Entgegnung, eindringliche Klage, inständige Bitte, stürmisches Verlangen, fürchterliche Drohung.

---

[11] Vgl. S. 23 ff.

Sehr bezeichnend ist auch der Umstand, daß Themistokles im Kriegsrat (59) vor Eurybiades das Wort ergreift. Es ist eben die Macht der Überzeugung, die in einer hochwichtigen Sache mit unwiderstehlicher, geradezu elementarer Gewalt sich Durchbruch erringen und unter allen Umständen Geltung verschaffen will. Der Gedanke, daß die günstige Gelegenheit in so verlockender Gestalt wohl nie mehr kommen werde (Begriff des irreparabile tempus, Verg. Aen. X, 467), beflügelt des Themistokles Schritte und spornt seine Tatkraft zur höchsten Leistungsfähigkeit an.

Der Sachlage durchaus angemessen und äußerst wirkungsvoll ist der Gedanke, den Themistokles bei der abermaligen Zurückweisung des vorlauten Adimantus verwertet: Was heiße Stadt? Nicht wo die Mauern und Häuser ständen, sei die Stadt, sondern wo sich die wehrhaften und streitbaren Männer befänden. In diesem hier nur zutreffenden Sinne sei Athen, wiewohl in Trümmern liegend, eine größere und mächtigere Stadt als jede andere in Griechenland. Auch bei Äschylus finden wir diese Auffassung vertreten. Atossa fragt: „So steht Athen noch? Ist es unbezwinglich gar?" Der Bote antwortet ausweichend, die Stadt sei allerdings unzerstörbar, insofern sie aus echten Männern (nicht aus Steinen und Mauern) bestehe. „Die Männer leben, für die Stadt ein sichrer Wall." Noch bestimmteren Ausdruck gibt diesem Gedanken Nikias in seiner letzten Rede (Thuk. VII, 7): „Die Männer sind der Staat und nicht die Mauern oder die leeren Schiffe". Die hier in Rede stehende Vorstellung ist dem Schüler übrigens schon aus dem früheren Unterricht bekannt, wenn er „Habsburgs Mauern" von Simrock kennen gelernt hat.

„So schütze Habsburg fort und fort
Lebend'ger Mauern starker Hort."

Die Drohung des Themistokles, im Weigerungsfalle in Italien ein neues Athen zu gründen (62), erinnert lebhaft an Liv. XXII, 53, wo unmittelbar nach der Schlacht bei Cannä die in Canusium versammelten, an der Zukunft Roms verzweifelnden Aristokraten den Beschluß fassen, Italien zu verlassen und bei einem auswärtigen Könige Zuflucht zu suchen. In einer Beziehung spielen Scipio und Themistokles gerade die umgekehrten Rollen. Die Bezeichnung, die Livius dem Scipio gibt, „fatalis dux huiusce belli", paßt nicht minder auf Themistokles.

In furchtbarer Aufregung muß die griechische Flotte gewesen sein. Welcher Kampf zwischen Wollen und Verzagen, zwischen Aufraffen und Erlahmen! Und wenn man noch hinzunimmt, daß selbst die Natur dem Anschein nach nicht teilnahmlos bleiben wollte, insofern damals ein gewaltiges Erdbeben Land und Wasser erschütterte (64, vgl. die Schlacht am Trasimenischen See, Liv. XXII, 5), hat man dann nicht ganz die Lage und Stimmung, auf welche die unmutsvollen Worte Theodor Körners passen, mit denen er seinen Groll aussprach, als die vereinigten Heere im Jahre 1813 über die Elbe zurückgingen? Können wir diese Worte nicht auch dem Themistokles in den Mund legen und ihn seinen Landsleuten zurufen lassen?

„Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her;
Wir wollen uns die Not nicht verhehlen.“

Eine vergleichende Nebeneinanderstellung der Hauptpersonen im griechischen Schiffslager ist auch nach einer anderen Seite sehr lohnend. In der Mitte steht Eurybiades, auf der einen Seite Themistokles[12], auf der anderen Adimantus. Die beiden letzten vertreten mit der größten Entschiedenheit und Schärfe durchaus entgegengesetzte Ansichten. Themistokles imponiert auch hier durch Würde, Selbstbeherrschung, Gewandtheit, politischen Scharfblick, überhaupt durch die überlegene Macht seiner Persönlichkeit. Den hohen Flug seines Geistes kann ihm ein Adimantus nicht nachtun. Den Mut zur Bekundung seines Standpunktes einem Themistokles gegenüber schöpft er nur aus dem Bewußtsein, daß alle Peloponnesier auf seiner Seite stehen. Nirgends fühlt sich eben die Mittelmäßigkeit weicher ge-

[12] Ob die Verhandlungen zwischen Themistokles und Adimantus in der Form, wie sie Herodot mitteilt, völlig historisch sind, oder aber, ob wir hier auch mit attischer Phantasie zu rechnen haben, auf diese Frage lassen wir uns in der Schule nicht ein. Zwingende Gründe für das Gegenteil sind nicht vorhanden. Wir nehmen das Bild, wie es uns der Schriftsteller bietet, und lassen es auf uns wirken, gerade wie bei der Betrachtung von Werken der Plastik oder der Malerei. Auch da soll bekanntlich die Jugend herzlich genießen, aber nur nicht kritisieren (vgl. Alfred Lichtwark, Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken).

bettet als im Schoße von Majoritäten. Adimantus ist partikularistisch gesinnt, zeigt sich kleinlich, zänkisch, gehässig, verletzend. Ist Themistokles im fraglichen Falle ein Xenophon (Anab. III, 1, 26 ff.), so erinnert Adimantus an Apollonides; ist Themistokles hier ein Odysseus, dann Adimantus hinsichtlich seiner Schmähsucht eher ein Thersites. Immerhin verficht aber Adimantus bei aller Beschränktheit seines Blickes und relativen Bedeutungslosigkeit seiner Persönlichkeit seine Ansicht wenn auch laut polternd, so doch standhaft und entschieden. Und dies ist der Grund, daß er wenigstens bei einer Partei, den Peloponnesiern, etwas gilt. Anders verhält es sich mit Eurybiades. Seine Haltung verdiente in einem ähnlichen Falle am wenigsten Nachahmung. Seine Schwäche, Wankelmütigkeit und Unselbständigkeit sind schuld daran, daß schließlich alle Parteien den Stab über ihn brechen (74). Also entschiedenes und folgerichtiges Handeln in der Richtung der einmal gewonnenen Überzeugung, mag sie auch nach fremder Anschauung auf falscher Einsicht beruhen und von den wenigsten geteilt werden, ist der Ehre des Mannes zuträglicher als Unentschiedenheit und nachgiebige Allgefälligkeit, die bei allen Parteien Mißtrauen und Mißachtung erregt. So können wir nicht nur das Urteilsvermögen des Schülers schärfen, sondern auch auf seine Charakterbildung erzieherisch einwirken.[13]

K. 68. Kap. 65—74 überschlagen wir mit Ausnahme von Kap. 68. Hier ist wieder von Artemisia die Rede, der klugen und tatkräftigen Fürstin von Halikarnaß. In der feierlichen Ratssitzung vor der Schlacht bei Salamis ist sie die einzige Persönlichkeit, die unser Interesse fesselt. Von einer Seeschlacht rät sie entschieden ab. Ihr Freimut versetzt ihre Freunde in Furcht, ihre Feinde in Hoffnung. Die nächste Zukunft sollte ihr recht geben. Welche Vorwürfe wird sich später Xerxes gemacht haben! Nach der unglücklichen Schlacht bei Salamis holt er deswegen speziell ihren Rat ein (103). Ihre Ausführungen sind geistig verwandt mit der Rede des Artabanus (VII, 10). Im Falle seiner Anwesenheit würde er gerade so gesprochen haben. Seine Mahnung (VII, 10): „Stürze dich doch nicht in eine solche Gefahr, wo kein nötigender Grund vorhanden ist“ paßt auch in diesen Zu-

[13] Vgl. Ackermann, Die Bildung des sittlichen Urteils durch den Unterricht; ebenso Fr. W. Foerster, Jugendlehre, S. 158 f.

sammenhang. Der Nachdruck liegt auf dem zweiten Teil des Satzes. Ganz in demselben Sinne fragt Artemisia: „Warum mußt du dich durchaus in die Gefahr einer Seeschlacht stürzen? Hast du nicht Athen, um dessentwillen du den Feldzug unternommen hast?“ Sachlich genommen kann man daher dem Kap. 68 etwa die Überschrift geben „cui bono?“, persönlich genommen „Weisheit und Freimut der Artemisia“.

Mit Kap. 74 treten wir in die Darstellung alles dessen ein, was der Schlacht bei Salamis unmittelbar vorausgeht und die Entscheidung selbst vorbereitet (74—84). Kap. 74 bildet einerseits die Fortsetzung zu 63 und 64, andererseits steht es aber in scharfem Gegensatz dazu. Denn während wir dort den Entschluß der Griechen, bei Salamis den Austrag zu wagen, als sicheren diplomatischen Erfolg des Themistokles verzeichnen zu können glaubten, sehen wir uns hier dennoch getäuscht. Alle Kunst der Überredung hat nichts geholfen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Peloponnesier ihren Willen bei Eurybiades schließlich doch durchsetzen werden. Und das wäre nach der Überzeugung des Themistokles der Anfang vom Ende. Das Wort: „Hellas wird durch seinen Unverstand zugrunde gehen“ (57), würde sich erfüllen. Weil aber Themistokles für den Fall, daß man den Kampf wagt, an einem guten Ausgang nicht im geringsten zweifelt, glaubt er die Verantwortung für einen Schritt übernehmen zu können, der die Bewunderung aller Zeiten verdient. Er greift zum Äußersten; den Griechen soll durch eine außerordentliche Maßregel die Rettung aufgezwungen werden. Dazu gehört freilich auch ein außergewöhnlicher Geist. Ein solcher ist aber in Themistokles glücklicherweise vorhanden. Große Zeiten bringen auch große Männer hervor. Auch Themistokles kann mit Recht wie Odysseus ein Polymetis genannt werden. Wer wagt, gewinnt die Welt, und das Gewagteste wird verziehen, wenn es glückt.

K. 74 bis 84.

Es wird eine dankbare Aufgabe für die Schüler sein, den Inhalt der Meldung des Sikinnus auf ihren Gehalt an Wahrheit und Dichtung zu untersuchen. Man hüte sich aber, bei der sachlichen Beurteilung zu weit zu gehen und die Handlung vom Richterstuhl der strengen Moral aus zu behandeln. Es darf nicht vergessen werden, daß es sich um eine Kriegslist handelt. Ein Feldherr, der sich nicht grundsätzlich auf den Standpunkt des Cotta stellt (Caes. bell. gall. V, 28, quid esse levius aut turpius,

quam auctore hoste de summis rebus capere consilium) darf sich nicht beklagen, wenn er hinter das Licht geführt wird. Das Werkzeug des Themistokles ist Sikinnus, der Erzieher seiner Kinder. Er übernimmt in entscheidender Stunde die Ausführung eines hochwichtigen Auftrages, von dem alles abhängt. Groß muß die Gewandtheit und Klugheit dieses Mannes, unerschütterlich seine Treue und Zuverlässigkeit gewesen sein. Wie leicht hätte es geschehen können, daß er, berückt von der hohen Ehre seiner Sendung, durch eine leise Andeutung den Griechen die List verriet, oder daß er einer etwaigen Versuchung, die von persischer Seite an ihn herantrat, nicht standhielt und den Großkönig auf die gestellte Falle aufmerksam machte! So nimmt er als pflichttreuer Vertrauensmann in einem das Schicksal des Vaterlandes entscheidenden Vorgang unsere höchste Bewunderung in Anspruch. (Vgl. den Eilboten Phidippides vor der Schlacht bei Marathon und den Grafen Finkenstein vor der Schlacht bei Königgrätz.)

Kap. 76 schildert den Eindruck der Botschaft. Der Erfolg beweist, daß der Schöpfer des Anschlags die Schwäche des Gegners richtig gewürdigt und daß ebenso der ausführende Teil seine Rolle mit meisterhafter Verstellungskunst gespielt hat. Der Würfel ist gefallen! Xerxes läßt sich verlocken, die Bahn ruhiger, vernünftiger Erwägung zu verlassen. Anstatt die Griechen bei Salamis sich selbst zu überlassen und mit seiner Seemacht die Peloponnes anzugreifen, bietet er den Griechen da eine Schlacht an, wo für sie die letzte Möglichkeit eines Erfolges vorhanden ist. Die Ausführung folgt dem Entschluß auf dem Fuße. Und so sehen wir denn in Kap. 76 den Zustand verwirklicht, den Themistokles mit heißem Bemühen herbeizuführen schon so lange bestrebt war.

Die Art der Umzingelung durch die Perser ist immer noch eine Streitfrage. In den letzten Jahren hat man sich mehr gegen eine Umzingelung innerhalb der Bucht ausgesprochen und nach Äsch. Pers. 368 angenommen, daß die Perser rings um Salamis, vor allem also in den Sund zwischen Salamis und Megara, Schiffe zur Absperrung entsendet hätten. Neuerdings erheben sich wieder vereinzelte Stimmen für die Umzingelung innerhalb der Bucht.[14]

---

[14] So Adolf Bauer, Die Seeschlacht von Salamis. Jahresh. d. österr. archäol. Instit., IV, 1, 1901, S. 90 ff. — Alle bei dieser Frage

Kap. 77 schließen wir im Gegensatz zu anderen Vorschlägen von der Lektüre nicht aus. Wer da meint, es störe und halte auf, der mag es an einer anderen Stelle einschieben, etwa hinter Kap. 95. Dort würde der Spruch des Bakis eine Zusammenfassung des Vorausgegangenen in poetischer Form sein, dagegen vor Kap. 78 gelassen, eine in Spannung versetzende Ankündigung des Kommenden. Schon wegen der gewählten Sprache und des hochpoetischen, schwungvollen Tones verdient dieser Spruch gelesen und auswendig gelernt zu werden, ganz abgesehen davon, daß er zur Erhöhung der Stimmung außerordentlich viel beiträgt. Und wie hätte Herodot selbst auf die Mitteilung dieser Weissagung verzichten können, da es ihm, der an die Idee der göttlichen Vergeltung in der Weltgeschichte fest glaubt, wie aus der Seele gesprochen ist, wenn Xerxes „der Sohn des frevelhaften Übermuts“ genannt wird, „der in seinem maßlosen Trachten von der hehren Dike einmal jäh gestürzt werden wird?“ „Δῖα Δίκη σβέσσει κρατερὸν Κόρον Ὕβριος υἱόν, Δεινὸν μαιμώοντα δοκεῦντ' ἀνὰ πάντα πίθεσθαι.“ Wer findet nicht, daß diese Bezeichnung auch auf des Xerxes modernes Ebenbild, auf Napoleon I., vorzüglich paßt?

Kap. 77 liefert zugleich einen kleinen Beitrag zur Beleuchtung des von Herodot vertretenen kritischen Standpunktes. Er ist nicht gerade leichtgläubig in bezug auf Weissagungen. Aber hier hält er es für seine Pflicht, offenbar vielfach auftretenden Anfechtungen gegenüber, mit Wärme und Entschiedenheit für die Glaubwürdigkeit dieser Prophezeiung einzutreten.

Kap. 78 entbehrt nicht eines gewissen komischen Zuges. Es ist eben die bekannte Wirkung des Gegensatzes zwischen dem, was etwas sein soll, und dem, was es in Wirklichkeit ist. Die Eidgenossen beratschlagen, ob man sich bei Salamis schlagen soll, während sie Beschluß zu fassen hätten, wie es geschehen soll. Man erhitzt und ereifert sich in einer Beratung, die gegenstandslos ist, weil eine höhere Macht das entscheidende Wort bereits gesprochen hat. Man lasse den Schüler angeben, wie er sich wohl das Verhalten des sonst rede-

---

in Betracht kommenden Einzelheiten bespricht vorzüglich Kallenberg in Jahresber. des Phil. Ver., Berlin 1893, 304 ff.; 1900, 90 f.; 1901, 85 f.; 1905, 353, wo den verschiedenen Kombinationen Maß und Ziel gesetzt wird.

lustigen Themistokles dabei denkt. Indes ist auch hier nur ein kleiner Schritt vom Heiteren zum Ernsten, das sich in seiner ganzen Wucht nur zu bald einstellt.

Die nächstfolgenden Vorgänge sind von Herodot ungemein fesselnd und anschaulich geschildert. So einfach und ungekünstelt die Sprache ist, so erhebt sie sich dennoch zu einer die Phantasie mächtig anregenden, mit dem Reiz der Schönheit geschmückten Darstellung, deren Wirkung sich kein Kenner entziehen kann. So hält die Kunst der Darstellung gleichen Schritt mit der Stimmungsgewalt des Gegenstandes. Die Eigenart der sich jetzt abspielenden Vorgänge ist um so wirkungsvoller, als sie in die Zeit der Nacht und der ersten Morgendämmerung fallen. Wir denken unwillkürlich an die Ankunft der schweizerischen Eidgenossen auf dem Rütli in Schillers „Wilhelm Tell" oder an den Übergang Blüchers über den Rhein in der Neujahrsnacht 1814. Auch hier erhöht die Nacht das Geheimnisvolle der ganzen Situation.

Kap. 79 kann man „Wahre Vaterlandsliebe" oder im Hinblick auf den Vorgang zwischen Aristides und Themistokles „Versöhnung in der Stunde der Gefahr" überschreiben. Die Worte bei Goethe, Herm. und Doroth., VI, 97, passen hierher: „Ja, ich will es nicht leugnen, ich sah sich Feinde versöhnen, um die Stadt vom Übel zu retten". Aristides und Themistokles sind die Träger der Handlung. Unsere Teilnahme gewinnt Aristides. Die Liebe überwindet alles. Er hegt keinen Groll gegen das Vaterland, das ihm den Aufenthalt in seinen Grenzen vor zwei Jahren untersagt und ihn so empfindlich verletzt hat. Wie ein edelmütiger Sohn trotz harter und ungerechter Behandlung durch seine Mutter im Herzen der Liebe zu ihr doch nicht entsagt, sondern ihr verzeiht, so vergißt auch hier Aristides die erlittene Demütigung und stellt in der Stunde der Gefahr der Volksgemeinde seine Kräfte zur Verfügung.

Für diesen ethischen Gehalt der Handlung finden sich in den meisten übrigen Lehrstoffen der Klasse Parallelen. Denn was uns hier an Aristides so sympathisch berührt, ist weiter nichts, als was der Römer pietas nennt, das heißt die alle Verhältnisse des Lebens durchdringende Treue, hier die Treue zum Vaterland.

Zahlreich sind von diesem Gebiete aus die Be-

ziehungen zum Geschichtspensum der Klasse, ebenso zu Homer, Vergil und Livius, von hier führt dann der Weg zur deutschen Lektüre; denn in dem Nibelungenlied und in der Gudrun, in den Gedichten Walthers von der Vogelweide, in Hermann und Dorothea, überall spielt der Begriff der Treue eine hervorragende Rolle. Man kann sagen, daß die ganze Lektüre in Obersekunda ein hohes Lied auf die Treue in ihren verschiedensten Gestalten ist.

Besonders lehrreich ist es, die Handlungsweise des Aristides mit derjenigen des Hippias und des Demarat zu vergleichen, ebenso sein Charakterbild im Lichte römischer Auffassung zu betrachten. Coriolan und Camillus müßten wir hier zum Vergleich heranziehen. Die pietas gegen das Vaterland ging dem Römer über alles. Die Liebe zu den Angehörigen der Familie mußte vor ihr zurücktreten. Interessant ist, wie verschieden die römische Geschichtssage nach diesem Grundsatz jene beiden Männer behandelt hat. Weil seine pietas gegen die Verwandten größer war als die gegen das Vaterland, mußte Coriolan zur Beruhigung des römischen Gewissens in der Verbannung elend umkommen. Bei Camillus aber, der, wiewohl gekränkt und geächtet, in seiner Liebe zum Vaterland nicht nachließ, sondern in der äußersten Not als Retter erschien, verlangte es die poetische Gerechtigkeit, daß er ein ruhmreiches Ende nahm. So würde also auch Aristides im Geiste altrömischen Empfindens und Denkens als leuchtendes Beispiel echter pietas gefeiert worden sein.

Es wäre eine lohnende Aufgabe für den Historienmaler, den bedeutungsvollen Augenblick im Bilde wiederzugeben, als sich Themistokles und Aristides, Gegner in der inneren und äußeren Politik Athens, die Hände reichen zum edlen Wettstreit darüber, wer nunmehr dem Vaterland am meisten nützen könne.

Die fragliche Szene läßt die Erinnerung an den Rangstreit des Titus Pulio und Lucius Vorenus (Caes. bell. gall. V, 44) wieder wach werden. Wenn auch hier das persönliche Interesse mitspielt, so finden wir doch in dem Wettbewerb auf dem Gebiete des Guten und Ehrenvollen einen gemeinsamen Zug. Ein großer Unterschied liegt freilich in der Bedeutsamkeit der Persönlichkeiten.

Aus dem Auftreten des Aristides heben wir auch folgenden, für das allgemeine, gesellschaftliche Leben bemerkenswerten Zug hervor. Wenn zwei hervorragende Männer, die auf irgend einem Gebiete des öffentlichen Lebens oder gar auf dem großen Welttheater erklärte Gegner waren, von denen aber der eine endgültig unterlegen ist, nach langer Zeit zum erstenmal wieder in persönliche Berührung kommen, so verursacht, selbst wenn das Zusammenkommen nicht zufällig ist, die richtige Wahl der das Gespräch einleitenden Worte mitunter gewisse Schwierigkeiten. (Vgl. die erste Begegnung des Kaisers Wilhelm und des Kaisers Franz Joseph von Österreich seit der Entscheidung bei Sadowa, die am 11. August 1871 in Ischl stattgefunden hat.) Wenn das wahr ist, dann muß man den feinen und unbefangenen Sinn des Aristides bewundern, der die Vergangenheit durchaus nicht verleugnet, damit geschickt eine captatio benevolentiae verbindet, um sofort zur Sache zu kommen. Daß freilich auch die Größe der gemeinsamen Bedrängnis dem Aristides die Initiative erleichterte und den Meinungsaustausch rascher in Fluß kommen ließ, deutet Herodot selbst an.

Um den Schüler in das Verständnis der Situation noch tiefer eindringen zu lassen, lege man ihm die Frage vor, warum Aristides nicht sofort selbst in den Kriegsrat gegangen sei, sondern den Themistokles habe herausrufen lassen und warum gerade ihn. Ebenso lasse man die Schüler sich darüber aussprechen, welche Gefühle wohl der Gesichtsausdruck des Aristides und seine ganze Haltung verraten habe. (Tiefen Ernst, schwere Sorge, heiligen Eifer; vgl. m. m. im „Letzten Aufgebot" Defreggers den greisen Führer im Vordergrund.)

Daß Herodot für Aristides im Gegensatz zu Themistokles viel persönliche Neigung hat, geht aus Kap. 79 ebenfalls hervor. Bei Kap. 95 wird darauf Bezug genommen werden müssen. Aristides ist der einzige Staatsmann, über den sich Herodot ein abschließendes Urteil erlaubt.[15]

In der Unterredung zwischen Themistokles und Aristides sind die Worte: „Wisse, daß dies auf meine Veranlassung von den Medern geschehen ist" am bedeutungsvollsten. Sie erst heben den Schleier und lassen den Aristides klar sehen. Im stillen mag er sich gesagt haben, es sei keine Schande, gegen

---

[15] Vgl. Ivo Bruns, a. a. O., S. 105 ff.

einen so unvergleichlich erfindungsreichen Kopf früher den kürzeren gezogen zu haben. Aus Stolz auf die gelungene Einschließung ist Themistokles freudigst bewegt und muß seinen Gefühlen Luft machen. Wes das Herz voll ist, davon läuft der Mund über. Wenn aber Themistokles dieses Bekenntnis schon vor der Schlacht zum besten gibt, so können wir uns daraus einen Begriff von der Größe seiner Zuversicht machen. Die Eidgenossen selbst aber verhalten sich sogar dem Augenzeugen Aristides gegenüber teilweise mißtrauisch; dies beweist, daß Themistokles nicht zu weit gegangen war, wenn er meinte, ihm würden die Herren des Kriegsrats doch nicht glauben. Der Unglaube findet seine Erklärung in dem bekannten Satz Cäsars (bell. gall. III, 18): fere libenter homines id, quod volunt, credunt. Die tenische Triere erst muß die Richtigkeit bestätigen. Der Übergang der Männer von Tenos im Augenblick der höchsten Gefahr berührt das jugendliche Gemüt äußerst sympathisch und vermehrt die Zahl der fesselnden Züge des ganzen Vorspiels. Dahin gehört auch die Anrede des Themistokles. Daß Feldherren vor Beginn der Schlacht zur Aufmunterung der Mannschaft auch das Wort nicht verschmähen, weiß der Schüler bereits aus der Lektüre des bellum gallicum, wo es so oft heißt: Caesar cohortatus suos proelium commisit. Den Wortlaut der Ansprache des Themistokles teilt uns Herodot nicht mit. Er gibt uns ganz allgemein an, auf welchem Gebiet sie sich bewegt. Wir haben es offenbar mit einer psychologisch fein berechneten, temperamentvollen Kundgebung zu tun, die den Kämpfern in der anschaulichsten und wirkungsvollsten Weise je nach ihrem Verhalten in der Schlacht eine glänzende oder aber eine trostlose Zukunft in Aussicht stellt.[16] Natürlich, nur Themistokles hatte unerschütterliches Vertrauen und konnte deswegen Vertrauen einflößen; er war begeistert und konnte begeistern.

K. 84 bis 96. Vom Hauptspiel berichten die Kapitel 84—96. Zur vorläufigen Unterweisung sei folgendes vorausgeschickt: 1. Ein militärisch genaues Bild von dem Gang der Schlacht gibt Herodot

---

[16] Ähnlich verfährt Tyrtäus in seinen Kriegsliedern. Wie wir im Anschluß an VII, 46 den Schüler mit Theognis bekannt gemacht haben, so wollen wir auch diese Gelegenheit benutzen, seine Kenntnis der griechischen Lyriker zu erweitern. Der Lehrer gebe eine geschmackvolle Übersetzung von Tyrt. Fragm. 10 und 12 und lese dann erst das Original vor. Vgl. S. 78.

nicht. 2. Herodot spricht nur von der Aufstellung der Flotten, von dem Beginn des Kampfes und geht dann sofort zur Feststellung des Ergebnisses über mit Hinzufügung einer ganz allgemein gehaltenen Kritik über das beiderseitige Verfahren (Kap. 83 bis 86). 3. Alle weiteren Berichte des Herodot (Kap. 87—96) beschäftigen sich mit einzelnen Episoden aus der Schlacht. 4. Vermutlich hat sich die Schlacht bald in lauter Einzelkämpfe aufgelöst. 5. Die Jonier folgen der Aufforderung des Themistokles (vgl. Kap. 22) weitaus zum größten Teil nicht. 6. Daß die Athener nach Besiegung der Phönizier den Peloponnesiern gegen die Jonier geholfen haben, lehrt eine Schlußfolgerung aus Kap. 85 in Verbindung mit Kap. 90. 7. Die Athener und die Ägineten waren die kühnsten und leistungsfähigsten Seeleute in dieser Schlacht.

Mit der äschyleischen Darstellung der Schlacht wird der Schüler am Schluß des ganzen Abschnittes im Zusammenhang bekannt gemacht werden. Jetzt ziehen wir nur Einzelheiten heran, die bei der Sacherklärung zur Ergänzung des herodotischen Berichtes nötig sind.

Der Schüler ist durch die Lektüre von Cäsars bellum gallicum an klare und bestimmte, umfassende, aber leicht übersichtliche Schlachtenberichte gewöhnt. Bei Herodot muß er darauf verzichten. Für die Schlacht bei Salamis bietet er wohl eine lange Reihe von lehrreichen Einzelheiten, aber den Entwurf eines in sich abgeschlossenen Gesamtbildes suchen wir vergebens. Es ist eben die für Herodot charakteristische Freude am Erzählen und Schildern in zwangloser Folge und gemütlicher Ruhe, welche sich auch hier wieder geltend macht und die nahe Verwandtschaft Herodots mit Homer bekundet. Ein merkwürdiges Zusammentreffen liegt darin, daß auch der Gegenstand selbst an die homerischen Kämpfe erinnert. Denn Einzelkämpfe leiten die Schlacht ein, erst allmählich wird der Angriff allgemein (84). Daß die Schlacht an einem sonnenklaren Tage, nicht etwa bei trübem, regnerischem Wetter stattgefunden hat, berichtet Äschylus, ebenso spricht er von Furcht verratender Verblüfftheit der Perser beim Anblick der kampfbereiten griechischen Flotte. Sie fühlen sich nach Äschylus als das Opfer einer Täuschung; wohl aber verrät nach ihm heller Zuruf, stolzer Schlachtgesang und Kriegsdrommetenschall auf seiten der Griechen Mut und Tatendrang. Dennoch ist der erste Anblick der gewaltigen persischen

Armada für die Griechen überwältigend (84), unwillkürlich weichen sie auf der ganzen Linie zurück.[17] Daß man sich, wie Äschylus berichtet, unter Hinweis auf die in Salamis untergebrachten Frauen und Kinder gegenseitig zur Entschlossenheit anfeuert, erinnert an Caes. bell. gall. I, 51: mulieres in proelium proficiscentes passis manibus flentes implorabant, ne se in servitutem Romanis traderent. Die angebliche Erscheinung der weiblichen Gestalt verleiht dem Ganzen den Anstrich des Dämonischen. In gerade entgegengesetzter Absicht erscheint dem Drusus eine weibliche Gestalt, vgl. Dio Cassius LV, 1, eine Stelle, die dem Obersekundaner im Geschichtsunterricht vorgelesen wird.

Nicht uninteressant ist die in Kap. 85 erwähnte Tätigkeit der amtlichen Protokollführer. Schon VII, 100 war von ihnen die Rede, wo sie bei der Heerschau dem Xerxes alles Bemerkenswerte aufschreiben mußten. In der Schlacht bei Salamis finden wir die nämliche Einrichtung in Gebrauch (90). Womöglich wurde jede verdienstvolle Tat nach ihrem

---

[17] Wenn man wie Ed. Meyer in seinen „Forschungen zur alten Geschichte", II, S. 204, und in seiner „Gesch. d. Alt.", III, S. 388, in ganz neuer Anschauungsweise die Hauptschwierigkeit für Themistokles nicht darin sieht, die Griechen zum Bleiben, sondern die Perser zum Schlagen zu bringen, weil Äschylus, entgegen der Überlieferung bei Herodot, nichts von Kleinmut der Griechen erwähne, so darf man sich der so zugespitzten Form der Darstellung doch nicht ohne weiteres anschließen. Man bedenke, daß sich Äschylus mit einer Schilderung der Stimmung im griechischen Schiffslager, wie sie in den letzten Tagen vor der Schlacht herrschte, überhaupt nicht befaßt. Er tut dies nur für die kurze Zeit unmittelbar vor Beginn der Schlacht. Auch hier ergänzen sich vielmehr beide Schriftsteller, Äschylus und Herodot. Kleinmut und tiefe Niedergeschlagenheit mit dem Gedanken an möglichst baldige Abfahrt kann recht wohl bei einem großen Teil der Griechen geherrscht haben. Wie sie sich aber plötzlich der unabwendbaren Notwendigkeit gegenüber gestellt sahen, da trat ein begreiflicher Umschlag ein. Der Starkmut der auch früher schon Beherzten ging in helle Begeisterung über, die Beklommenheit der vorher Kleinmütigen wich einem unwiderstehlichen Tatendrang, mag letzterer auch dem Mute der Verzweiflung entsprungen sein. Man wird mithin der Wahrheit näher kommen, wenn man sagt, daß beides die Aufgabe des Themistokles gewesen sei, die Griechen zum Bleiben und die Perser zum Schlagen zu bringen.

Gegenstand und ebenso nach Namen und Herkunft des Beteiligten aufgeschrieben. In Kap. 85 bieten sich Beispiele für den praktischen Wert dieser Sitte. Die Betreffenden durften, wie man sieht, des königlichen Dankes sicher sein. Es ist unter Umständen vorgekommen, daß sie dieser Aufzeichnung später die Erhaltung ihres Lebens verdankten.

Am bekanntesten und belangvollsten ist ein Beispiel aus dem Alten Testament (Buch Esther 2—8). Die beiden Kämmerer Bagathan und Thares wollen, wahrscheinlich aus Erbitterung über die Verstoßung der Vasthi, bei der sie in hoher Gunst standen, ihren König Assuerus ermorden. Mardochäus, der unbekannte Oheim und Pflegevater der Königin Esther, erfährt das Vorhaben, verrät es seiner Nichte und diese dem König, der die Verschwörer infolgedessen hinrichten läßt. Mardochäus wird als Wohltäter des Königs eingeschrieben. Nicht viel später fällt Mardochäus bei Aman, dem ersten Beamten und allmächtigen Günstling des Königs, in Ungnade. Seine Hinrichtung steht bevor. Nun geschieht es, daß der König gerade in der Nacht vor dem für Mardochäus verhängnisvollen Tag nicht schlafen kann. Er läßt sich zur Unterhaltung aus den Jahrbüchern vorlesen. Da kommen ihm die Verdienste des Mardochäus wieder in Erinnerung. Dies rettet dem unschuldig Verfolgten das Leben. Seinen Landsleuten, den Juden, schlägt es ebenfalls zum besten aus. Diese Erzählung ist hier um so eher angebracht, als unter dem König Assuerus kein anderer zu verstehen ist als eben unser König Xerxes.[18] — In Schillers Don Carlos III, 5 spielt sich ein ähnlicher Vorgang ab. „Marquis von Posa? — Posa? — Posa? Kann ich dieses Menschen mich doch kaum besinnen! Und zweifach angestrichen — ein Beweis, daß ich zu großen Zwecken ihn bestimmte!“

Bei Anführung der Gründe, warum es den Persern nach menschlicher Berechnung nicht gut habe ergehen können (86), erwähnt Herodot den äußeren Anlaß, der bei Äschylus eine große Rolle spielt, nicht. In der Rede des Themistokles (60) ist mit allem Nachdruck darauf hingewiesen („wenn wir in dem engen Raum mit wenigen Schiffen gegen viele den Kampf wagen, werden wir einen großen Sieg davontragen“).

Mit der Angabe des inneren Grundes trifft Herodot den

---

[18] Dies wies zuerst nach Oppert im Journal Asiatique, 1852, S. 175 ff.

Nagel auf den Kopf. Die Masse ist wertlos, wenn die Kunst und der Geist sie nicht belebt und gestaltet. Damit gewinnen wir Fühlung mit der biblischen Geschichte (Goliath-David), mit dem deutschen Unterricht („Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten“, Schillers Lied von der Glocke), mit dem lateinischen Pensum der IV, IIb und Ib (Nep. Them. IV: barbarus victus est magis etiam consilio Themistoclis, quam armis Graeciae; Liv. I, 8: cum iam virium haud paeniteret, consilium deinde viribus parat; von Horaz erlauben wir uns aus Od. III, 4 einen Teil vorwegzunehmen: Vis consili expers mole ruit sua: Vim temperatam di quoque provehunt in maius). Eine weitere Anlehnung ergibt sich wie von selbst aus der Odyssee. Denn die hier festgestellte Wahrheit ist die ethische Grundlage für den ganzen neunten Gesang (Odysseus gegen Polyphem, Themistokles gegen Xerxes). Auch da hat es sich gezeigt, daß rohe Kraft besonnener Überlegung schließlich unterliegen muß. „Der Geist, der bei Marathon und Salamis siegte, ist derselbe, der in der Kyklopenhöhle den Sieg davontrug, der Geist, dem die Griechen Gestalt gaben und Verehrung zollten in Pallas Athene, der starken Göttin der Weisheit und Odysseus' Schützerin“ (Otto Willmann).

Ebenso wird der Schüler später in der Lektüre der Ilias den Wert der verständigen Einsicht, die allein die Kraft erst wahrhaft nutzbar macht, preisen hören. Man vergleiche die schöne Stelle in XXIII, 315ff., in demjenigen Gesang, von welchem Schiller einmal den Ausspruch getan hat: „Wenn man auch nur gelebt hätte, um den dreiundzwanzigsten Gesang der Ilias zu lesen, so könnte man sich über sein Dasein nicht beschweren“. Der weise Nestor, welcher der Einsicht vor der Kraft den Preis erteilt, gibt seinem zum Wagenrennen aufbrechenden Sohn Antilochus verständigen Rat: „Mit Einsicht kommt selbst der Holzfäller viel weiter als mit der Kraft; mit Einsicht lenkt auf wogendem Meer der Steuermann sein schnelles Schiff, wenn die Winde es umherwerfen; durch Einsicht besiegt ein Wagenlenker den andern“. Und worin besteht denn der Triumph unseres Jahrhunderts? Doch darin, daß der Geist sich die rohen Kräfte der Natur in einem Maße dienstbar zu machen weiß, wie man es in früheren Zeiten nicht geahnt hat.

Auch aus ihrem eigenen Erfahrungskreis werden den Schülern Dinge einfallen, die sich, wenn auch an sich unbedeutend, hier verwenden lassen.

Ereignisse und Vorgänge aus den verschiedensten Unterrichtsgebieten, die ihrem inneren Sinne nach nahe verwandt sind, müssen auch symphronistisch (ein Ausdruck Goethes) behandelt werden. Die Konzentration besteht eben nach meiner Ansicht darin, daß das in der Seele vereinzelt Dastehende, das durch die Vereinsamung dem Verblassen, dem Zerfall und dem Untergang ausgesetzt wäre, zur gegenseitigen Unterstützung, Belebung, Ergänzung und Durchdringung zusammengeführt wird, um einer einheitlichen Ausgegestaltung des Bewußtseins förderlich zu sein. So wird außerdem die so notwendige Fähigkeit, im Verschiedenen das Gleiche, im Individuum den Vertreter der Art zu sehen, angelernt und ausgebildet.

Unübertrefflich weiß Otto Willmann[19] den sittlichen und erzieherischen Wert dieses ganzen Abschnittes festzustellen, wenn er sagt: „Das ganze Völkergewimmel mit seiner ungeschlachten Naturkraft kommt nicht auf gegen die durch Einsicht gelenkte und konzentrierte, selbstbewußte Kraft eines kleinen, freien Volkes; die physische Macht, mit Sklavensinn gepaart, unterliegt dem Heldensinn, der in Pflichtbewußtsein und Vaterlandsliebe seine Quellen hat."

Unter den modernen Seeschlachten läßt sich insofern die Schlacht bei Lissa mit der von Salamis vergleichen, als auch hier eine geniale taktische Leitung den Sieg über einen an Schiffsmaterial weit überlegenen Feind davontrug. Faßt man aber den Gegensatz zwischen Europa und Asien ins Auge, so hat wohl Voltaire recht, wenn er die Seeschlacht von Lepanto zum Vergleich heranzieht. In den Questions sur l'Encyclopédie, vol. V, art. Histoire heißt es: C'est un spectacle admirable dans Hérodote, que cet empereur de l'Asie et de l'Afrique, qui prend la Thrace, la Macédoine, la Thessalie, et qui entre dans Athènes abandonnée et déserte. On ne s'attend point que les Athéniens, sans ville, sans territoire, réfugiés sur leurs vaisseaux avec quel-

[19] Pädagog. Vorträge über die Hebung der geistigen Tätigkeit durch den Unterricht, S. 49.

ques autres Grecs, mettront en fuite la nombreuse flotte du grand roi, et qu'ils forceront Xerxès à ramener ignominieusement les débris de son armée. Cette supériorité d'un petit peuple libre sur toute l'Asie esclave est peut-être ce qu'il y a de plus glorieux chez les hommes. On apprend aussi par cet événement que les peuples de l'Occident ont toujours été meilleurs marins que les peuples asiatiques. Quand on lit l'histoire moderne, la victoire de Lépante fait souvenir de celle de Salamine, et on compare Don Juan d'Autriche et Colonna à Thémistocle et à Eurybiade.

Den Schluß von Kap. 86 bringen wir in Verbindung mit dem Kap. 90. Xerxes will sich persönlich von der Haltung seiner Leute überzeugen und durch seine Anwesenheit zur Tapferkeit aneifern, gerade so wie er es bei Thermopylä getan hat. Der Ausdruck seiner Empfindungen beim Anblick der Ohnmacht der Truppen wird uns von Herodot dort mitgeteilt (VII, 212, „dreimal sprang er von seinem Sitze auf"), hier geschieht es nicht. Höchstens gehört hierher sein Ausspruch: „Die Männer sind mir zu Weibern und die Weiber zu Männern geworden" (88). Ersatz bietet Äschylus, der erwähnt, daß Xerxes, als die Zeichen der nahenden Niederlage sich mehrten, laut gestöhnt und sein Gewand zerrissen habe.[20] „Ῥήξας δὲ πέπλους κἀνακωκύσας λιγύ." Ein Bild mit verwandten Zügen lernten die Schüler schon kennen bei Caes. bell. gall. III, 14, wo Cäsar mit dem Landheer der Seeschlacht gegen die Veneter zuschaut. „Reliquum erat certamen positum in virtute, qua nostri milites facile superabant atque eo magis, quod in conspectu Caesaris atque omnis exercitus res gerebatur, ut nullum paulo fortius factum latere posset; omnes enim colles ac loca superiora, unde erat propinquus despectus in mare, ab exercitu tenebantur".

Von Kap. 87 an beginnt die Erzählung der Einzelheiten. Kap. 87, 88 und 93 (in dem hierher gehörenden Teil) fassen wir zu einer Einheit zusammen: „Bedrängnis der Artemisia, ihre Entschlossenheit und ihr Glück".

Kap. 89 bespricht den Wert des Schwimmens für die Griechen. Aus dieser Fertigkeit erklären sich zum Teil die geringen Verluste der Griechen im Gegensatz zu den Barbaren, die des

---

[20] Über den Wert des Kaulbachschen Bildes von der Schlacht bei Salamis für die Schule vgl. S. 31.

Schwimmens unkundig waren. Der zweite Teil des Kapitels läßt einen Einblick in die Verwirrung auf persischer Seite gewinnen.

Kap. 90 ist bezeichnend für die bei den Persern herrschende Uneinigkeit. Während aus demselben Kapitel in Verbindung mit Kap. 85 hervorgeht, daß die Athener nach Besiegung der Phönizier den Peloponnesiern in bundesgenössischer Opferwilligkeit nach Kräften geholfen haben, daß also offenbar bei den Griechen zur gegenseitigen Unterstützung (vgl. auch Kap. 91, wo sich Athener und Ägineten einander in die Hände arbeiten) alles ineinander griff, trat zwischen Phöniziern und Joniern Mißgunst, Zwist und Streit offen zutage. (In gewisser Beziehung herrschten ähnliche Zustände auch im deutsch-französischen Kriege.[21])

Bemerkenswert ist, daß die sonst so gerühmte Intelligenz der Phönizier (vgl. VII, 23) und ihre anerkannte Seetüchtigkeit (VII, 44) hier doch nicht ausreichten.

Der Kampf des samothrakischen Schiffes gegen das äginetische stellt ein farbenprächtiges Detailbild dar. Lehrreich ist es auch in kriegstechnischer Beziehung. Es beweist uns, welch gefährliche Waffe in kundiger Hand Pfeil und Bogen waren. In kürzester Zeit hatten die Samothraken die Bemannung des äginetischen Schiffes hinweggeschossen, um das Schiff dann selbst zu besteigen. Wir geben dem Kapitel die Überschrift: „Mangel an Korpsgeist auf persischer Seite", oder aber mit Betonung des ethischen Momentes: „Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein".

Zum Verständnis des Kap. 92 („Erlebnisse eines heldenmütigen Ägineten") ist VII, 181 Voraussetzung. Mit Pytheas läßt sich vergleichen Kynegirus (VI, 114), Mucius Scävola u. a. — Das von Herodot VII, 238 abgegebene Urteil, daß die Perser im allgemeinen tapfere Gegner zu ehren wüßten, findet in der Behandlung des Pytheas (VII, 181) seine Bestätigung.

---

[21] Während es auf deutscher Seite vorgekommen ist, daß zersprengte Truppenteile der verschiedensten Waffengattungen sich aus eigenem Antrieb sammelten, ordneten und mit Geschick und Erfolg in den Gang der Schlacht eingriffen, wurden auf französischer Seite oft die direktesten Befehle selbst der höchsten Offiziere vollständig außer acht gelassen. Nach dem Gedächtnis zitiert aus dem Werke „Der deutsch-französische Krieg 1870/71. Redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Großen Generalstabes".

Die Mitteilung über die Haltung des Adimantus (94) ist innerlich unwahrscheinlich, wenn er auch zu denen gehört hatte, die in ihrer Kurzsichtigkeit die Sache von vornherein für aussichtslos hielten. Die seltsame Geschichte von der Begegnung mit der fabelhaften Jacht regt indes nicht wenig das spekulative Interesse des Schülers an; unwillkürlich fragt er, wie eine derartige boshafte Anekdote entstanden sein kann. Man muß eben darauf hinweisen, daß verärgerte Stimmung, hervorgerufen durch Meinungsverschiedenheiten, erregte Phantasie und leichtgläubiges Nacherzählen Unglaubliches leisten können.[22]

Der Schluß dieses Kapitels zeugt wieder von der Objektivität und dem Gerechtigkeitssinne des Geschichtsschreibers. Er teilt mit, was er gehört hat, läßt aber alle Parteien zu Wort kommen.

In Kap. 95 erscheint Aristides auf dem Plane. Sein sicherer Blick verläßt ihn auch in dem entsetzlichen Getümmel und Durcheinander nicht. Mit bewundernswertem Geschick und großem Erfolg greift er ein. Er wird der Held einer kleinen

[22] Solcherlei Geschichten wiederholen sich mutatis mutandis bei jedem großen Ereignis. Beispielsweise sei an die Mitteilungen erinnert, die der Reservist Clouth vom 1. Garderegiment zu Fuß nach der Schlacht bei Königgrätz in einem im „Soldatenfreund" veröffentlichten Brief gemacht hat. Da lesen wir: „Zu unserem Ärger erfuhren wir nach der Schlacht bei Chlum, daß der kaiserliche Feldmarschall Benedek vom Kirchturm aus die ganze Schlacht geleitet und daß ein in der Nähe befindlicher Windmüller ihm mit seinen Flügeln fortwährend mitgeteilt habe, von welcher Seite der Hauptzuzug unserer Truppen stattfinde. Doch sehr bald war die Mühle zum Dank für ihre freundschaftlichen Bemühungen ein Ziel und Opfer unserer Artillerie." Vgl. M. Jähns, Die Schlacht von Königgrätz, S. 469.

„Warum sollte man, wenn wir keine anderen Nachrichten hätten, dem Reservisten Clouth nicht glauben? Er ist selbst dabei gewesen, und seine subjektive Wahrhaftigkeit ist augenfällig. Aus besseren Quellen wissen wir nun aber, daß Feldzeugmeister Benedek weder von einem Kirchturm die Schlacht geleitet noch von dem Anmarsch der Truppen, zu denen das erste Garderegiment gehörte, das geringste bemerkt hat, bis sie bereits in seinem Rücken das Dorf Chlum genommen hatten, und ein Generalstabsoffizier, auf den die Preußen schossen, dem Feldzeugmeister diese Nachricht brachte." Vgl. Delbrück, Die Perserkriege und Burgunderkriege, S. 60.

Landschlacht inmitten der Seeschlacht. Des Aristides Tat spielt bei Äschylus bekanntlich eine vielleicht zu bevorzugte Rolle. — Mit der Erwähnung der ansprechenden Weissagung des Lysistratus (96), die dem Herodot um so sympathischer war, als er zuerst auf deren Bedeutung und Erfüllung hingewiesen hat, findet unsere Auswahl der die Schlacht selbst betreffenden Kapitel ihren Abschluß.

Zur Würdigung der welthistorischen Bedeutung des Sieges von Salamis vergleiche man das über die Schlacht bei Marathon Gesagte (S. 45ff.). Es gilt hier in noch höherem Maße. Bei dem nunmehr vorzunehmenden Rückblick über die ganze Einheit (74—96) muß auf eine nachdrückliche Hervorhebung der ethischen Momente, wie wir sie S. 65ff. gegeben haben, besonders Bedacht genommen werden.

Zur letzten Vertiefung des Ganzen machen wir jetzt erst die Schüler mit dem berühmten Botenbericht aus Äschylus' „Perser" bekannt. Darauf zu verzichten wäre unverzeihlich. Die Abwechslung, die in der poetischen Darstellung liegt, erfrischt. Der Gegenstand selbst erscheint erhabener und verklärt. Ebenso wirkt die Tatsache, daß Äschylus Mitkämpfer war, auf das Interesse neu belebend (vgl. das Soldaten-Morgenlied von Max von Schenkendorf: „Und wir, ihr wackern Degen, wir waren auch dabei"). Zuerst geben wir eine mustergültige Übersetzung und bringen den Inhalt zum vollständigen Verständnis, zuallerletzt lesen wir den griechischen Text vor. Zugleich benutzen wir diese Gelegenheit dazu, den Schülern einen Begriff zu geben von der sonstigen Bedeutung unseres Dramas. Es ist das einzige uns erhaltene Stück des Altertums, das einen zeitgeschichtlichen Stoff behandelt. Vor allem muß die großartige Auffassung der Handlung von einem hohen sittlichen Standpunkt hervorgehoben werden. Nicht Menschenhand habe den übermächtigen und frevelhaft verwegenen Feind geschlagen, sondern ein Gottesgericht[23] sei herein-

---

[23] Das ist ganz die Auffassung auch des Herodot. Den unerwarteten und ungeahnten, nicht entfernt für möglich gehaltenen Erfolg der griechischen Waffen, den ans Wunderbare streifenden Umschwung der Dinge vermaßen sich selbst die Besten der Nation nicht aus menschlichen Ursachen zu erklären. Auch Herodot nicht, der sich doch in den ersten Büchern seines Werkes einer rationalistischen Denkweise eher zugänglich zeigt. Dort stand er mehr unter dem geistigen Einflusse des Heka-

gebrochen. („Das sind des Himmels furchtbare Gerichte" sagt Rösselmann im „Wilhelm Tell".) Um den Persern dies recht deutlich vor Augen zu führen, muß der Schatten des Darius selbst erscheinen und über Xerxes und seine Barbaren zu Gericht sitzen. In edler, leidenschaftsloser Weise hat der Dichter jede Ruhmredigkeit vermieden. Mit nichten wird die Tapferkeit den Siegern ins Gesicht gelobt. Kein Hohn auf den unterlegenen Gegner, kein Spott, kein Chauvinismus! Wiewohl der Sänger dieser herrlichsten aller Siegesdichtungen gegen die Heere des Xerxes persönlich gefochten hat, wußte er doch die Tragik seines Falles vollkommen zu würdigen. Und seine Zuhörer waren ergriffen von dieser Auffassung. Sie waren zugleich stolz auf die Verherrlichung der den despotisch regierten Völkern des Orients

---

täus. Hier ist er ein Kind des äschyleischen Athens. Ohne ein unmittelbares Eingreifen der Götter kann er sich den Zusammenbruch der persischen Großmacht nicht erklären (vgl. die Umschrift „Flavit Jehovah et dissipati sunt" auf der holländischen Denkmünze für das Jahr 1588). Der Gedanke, daß die sittlichen Mächte stärker seien als die materiellen Kräfte, leuchtet bei ihm überall durch. Damit hängt es vielleicht zusammen, daß der Vater der Geschichte wirtschaftlichen Dingen verhältnismäßig wenig Beachtung schenkt. „Wenn er aber (urteilt Fr. Cauer, a. a. O.) nach den alles Denken umwälzenden Erlebnissen, die ihn beherrschten, das materielle Moment gering schätzte, so war das freilich keine Anschauung, von der aus die Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens sich verstehen ließen. Aber eine national-ökonomische Theorie ist es doch auch, wenn Herodot lehrt, daß Reichtum nicht das höchste Gut und nicht die höchste Macht ist, und zwar keine schlechte Theorie." — Sicherlich müssen unsere Schüler Verständnis dafür gewinnen, daß nur ein wirtschaftlich starker Staat seine Weltstellung behaupten kann; aber schon aus sozialen Gründen, um nämlich allen edlen, aber von Glücksgütern ausgeschlossenen Mitmenschen gerecht werden zu können, müssen sie auf etwas anderes hingewiesen werden. Sie sollen wissen, daß die idealsten Bestrebungen diejenigen sind, welche einer guten Sache ohne Eigennutz dienen, und daß der innere und wahre Wert des Menschen zunächst mit seiner äußeren materiellen Stellung gar nichts zu tun hat. So hält es auch Livius III, 26 für angezeigt, die Geschichte des Quintius Cincinnatus zu erzählen, damit seine Zeitgenossen erkännten, daß wahre menschliche Größe auch ohne Reichtum denkbar sei. Es kann nichts schaden, wenn auch wir diese Wahrheit der heranwachsenden Jugend gegenüber betonen.

unfaßbaren Idee des griechischen Staates, dessen Angehörige keine Machthaber kennen und sich in freier Selbstbestimmung dem Gesetz unterordnen mit einem Gehorsam, der selbst dann nicht versagte, als der heimatliche Boden in Feindeshand war.[24]

In der gottesfürchtigen Auffassung, nur das auserwählte Werkzeug gewesen zu sein, erinnert dieser Sprecher eines selbstbewußten Volkes an die edle Denkart, die Kaiser Wilhelm I. mit den Worten bekundet: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!“ Es ist die Demut nach errungenem Sieg, die so spricht.

Ebenso betrachtet Odysseus die gelungene Vernichtung der Freier nicht als seinen Ruhm, sondern als einen Akt des göttlichen Strafgerichts, dessen Vollstrecker er nur sei. Vgl. Hom. Od. XXII, 412ff.:

„Οὐχ ὁσίη κταμένοισιν ἐπ’ ἀνδράσιν εὐχετάασθαι,
Τούσδε δὲ μοῖρ’ ἐδάμασσε θεῶν καὶ σχέτλια ἔργα“.

„Es ist nicht recht, über getötete Männer zu jubeln. Diese hat eine Fügung der Götter gestürzt und ihre Freveltaten.“

Nunmehr handelt es sich um die Frage, welchen Eindruck die Niederlage auf den Großkönig gemacht hat. Es wird genügen, die charakteristische Bemerkung Herodots zu verzeichnen: „Selbst wenn alle Welt, Männer und Frauen, ihm den Rat gegeben hätte, zu bleiben, würde er nach meinem Ermessen doch nicht geblieben sein; eine solche Furcht hatte ihn ergriffen“ (VIII, 103). Also Furcht, wohl entsprungen aus persönlicher Feigheit, war das Gefühl, das ihn vollständig beherrschte. Hochmut kommt vor dem Fall. Angst und Mißtrauen waren plötzlich an die Stelle prahlerischer Überhebung getreten. Diesen Stimmungswechsel mit seiner Bedeutung für die griechische Sache hat Curtius meisterhaft geschildert.[25] (An das schmähliche Schicksal der großen Armada Philipps II. ist bereits erinnert.) Über die Verfolgung der persischen Flotte bis Andros und die Verhandlungen daselbst genügt die Berichterstattung des Lehrers.

K. 113 bis 118.

Wir gehen dann zur Lektüre von Kap. 113—118 über. In Kap. 113 werden bereits die Vorbereitungen getroffen für den

---

[24] Aus der deutschen Literatur lassen sich hier die schwungvollen lyrischen Ergüsse des Hermann von Lingg, aus der französischen diejenigen des Valère Gille verwerten.

[25] Curtius, Griech. Gesch. II, S. 80 ff.

Feldzug des nächsten Jahres. Warum gerade Thessalien zur Überwinterung geeigneter war als jedes andere Gebiet in Griechenland, soll der Schüler beantworten. Daß Mardonius nur die auserlesensten Kerntruppen zurückbehält und diese in so bedeutender Stärke, deutet auf seine Achtung vor den griechischen Waffen und den Ernst seiner Absichten hin. Was sich der Großkönig selbst davon verspricht, liegt in seiner Antwort an den spartanischen Herold: „Fürwahr, unser Mardonius hier wird schon die Genugtuung geben, wie sie jenen gebührt".

Dieser Ausspruch, der letzte offizielle, den Xerxes auf griechischem Boden getan hat, sollte wörtlich in Erfüllung gehen, freilich nicht im Sinne des Großkönigs. Der Mensch denkt, Gott lenkt.

Den in Kap. 115 und 117 geschilderten Rückzug des Xerxes[26] mit seinen erschütternden Bildern des Jammers setze der Lehrer in möglichst wirkungsvolle Beziehung zu Napoleons Flucht aus Rußland. Das Dichterwort: „Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen" gilt auch hier[27], ebenso der

---

[26] Das Einst und Jetzt im Bilde des Xerxes schildert wirkungsvoll auch ein Gedicht „Xerxes" von A. Ferdinand Herold in „Les paeans et les thrènes".

[27] Man lese den Schülern das kraftvolle Gedicht vor, von dem gemeiniglich nur der Refrain bekannt ist. Es lautet:

„Es irrt durch Schnee und Wald umher
Das große, mächt'ge Franzosenheer.
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

„Jäger ohne Gewehr,
Kaiser ohne Heer,
Heer ohne Kaiser,
Wildnis ohne Weiser.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

„Trommler ohne Trommelstock,
Kürassier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

„Fähnrich ohne Fahn',
Flinten ohne Hahn,
Büchsen ohne Schuß,
Fußvolk ohne Fuß.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

„Feldherrn ohne Witz,
Stückleut' ohne Geschütz,
Flüchter ohne Schuh,
Nirgend Rast und Ruh'.
Mit Mann und Roß und Wagen
Hat sie der Herr geschlagen.

Ausspruch Napoleons seinem Gesandten de Pradt in Warschau gegenüber: „Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas".

Kap. 116 enthält ein Bild empörender Grausamkeit und Gefühlsroheit. Die entsetzliche Strafe verhängte der Vater nicht sowohl aus Zorn über den Ungehorsam seiner Söhne als aus Haß gegen den Großkönig. War diese Gesinnung gegen Xerxes vor dem Feldzug noch vereinzelt, so wird sie nach Eintritt des Glückswechsels an Ausdehnung wohl zugenommen haben.

Zu Kap. 118 bemerken wir, daß wir es zur Erheiterung der Schüler, jedoch unter dem Gesichtspunkt der Beurteilung des Herodot selbst (119) mitlesen lassen. Es dient zugleich als Beispiel dafür, welche Blüten die aufgeregte Volksphantasie in ereignisvoller Zeit all treiben kann. Aber mag auch die ganze Erzählung reine Dichtung und Erfindung sein, so muß man immerhin anerkennen, wie gut das widerspruchsvolle Verfahren des Großkönigs gegen den Steuermann in der ganzen Denkart eines persischen Despoten gehalten ist, wenigstens wenn die Erklärung des πλίνθος in der Szene der neapolitanischen Perservase, welche Älian gibt (vgl. S. 60), richtig ist, und es sich dort um eine stehende Einrichtung von grundsätzlicher Bedeutung handelt; denn hier wie dort zeigt das Verfahren denselben Geist.

„Speicher ohne Brot,
Aller Orten Not,
Wagen ohne Rad,
Alles müd' und matt,
Kranke ohne Wagen,
So hat sie Gott geschlagen."

Der Text steht bei Euler, Friedrich Ludwig Jahn, Sein Leben und Wirken, S. 234 f. Es war noch im Dezember 1812, als auf Jahns Stube dieses Gedicht entstand, welches anfangs in Abschriften verbreitet, bald ein vielgesungenes Volkslied von gewaltiger Wirkung wurde. Mit Unrecht gilt Arndt als Verfasser. Der Primaner des grauen Klosters, Ferdinand August (später Direktor des Köllnischen Gymnasiums zu Berlin) hat es gedichtet auf der Stube Jahns, mit dem er sehr befreundet war. Jahn hatte ihn zur Dichtung eines Spottliedes auf die „große Armee" aufgefordert und einige Stichworte dazu gegeben. August brachte das Gedicht sofort in Reim und Rahmen. Es liegt in dem Gedichte ein schauerlicher Hohn. Besser konnte der Nimbus von Napoleons Macht nicht vernichtet werden, als durch das in wenigen Strichen entworfene, nur zu wahrheitsgetreue Gemälde des entsetzlichen Schicksals der Armee, die man vor wenigen Monaten in ihrem vollen Glanze und ihrem vollen Übermut durch Preußen hatte ziehen sehen, begleitet von den Verwünschungen aller echten Vaterlandsfreunde.

K. 121 bis 125. Als nächste Einheit ergibt sich der Abschnitt Kap. 121—125. Die mitgeteilten Maßregeln gingen aus dem Gefühl der Erkenntlichkeit hervor. Dank gebührte nach der Anschauung der Griechen zunächst den Göttern, dann den Helden. Ihre Erfolge schrieben sie in letzter Linie dem gnädigen Walten der Götter zu, die ihren schwachen Kräften den Sieg verliehen. Daß man aber dem Themistokles als dem verdienstvollsten Helden nicht einmütig den ersten Feldherrnpreis zuerkennen wollte, wiewohl sein Anspruch darauf in vollem Sinne berechtigt war, wirft einen düsteren Schatten auf den Glanz der Siegesfeste. Aus Neid und Eifersucht (124) kann man sich nicht dazu entschließen. Jeder hält sich selbst für den Tapfersten. Das Gespenst der Uneinigkeit, das der kraftvolle Wille des Themistokles in der Zeit der Not verscheucht hatte, zeigt sich von neuem. Wir sehen in diesem Mangel an Einmütigkeit die Quelle, aus der später weitere Zerwürfnisse fließen, die zu schweren inneren Verwicklungen führen sollten (vgl. die germanischen Stämme nach Tacitus). Wozu man sich aber offiziell nicht verstehen will, dazu bekennt sich die griechische Volksseele und verkündet es überallhin, soweit die griechische Zunge reicht, mit siegbewußter Kraft. Daß die Spartaner bei ihrer Ehrung des Themistokles zu dem Prädikat der Klugheit auch noch den Begriff der Gewandtheit fügen, kennzeichnet die besondere Art, in der die glänzende Begabung unseres Helden stets zum Ausdruck kam. Geehrt aber wird Themistokles in Sparta, weil man dort den gewaltigen, verschlagenen Mann fürchtet, sodann auch, weil der Plan des Themistokles, im Sommer 479 durch eine Landung in Kleinasien und am Hellespont den Mardonius lahmzulegen und die Entscheidung ohne Landschlacht herbeizuführen, die lebhafte Billigung der spartanischen Regierung findet.

Mit welch würdevoller Gelassenheit und feiner Ironie Themistokles gegen untergeordnete Neider auftreten kann, bekundet der Zwischenfall mit Timodemus (125).

Themistokles war die vorwärtsdrängende Kraft, welche den Entscheidungskampf herbeigeführt hat. Ihm, dem Genie, haben seine Landsleute alles zu verdanken. Freilich erzielen selbst die Genies schwerlich weltverändernde Erfolge, wenn die allgemeine Lage keine rechte Möglichkeit bietet. Aber hier war sie gegeben. Über der Masse, die zögerte und zagte, stand turmhoch unser Held. Damit erhalten wir die Be-

stätigung des schon früher gefundenen Satzes, daß weltgeschichtliche Erfolge, wenn auch nicht ausnahmslos, das Verdienst einzelner großer Männer sind, während die Menge (Volksversammlung in Athen, Rom, Carthago, Parlament in England) sich leiten läßt, und daß für den Wert oder Unwert ihres Wirkens lediglich von Wichtigkeit ist, wer sie leitet (vgl. Perikles, Cäsar, Cromwell).

Es ist überhaupt ein Vorzug des herodotischen Geschichtswerkes von größtem didaktischem Wert, daß es uns eine ansehnliche Reihe echt typischer Heldengestalten und anderer bedeutsamer Persönlichkeiten vorführt. Wie aus dem Verlauf der bisherigen Darstellung erhellt, ziehen auf dem für uns in Betracht kommenden Gebiet griechischerseits besonders Miltiades, Leonidas, Aristides und Themistokles unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie rufen als Helden der Freiheitskämpfe nicht nur Bewunderung, sondern auch Begeisterung hervor (vgl. damit Demosthenes, Scipio, Viriathus, Vercingetorix, Armin und die bekannten Helden der deutschen Freiheitskämpfe). Zu ihnen tritt der Schüler auch ohne weitere Empfehlung und Anpreisung von seiten des Lehrers sehr bald in ein inneres Seelenverhältnis, das stand hält für die ganze Schulzeit und darüber hinaus. Die Jugend mit ihren erwachenden Kräften hat ein unwiderstehliches Bedürfnis, sich zu begeistern. Sie sucht für ihr ideales Fühlen und Denken entsprechende Verkörperungen in der Außenwelt und ist dankbar, wenn sie mit solchen bekannt gemacht wird. Der Mensch in seinem inneren Seelenleben und in seinem Auftreten nach außen übt bei der Lektüre der Schriftsteller den stärksten Reiz aus auf das Interesse des jugendlichen Herzens. Aber nicht bei jedem Schriftsteller und nicht in jedem Erzeugnis des nämlichen Autors ist dazu gleich viel Gelegenheit geboten. Je nachdem dies in sehr hohem oder nur in geringem Maße der Fall ist, bestimmt sich wenigstens zum Teil der didaktische Wert eines Schriftstellers und seine Brauchbarkeit in der Schule. Eben weil bei Herodot neben einer schier unabsehbaren Menge von hochinteressanten Beschreibungen, Schilderungen und Betrachtungen aller Art auch eine große Zahl Begeisterung erweckender Persönlichkeiten vorkommt, ist sein Werk ein wahres Muster eines pädagogischen Geschichtsbuches.

Das nähere Bekanntwerden mit bedeutenden Persönlichkeiten soll aber nicht in der Weise erfolgen,

daß man von den Männern der Geschichte abstrakt pathetisch redet. Denn dies gibt niemals fruchtbare Eindrücke. Was von allem Unterricht gilt, daß die erzielte Einsicht nur dann wirklichen Wert besitzt, wenn sie nicht etwas bloß Mitgeteiltes, sondern etwas in der Seele des Schülers unter dessen Mitarbeit Entstandenes ist, das gilt in hervorragendem Maße auch von dem Teil des Unterrichts, der das sittliche Urteil zu bilden hat, dem Umgang mit den Persönlichkeiten der Literatur und Geschichte. Die Urteile über sie müssen dadurch, daß sie der Schüler selbst findet und erarbeitet, sein eigen werden, wobei der Lehrer nur den rechten Weg zu zeigen und den Abschluß zu geben hat. So wird die Hebung der geistigen Tätigkeit erreicht durch den Anschluß an den Gang des jugendlichen Interesses, welchem die Dinge näher liegen als die Formen, welches lieber sammelt als fertige Reihen hinnimmt, welches Dargebotenes freudig verarbeitet.[28]

Diese natürliche Liebhaberei der Jugend zu beobachten, selbst zu finden, zu sammeln und zu ordnen, wollen wir in wohlüberlegter Weise in den Dienst des Unterrichts und der Erziehung stellen. Wenn wir also ein lebensvolles Bild der verschiedenen Helden zu entwerfen versuchen, so dürfen wir brauchbare Züge nicht erst nach Beendigung der Lektüre sammeln wollen, sondern dies muß dann bereits geschehen sein. So oft wir daher im Verlauf der Lektüre etwas Charakteristisches finden, wird es in das Sammelheft eingetragen; auch die kleinste Linie hat Bedeutung, denn viele Linien geben das Porträt, und die unscheinbarste Linie kann oft für den Ausdruck desselben recht viel bedeuten. Das Ergebnis der Sammlung wird in der Schule Gegenstand der Besprechung, wenn der betreffende Held vom Schauplatz seiner Tätigkeit abtritt.

Miltiades, Leonidas, Aristides und Themistokles vertreten alle den Typus des Freiheitshelden, jedoch ist jeder von besonderer Art. Miltiades ist der unternehmende Feldherr, der als hervorragender Taktiker in kongenialer Nachahmung der Mutter Natur mit geringen Mitteln Staunenswertes leistet. Leonidas gibt der Welt das Beispiel, daß der wahre Held den Tod

[28] Vgl. Willmann a. a. O., S. 118.

in der Schlacht dem Verlust der Freiheit und Ehre unbedenklich vorzieht. Aristides stellt sich dar als der edle Patriot, der in selbstloser Liebe zum gemeinsamen Vaterland die ihm von den eigenen Mitbürgern zugefügte Kränkung der Verbannung vergißt und ungerufen in der Zeit äußerster Not seine Kräfte dem Gemeinwesen zur Verfügung stellt. Themistokles liefert das Bild des genialen, weitschauenden Staatsmannes im allgemeinen und des listigen Schlachtendenkers im besonderen, der die rohe, ungefüge Kraft des Gegners durch weise Berechnung zu Fall bringt. Auf Einzelheiten lassen wir uns hier indes nicht ein, weil wir Raum gewinnen wollen, um uns mit einer anderen Persönlichkeit näher zu befassen, die zwar nichts weniger als heldenhaft ist, die aber trotzdem unstreitig Anspruch auf Beachtung erheben kann. Es ist Xerxes, das echte Bild eines Despoten. Der Reiz, dieses Charakterbild zu entwerfen und auszumalen, ist um so verlockender, als Herodot selbst sein Urteil nirgends zusammengefaßt hat. Ungeheuer war der Eindruck, den diese Herrschergestalt auf die Phantasie des griechischen Volkes gemacht hat; auch die Vorstellungskraft des Schülers wird von dieser Persönlichkeit mächtig ergriffen. In ein inneres Verhältnis seelischer Teilnahme im Sinne wohlwollender Zuneigung können sich die Schüler zu ihm freilich nicht versetzen; aber er ist für sie der Gegenstand lebhaftesten Interesses um dessentwillen, weil sein Wesen so ganz von demjenigen eines Fürsten in einem modernen Kulturstaat verschieden ist, und weil sie von vornherein fühlen, daß seine ganze Lebensanschauung ihm trotz seiner Machtmittel bittere Enttäuschung bereiten wird. Dennoch wird eine Charakteristik dieses Mannes mit Angabe der Nachweise zur Förderung des sittlichen Urteils viel beitragen. Ohne ein genaues Studium dieser geschichtlich hochbedeutsamen und typischen Persönlichkeit können wir die sittlichen Ideen der herodotischen Geschichtsauffassung gar nicht verstehen. Die ganze Geschichte der Perserkriege soll den Nachweis bringen, daß Vermessenheit und frevelhafter Übermut eines Herrschers durch das Walten einer sittlichen Weltordnung schließlich gerichtet wird. Die Verkörperung der Hybris erblickt aber Herodot gerade in Xerxes. Es ist also unerläßlich, hier den verderblichen Einfluß auf ihr Opfer im einzelnen zu verfolgen und festzustellen. Die Entwicklung der Handlung selbst knüpft sich ja vorzugsweise

an die Person des Xerxes, er bildet deswegen unstreitig den Mittelpunkt. Man kann geradezu sagen, des Xerxes Übermut und Fall ist der Inhalt der die Perserkriege speziell betreffenden Bücher.

Weil mit dem Ende des achten Buches die persönliche Anwesenheit des Xerxes in Griechenland aufhört und seine Rolle in diesem Lande nunmehr ausgespielt ist (was nicht ausschließt, daß wir späteres, wie VIII, 140, noch dabei berücksichtigen; auch IX, 108—113 soll noch herangezogen werden, jedoch genügt hier mündliche Berichterstattung des Lehrers), so ist hier der richtige Platz, die über ihn gesammelten kennzeichnenden Merkmale geordnet vorzuführen. Man könnte daran denken, die Charakteristik des Xerxes in der Weise gegliedert zu geben, daß man ihn etwa betrachtet 1. als Herrscher, 2. als Heerführer, 3. als Menschen. Indessen greifen die mitzuteilenden Züge auf diesen drei Gebieten vielfach dermaßen ineinander über, berühren und verschmelzen sich mitunter so innig, daß die Vorführung in einer einzigen Kettenreihe vorzuziehen ist, deren Glieder in psychologischer Verknüpfung aufeinander folgen.

1. Xerxes hält auf Tradition und hat Ahnenstolz (VII, 8; VII, 11).

2. So ist erklärlich, daß er als eifriger Anhänger der Eroberungspolitik erscheint, die Tradition (Nomos) in seinem Hause ist (VII, 8).

3. Sein Ehrgeiz verbietet ihm daher, hinter seinen Vorgängern zurückzubleiben (VII, 8), vielmehr will er noch umfangreichere Eroberungen machen als sie.

4. Deswegen spielen unter seinen Beweggründen die Vergeltung und die Rache an den Athenern nicht die einzige Rolle. Von ihnen spricht er erst an zweiter Stelle (VII, 8).

5. Vorherrschend unter seinen Motiven sind Ländergier und Ruhmsucht (VII, 8).

6. Aber beide gehen bei Xerxes ins Maßlose. Deswegen zeitigt seine Leidenschaft für Ländererwerb Größenwahn. Der Äther des Zeus soll erst Grenze sein. Seine Ruhmsucht ist von prahlerischem Hochmut begleitet. So stellt er sich in eitler Selbstverherrlichung einen Triumphzug durch ganz Europa in Aussicht (VII, 8).

7. In seinem Größenwahn und in der Schrankenlosigkeit

seines Begehrens sträubt er sich dagegen, die menschliche Ohnmacht den elementaren Gewalten gegenüber anzuerkennen, und verhängt Strafen über Meer und Sturm, die seine Werke zerstören (VII, 35). Daß er sich bei allen vernünftigen Menschen lächerlich macht, kümmert ihn nicht, weil er sein Denken und Tun allein für maßgebend hält.

8. Bar jedes Rechtsgefühles, betrachtet er das Erobern als Selbstzweck. Dabei macht er sich kein Gewissen daraus, auch die Unschuldigen seine Gewalttätigkeit fühlen zu lassen (VII, 8).

9. Denn ein menschenwürdiges Untertanenverhältnis kennt er nicht. Für ihn gibt es nur Knechte und Sklaven. Die neu unterworfenen Völker sind es erst recht (VII, 8).

10. In auffallendem Gegensatz zu seinem auf eitler Verblendung beruhenden Sicherheitsgefühl steht auf der anderen Seite doch wieder ein gewisses Mißtrauen gegen seine eigene Einsicht und die Richtigkeit seiner Pläne. Nur dieses Mißtrauen ist die Ursache, warum er in wichtigen Dingen die Ansichten seiner Umgebung hören will (VII, 8, Schluß).

11. Der schlecht verhehlte Mangel an Selbstvertrauen erzeugt großen Wankelmut (VII, 11—19).[29]

---

[29] Daß Xerxes auch ein in hohem Maße abergläubischer Mann gewesen sein muß, kann man nach seinem sonstigen Gebaren ohne weiteres annehmen. Nur hüte man sich, dies daraus schließen zu wollen, daß er großen Wert auf Träume legt, die für ihn manchmal in den wichtigsten Staatsfragen die Entscheidung geben (VII, 12 ff.).

Die landläufige Ansicht über die Bedeutung der Träume im Leben der Alten, die in ihrer Wertschätzung nur Aberglauben sieht, ist verbesserungsbedürftig (vgl. Seite 16). Der Glaube an den Wert der Träume war dem Altertum kein Aberglaube, sondern ein Teil der normalen Physiologie. Hippokrates überliefert bekanntlich, daß nach Ansicht der Alten die Träume aus dem Blute stammen. Das Blut ist aber der ganzen humoralpathologischen Schule die Grundlage des Lebens. Wenn im Schlafe der Wille und die Außenwelt abgeschlossen ist, so beginnt dem Hämatiker (Urhumoralpathologen) das abstrakteste persönliche Leben. Diese Auffassung muß doch dem Traum die höchste Bedeutung gerade beim Rationalisten jener Zeiten verleihen. Die Medizin der alten Völker war mindestens ebenso logisch, wenn nicht noch logischer als das heutige Gebäude; aber die Grundlagen waren nachweisbar falsch. Die pneumatische Schule, die in der Atmung die Grundlage des Lebens sieht, beachtet die Träume nicht. In Ägypten, wo die Medizin überwiegend pneumatisch ist, spielen des-

12. Denn Eitelkeit und falscher Stolz verbieten ihm, einen gegenteiligen, wenn auch noch so wohlgemeinten und gutbegründeten Rat anzunehmen. Die Wahrheit kann er nicht hören, wenn sie gegen ihn spricht. Überhaupt verträgt er keinen Widerspruch (VII, 10 u. 11).

13. Seine verletzte Eitelkeit erzeugt unbezähmbaren Jähzorn, in dem er die Pietät gegen das Alter und die nächsten Blutsverwandten aufs empörendste verletzt (VII, 11). Einmal nur stellt sich Sinnesänderung und Reue ein, sogar Abbitte leistet er (VII, 12 u. 13).

14. Dagegen ist er den schamlosesten Schmeicheleien zugänglich (VII, 9 Anfang und VIII, 68).

15. Diese Schwäche des Xerxes ist so groß, daß er, der sich als Selbstherrscher so sehr fühlt, von Günstlingen, die seiner Eitelkeit frönen, wie z. B. Mardonius (VII, 5), ganz geleitet wird (VII, 9 und VIII, 100).

16. Nur seine Eitelkeit ist es auch, die ihn manchmal veranlaßt, fürstlich zu belohnen (VII, 29).

17. Aber seine Laune ist unberechenbar und wetterwendisch, so daß er gegen die nämliche Person, die er eben noch in der ausschweifendsten Weise mit Geschenken bedacht hat, auch wieder die entsetzlichste Grausamkeit zeigen kann. Ob schuldig oder nicht schuldig, gilt ihm gleich (VII, 39; VIII, 118).

18. Die Roheit seines Herzens bekundet Xerxes noch besonders dadurch, daß er unnötigerweise die ganze Öffentlichkeit zum Zeugen seiner Grausamkeit macht (VII, 39).

---

wegen die Träume keine Rolle. In Mesopotamien dagegen ist der Traum ausschlaggebend. Hier war die Medizin lange Zeit hämatisch, dann wird sie durch Gründung der Schule Niniveh pneumatisch. Durch den griechischen Arzt Demokedes, dessen reich bewegtes Leben Herodot in geradezu novellistischem Ton mit großem Behagen schildert (III, 125 ff.), erfolgte die hämatische Rückbildung.

Der Traumdeuter ist eine hochwissenschaftliche, medizinische Person, vergleichbar mit einem modernen Nervenphysiologen. In der Bibliothek von Niniveh fanden sich 42 Tafelfragmente, die sich auf die Deutung von Träumen beziehen. Und hier setzte bei Bedarf eine vorbeugende Therapie ein, da auch drei Tafeln erhalten sind mit Vorschriften gegen die Folgen übler Träume. Vgl. Felix Oefele, Vorhippokratische Medizin Westasiens, Ägyptens und der mediterranen Vorarier im Handbuch der Geschichte der Medizin von Neuburger und Tagel, I. Bd., Jena 1901.

19. So ist es begreiflich, daß er wahre Großmut, die aus Herzensgüte entspringt, nicht kennt. Was Herodot selbst Großmut an Xerxes nennt, ist es nur scheinbar; die schonende Behandlung des Sperthias und Bulis entspringt vielmehr boshafter Berechnung (VII, 136).[30]

20. Denn er ist immer und überall ein abstoßender, krasser Egoist. Auch wo er über die Unzulänglichkeit der menschlichen Natur zu Tränen gerührt wird, entbehrt diese Gemütsbewegung nicht eines selbstsüchtigen Grundes. Wenn nämlich die Natur mit ihm allein in der Kurzlebigkeit eine Ausnahme gemacht hätte, würde er VII, 46 ein anderes Gebaren zur Schau getragen haben.

21. Als Egoist ist er vor allem auf die Sicherheit seines eigenen Lebens übermäßig bedacht, so wertlos ihm das der anderen ist. Übertriebene Vorsicht zeigt er beim Übergang über den Hellespont (VII, 55). (Man vergleiche damit die Haltung Alexanders des Großen beim Übergang nach Asien. Er war der erste, der den asiatischen Boden betrat. „Mein ist Asien . . . .“.) Den Schlachten bei Thermopylä und Salamis sieht er nicht anders als aus sicherer Ferne zu (vgl. VIII, 118).

22. Schon daraus ist der Schluß gestattet, daß er nichts weniger war als ein Vorbild des Mutes und der Tapferkeit für seine Truppen.

23. Vielmehr war kleinmütige Verzagtheit und vor allem Feigheit ein sehr hervorstechender Zug in seinem Wesen (vgl. Xerxes nach der Schlacht bei Salamis mit Friedrich dem Großen und den Römern). Fassungslos gibt er sogleich alles für verloren; von anderen muß er zur Beherztheit aufgemuntert werden und hat Mühe, in seinem Verhalten die königliche Würde zu wahren (VIII, 100 u. 103). Die Feigheit des Großkönigs macht den Sieg der Hellenen erst vollständig. Dahin gehört auch die Erwähnung der Tatsache (vorgreifend ziehen wir jetzt schon VIII, 140 heran), daß Xerxes, der die gänzliche Besiegung und endgültige, bedingungslose Unterwerfung und Knechtung der Athener für unerläßlich erklärt hat, sich aus eigenem Antrieb in Verhandlungen mit den Athenern einläßt und erstaunlich große Nachgiebigkeit zeigt.

24. Seine Feigheit erstreckt sich auch auf sein Verhältnis

---

[30] Vgl. S. 90.

zur Wahrheit. Vor Vorspiegelung falscher Tatsachen schrickt er nicht zurück (VIII, 24).

25. Mittel, wie dieses Vertuschungssystem, bedarf er eben, weil er eine Einwirkung auf die edlen Triebe im Menschen nicht kennt.

26. Denn von seinen Mitmenschen hat Xerxes überhaupt eine sehr geringe Meinung, z. B. hält er eine verdienstvolle Tat aus Liebe zum Guten kaum für möglich (VII, 237).

27. Geißelhiebe sind ihm das wirksamste Regierungsmittel.

28. Dagegen geht ihm das Verständnis für den Wert geistiger und sittlicher Kräfte im Leben der einzelnen wie ganzer Völker vollständig ab (VII, 103). Numerische Überlegenheit und durch Gewaltmittel erzwungener sklavischer Gehorsam verbürgen ihm den Sieg. Vaterlandsliebe, Freiheitssinn, auf vernünftiger Einsicht beruhenden Gehorsam, freiwillige Unterordnung kennt er nicht. Feine Berechnung gegenüber der ungeschlachten, rohen Kraft weiß er überhaupt nicht zu würdigen (VII, 103).

29. In Übereinstimmung damit trägt er eine empörende Menschenverachtung zur Schau (VII, 103: „Tapferer wider ihre Natur").

30. Weil er an keine sittlichen Mächte glaubt, welche die Leidenschaften und die bösen Neigungen bezähmen und so innerlich freimachen, kann er sich auch nicht vorstellen, daß die Einräumung politischer Freiheit etwas Heilsames im Gefolge haben könne. Nein, geknechtet will er die Welt vor sich liegen sehen; ohne materielle und sittliche Schranken will er die Taten seiner Vermessenheit und Hoffart vollbringen. So paßt der Spruch des Bakis (VIII, 77) recht gut auf ihn, in dem er genannt wird „der Sohn des Übermuts, der von maßlosem Trachten erfüllt ist und wähnt, daß alles ihm untertan sei".

31. Nachdem er nacheinander die Rechte fremder Völker verhöhnt, die Achtung vor dem Alter und seinen nächsten Verwandten gröblich verletzt, den Groll und die Erbitterung seiner Untertanen durch Ungerechtigkeit und Grausamkeit wachgerufen, selbst an der leblosen Natur seine Wut ausgelassen hat, scheut er auch vor dem Unerhörten nicht zurück, indem er sich an dem Leib des heldenhaft gefallenen Gegners vergreift und ihn verstümmeln und entehren läßt (VII, 238), indem er sich kein Gewissen daraus macht, selbst die Bilder und Tempel der Götter einzuäschern.

32. Nicht einmal das furchtbare Unglück, das über ihn gekommen, bewirkt innere Umkehr und Sinnesänderung. Im Gegenteil, eine despotische Laune, gemeiner Sinnlichkeit entsprungen, befleckt ihn mit den schrecklichsten Greueln, deren die menschliche Natur fähig ist. Ohne Scheu tritt er die Rechte und die heiligsten Gefühle seines ehrbaren Bruders mit Füßen. Er schrickt vor Blutschande und Verwandtenmord nicht zurück und vergiftet alles durch sein ärgerniserregendes Gebaren (IX, 108 bis 113).

So ist Xerxes das scharf ausgeprägte Bild eines despotischen Herrschers im schlimmsten Sinne des Wortes. Auch bei ihm kam Übermut und Frevelsinn vor dem Fall. Man sollte meinen, daß die abschreckende und abstoßende Kraft dieser typischen Erscheinung sich in wohltätiger Weise für alle späteren Zeiten fühlbar gemacht habe; und doch hat uns noch die neuere Geschichte einen Herrscher gebracht, der wenigstens seiner despotischen Natur nach dem Xerxes sehr nahe steht und viele verwandte Züge zeigt. Es ist Napoleon I. Auch er setzte Macht und Brutalität mit gleicher Rücksichtslosigkeit an die Stelle des Rechts, auch er war ein erbarmungsloser Egoist von maßloser Herrschsucht und unersättlicher Ländergier. Auch sein Sturz erhebt Anspruch auf hohe sittliche Bedeutung. — Man lasse die Lehren der Geschichte nicht außer acht, selbst wenn sie noch so selbstverständlich und alltäglich zu sein scheinen; denn alles kann sich wiederholen, wenn auch unter veränderten Verhältnissen und Formen.

K. 140 bis 144.

Wir wenden uns nunmehr zu den Kap. 140—144. Über das, was dazwischen liegt, wird kurz berichtet. Es ist minderwertig im Vergleich zu den genannten Kapiteln, sowohl was die Beziehung zur Haupthandlung betrifft, als auch hinsichtlich des didaktischen Wertes.

Xerxes ist in Sardes, die beiderseitigen Flotten halten sich in respektvoller Entfernung voneinander, die Welt erwartet von Mardonius den Hauptschlag, da zieht er es auf Veranlassung des Xerxes vor, sein Glück mit diplomatischen Mitteln zu versuchen. Die Athener sollen auf gütlichem Wege gewonnen werden. Es handelt sich um ein durchaus neues Ereignis im politischen

Leben. Die Athener konnten stolz darauf sein, daß ein so hochmütiger und tapferer Gegner sich herabließ, um ihre Gunst zu buhlen. Es hing von dem Grade ihrer Besonnenheit und von dem Maße ihrer sittlichen Stärke ab, ob sie dieser heftigen Versuchung zum Opfer fallen sollten oder nicht.

Der Zeitpunkt, Unterhandlungen anzuknüpfen, war gut gewählt. Denn Mardonius war zu Ohren gekommen, daß die Beziehungen zwischen Athen und Sparta damals nicht die besten waren. Dazu hatten die Athener durch den Sturz des Themistokles, die Spartaner durch ihre Interessenpolitik beigetragen. Auf diese Verstimmung baute Mardonius.

Eine eingehende Betrachtung des Kap. 140 lehrt uns, daß die Versuchung in Gestalt von drei Personen naht, wenn auch nur eine anwesend ist. Derjenige, welcher die Initiative ergreift, ist kein Geringerer als Xerxes selbst. Was er den Athenern sagen läßt, soll als ein Ausfluß von Großmut gelten. Alles soll vergeben und vergessen sein, dazu weitestgehender Schadenersatz, Länderzuwachs und Autonomie, wenn sich die Athener vom Hellenenbund lossagen und ein Bündnis mit den Persern schließen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Zugeständnisse sehr groß waren. Daß sie aber mehr in die Form eines Gnadenaktes gefaßt wurden, mußte die Athener schon von vornherein unangenehm berühren.

Nunmehr wird im zweiten Teil des Kap. 140 die von Xerxes ausgegangene Anregung von Mardonius aufs entschiedenste befürwortet. Im Mittelpunkt seiner Kundgebung steht der Hinweis darauf, daß die Macht der Griechen der Unerschöpflichkeit persischer Hilfsmittel nach menschlicher Berechnung schließlich doch unterliegen müsse. Ferner macht Mardonius ebenfalls mit Recht darauf aufmerksam, daß eine zweite Gelegenheit zur Verständigung wohl niemals wieder eintreten werde.

Die letzte und höchste Steigerung erfährt der ganze Vorgang durch die Wärme der Empfehlung von seiten des persönlich auftretenden Vermittlers. Es ist Alexander von Mazedonien. Er ist ein gewandter Diplomat. Weil er überreden will, sucht er sofort seinen eindringlichen Vorstellungen die unentbehrliche Grundlage zu geben. Sie besteht in der Versicherung seiner treuen und aufrichtigen Gesinnung. Damit will er auf das Gemüt wirken und Vertrauen erwecken. Deswegen klingt auch der Schluß seiner Rede in eine Einwirkung auf dieselbe

Seite menschlichen Wesens aus. Er greift die Athener an ihrem Ehrgeiz und an ihrer Eitelkeit an. In dem ausnahmsweise allein den Athenern gegenüber bewiesenen Entgegenkommen des Xerxes liege eine große Auszeichnung. Vor aller Welt werde dadurch die Bedeutung Athens anerkannt. Im Verlauf seiner sonstigen Auseinandersetzungen wendet er sich mehr an die Einsicht der Athener. Die Unmöglichkeit eines dauernden Widerstandes sei doch unleugbar bei vernünftiger Überlegung aller einschlägigen Verhältnisse. Außerdem weist er auf die für den gegenwärtigen Feldzug unstreitig höchst ungünstige Lage Attikas hin. Daran schließt sich dann die Aufforderung, in die dargebotene Hand einzuschlagen.

Das ganze Auftreten Alexanders beweist uns, daß seine Wahl kein Fehlgriff war. Er ist das richtige Bild eines Vermittlers, er ist der ehrliche Makler, wie er sein soll. Ein feiner Kenner der beiderseitigen Verhältnisse genießt er das unbegrenzte Vertrauen beider Parteien; ebenso ist seine Absicht, einen Vergleich zu beiderseitigem Nutzen herbeizuführen, aufrichtig und gut gemeint, wie wir schließlich auch annehmen dürfen, daß er sich persönlich für die Sache an sich aufs lebhafteste interessiert hat.

Die Schlußbemerkung in Kap. 141 („Mit Fleiß taten sie dies, um den Lakedämoniern ihre Gesinnung kundzugeben") verdankt wohl ihre Entstehung einer Stimmung des Verfassers in späterer Zeit, als es nämlich galt, ein undankbares Griechenland an die großartigen und unbestreitbaren Verdienste Athens in den Freiheitskriegen zu erinnern. Daß die Gesandten der Spartaner in Gegenwart Alexanders ihre Sendung vollbringen und das Wort ergreifen, verleiht der eigenartigen Situation eine gewisse dramatische Gestaltung und ebensolche Wirkung. Der ganze Hergang steht unter dem Zeichen des Neides und Wettbewerbes, der alle Kräfte der Überredungskunst zur Entfaltung bringt.

Die Rede der Spartaner (142) steht an sittlichem Gehalt sehr tief. Was die Gesandten vorbringen, trägt den Stempel gleißnerischer Unwahrheit.

Die logische Verknüpfung der ganzen Rede besteht darin, daß ohne weitere Einleitung eine Aufforderung, die den Gegenstand der Verhandlung enthält, an die Spitze gestellt wird. Unmittelbar darauf folgt die dreifache Begründung hierfür. Ein

Zugeständnis, das sich daran anschließt und die Überredung erleichtern soll, veranlaßt zum Ausgleich ein Versprechen; gestützt hierauf wiederholt der Sprechende seine Bitte und sucht sie durch Hinzufügung eines allgemeinen Schlußgedankens nochmals zu bekräftigen. Danach dürfte die Rede inhaltlich folgendermaßen zu gliedern sein:

I. Hauptgedanke: Die Athener sollten die Vorschläge der Barbaren nicht annehmen, sondern Hellas treu bleiben.
   1. Begründung: a. die Ehre erfordere es.
      b. Recht und Billigkeit verlangten es; denn um der Athener willen habe der Kampf begonnen, in den die anderen Griechen hineingezogen worden seien.
      c. Die ganze Vergangenheit und geschichtliche Entwicklung Athens gebiete es. Athen sei von jeher der Hort der Freiheit gewesen; wie sollte es jetzt zur Quelle werden, aus der schmachvolle Knechtschaft über Hellas ströme?
   2. Zugeständnis: Daran schließt sich in einräumendem Sinne die Anerkennung der höchst traurigen Lage der Athener, die
      a. ohne Ernte und Aussaat,
      b. ohne Obdach und Mittel seien.
   3. Versprechen: Trotzdem hätten die Athener keinen Grund zu verzagen; denn die Spartaner und deren Bundesgenossen erklärten sich bereit, die Verpflegung und Versorgung aller athenischen Nichtkombattanten für die Dauer des Krieges unentgeltlich zu übernehmen.

II. Aufforderung: Nur sollten sie der verführerischen Versuchung nicht unterliegen.

III. Schlußgedanke: Alexander habe zwar verbindliche Worte gesprochen, er sei aber im Grunde genommen auch nur ein Tyrann, und eine Krähe hacke der anderen nicht die Augen aus. An die Hintermänner müsse man denken, an Xerxes und Mardonius, Barbaren, denen Treue und Wahrheit unbekannte Begriffe seien.

Die Kennzeichnung des Barbarentums, die in den Schlußworten („bei den Barbaren ist kein Vertrauen und keine Wahrheit“) liegt, erinnert lebhaft an die Charakteristik Hannibals

bei Liv. XXI, 4, 9: perfidia plus quam Punica, nihil veri, nihil sancti, nullus deum metus, nullum ius iurandum, nulla religio.

Die Antwort, welche die Athener nach beiden Seiten hin geben, ist wegen der edlen Gesinnung, die sich darin ausspricht, berühmt und bleibt ewig denkwürdig. Der sittliche Wert der beiden Kundgebungen ist sehr beachtenswert, reich der sonstige Gedankeninhalt.

In ihrer Antwort an Alexander äußern sich die Athener folgendermaßen: 1. Die Überlegenheit der Perser an Hilfsmitteln sei auch ihnen nicht unbekannt. 2. Gleichwohl seien sie gesonnen, den Kampf bis zum äußersten fortzusetzen. 3. Der Tod sei ihnen lieber als die Knechtschaft. 4. Nur sie könnten auf den Beistand der Götter rechnen. 5. Solange die Sonne noch ihre Bahn wandle, gebe es keine Gemeinschaft zwischen ihnen und Xerxes. 6. Alexanders Mühe sei umsonst; ohne es zu wissen, kränke er sie mit seinen Anträgen. 7. Er möge derartiges nicht mehr versuchen, sonst müsse er auf ihre Freundschaft verzichten.

Die nach Inhalt und Form meisterhafte Rede der Athener an die Spartaner gliedert sich folgendermaßen:

Einleitender Gedanke: Vom Nebenmenschen Arges zu denken, ist nur allzu menschlich. Im vorliegenden Fall müssen wir aber gegen jeden Argwohn Verwahrung einlegen.

I. Hauptteil (Darlegung des Standpunktes):

1. Nicht für alle Schätze der Welt ist uns unsere und Griechenlands Freiheit und Selbständigkeit feil.
2. Selbst wenn wir an einer Verständigung mit dem persischen Machthaber Gefallen fänden, wäre die Verwirklichung dieses Verhältnisses unmöglich; denn es ständen ihr entgegen a. die ernstesten religiösen Bedenken, b. natürliche Schranken in Gestalt des alle Griechen umschlingenden Bandes der gemeinsamen Abstammung, Sprache und Bildung.

II. Hauptteil: Die angebotene Unterstützung in bezeichneter Richtung lehnen wir mit Dank ab und behelfen uns, so gut es geht.

III. Hauptteil: Dagegen bitten wir dringend um sofortige, tatkräftige militärische Hilfeleistung gegen Mardonius.

Der Prüfstein der Tugend ist die Versuchung. Erst wenn jemand auf irgend einem Gebiet des sittlichen

Lebens alle Versuchungen siegreich überwunden hat, kann man von ihm sagen, daß er stark ist. Je heftiger die Versuchung, desto größer die bewiesene Tugend. Es kann jemand leicht von seiner Vaterlandsliebe sprechen, solange er noch nicht in die Gefahr gekommen ist, durch Eröffnung der glänzendsten Aussichten zum Verrat verführt zu werden. Ist aber seine Treue selbst im Kampfe mit den verlockendsten Versuchungen nicht unterlegen, dann ist die Liebe bewiesen und bewährt.

Etwa in dieser Beleuchtung müssen wir die Haltung der Athener betrachten, wenn wir ihre Heldenhaftigkeit ganz begreifen wollen. Ihre Lage war trostlos: das Land greulich verwüstet, die Stadt eingeäschert, die Not der Greise, Frauen und Kinder schrie zum Himmel, dazu Mißgunst und Undank bei den eigenen Stammesgenossen und Aussichtslosigkeit im Kampfe mit einem übermächtigen Gegner. Da tritt die Versuchung in der verführerischsten Gestalt an die Athener heran und verspricht Reichtum, Macht, Länderzuwachs und Befriedigung des politischen Ehrgeizes in überschwenglichem Maße.

Mögen auch viele eine Zeitlang schwankend gewesen sein, Aristides tritt als zuverlässiger Ratgeber auf. Er belehrt seine Volksgenossen, daß das Schicksal Griechenlands in den Händen der Athener liege, und mit aller Entschiedenheit weisen sie die persischen Anerbietungen von sich.

Die Hochherzigkeit der Athener ist einzig in ihrer Art und verdient ewig gepriesen zu werden. Keine schnöde Gewinnsucht kann sie verführen, die heiligsten Interessen preiszugeben. Sie sind sich ihrer aus religiösen und nationalen Rücksichten gebotenen Pflichten tief bewußt und erklären, sich lieber bis auf den letzten Mann aufopfern als einen Vergleich mit dem Erbfeind eingehen zu wollen. Auch ihren Opfermut den Spartanern gegenüber müssen wir bewundern. Sie verzichten auf Unterstützung für sich selbst und verlangen nur militärische Hilfeleistung im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt.

Mächtig und ergreifend ist der Eindruck, den dieser Beweis von Heldenmut und Pflichtgefühl auf die Jugend machen muß, und in vollem Sinne ist es wahr, wenn behauptet wird, „daß Herodot als Darsteller der Größe eines freien Volkes unter dem Schutze der Gottheit ein Historiker

auch noch für die Gegenwart ist".[31] Und wenn Zorn[32] in apologetischer Weise den begeisterten Ausspruch tut, „daß es in der Tat nichts gibt, was so geeignet wäre, die heilige Flamme der Vaterlandsliebe zu entzünden, zu nähren und zur gewaltigsten Begeisterung zu entfachen als die Vorbilder, die uns hierfür das klassische Altertum darbietet", so finden wir diese Hochschätzung recht begreiflich, wollen uns dabei aber doch zu der Ansicht bekennen, daß der im siebenjährigen Krieg und in den deutschen Befreiungs- und Einheitskriegen bewiesene Heldengeist dem der Griechen und Römer nichts nachgibt.

Der vorliegende Gegenstand ist noch in einer anderen Beziehung beachtenswert. Er bietet Gelegenheit, den wichtigen Begriff der Ehre, dessen Behandlung im erziehenden Unterricht von großer Bedeutung ist, entwickeln zu lassen, beziehungsweise auf ihn zurückzukommen. Denn schon in Untersekunda konnte oder mußte vielmehr davon die Rede sein in Ciceros Rede de imp. Cn. Pomp. 11 und 14, wo das Ehrgefühl der Römer erregt werden soll. Letzteres ist nur der Sinn und das Verständnis für das hohe Gut, das wir unter dem Wort „Ehre" verstehen. Die Ehre selbst ist der sittliche Wert und dessen Anerkennung vor dem Träger einerseits und vor der Welt andererseits. Es gibt mithin eine äußere Ehre, die in die Augen springt, und eine innere Ehre, welche vor das Gewissen tritt und gleichbedeutend ist mit der auf Selbstachtung beruhenden sittlichen Würde. Beides stellt sich gewöhnlich, aber nicht immer mit Notwendigkeit ein, wenn dem ganzen Umfang der inneren und äußeren Verpflichtungen, die mit Recht an uns gestellt werden, gewissenhaft Genüge geschieht.

Unabweisbare, heilige Pflicht eidgenössischer Staaten ist das Einstehen aller für einen und eines für alle. In letzterem Falle befinden sich an unserer Stelle die Athener. Sie wahren ihre Ehre, hier nationale Ehre, mit allen Kräften, auch ohne einer äußeren Anregung zu bedürfen; denn sie haben ein feines Gefühl für diese Seite menschlicher Lebensauffassung. Und wenn wir die Athener hier als die Starken und deswegen Begehrten

---

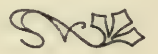
[31] Geist, „Was bieten die antiken Schriftsteller der modernen Jugend?" I. Teil, „Die Historiker", S. 80.

[32] „Für das humanistische Gymnasium", Rede gehalt. b. d. Übergabe des Protektorats der Königsb. Albert.-Universität am 15. April 1888 von Phil. Zorn, o. ö. Professor der Rechte. S. 30.

betrachten, die ihren Schutz auch den kleineren stammverwandten Staaten nicht versagen, so erwächst hieraus eine Beziehung zu der aus der mittelalterlichen Literatur bekannten Ritterpflicht, deren Hauptgegenstand der Schutz der Schwachen und Hilfsbedürftigen war.

Bis jetzt hat sich also der Sinn der Athener für nationale Ehre in der Geschichte immer glänzend bewährt. Die spätere Geschichte Athens bietet freilich ein weniger erfreuliches Bild. Im Zeitalter des Demosthenes, wo die politischen Ideale verblaßt waren, war auch das Gefühl für nationale Ehre mehr oder weniger getrübt, ja vielfach ganz geschwunden. Auf die sittliche Höhe seines Standpunktes wenigstens konnte der Redner die Männer Athens nicht emporheben. — In der Demostheneslektüre[33] der Prima wird der Ehrbegriff eine ganz hervorragende Rolle spielen, dessen Lehre aber erst durch die Lektüre von Lessings Minna von Barnhelm und Sophokles' Aias vervollständigt wird.

[33] Vgl. Dettweiler, Eine Demosthenesstunde in Unterprima, Lehrproben 10.





Es ist unbestreitbar, daß uns das neunte Buch die sittliche Größe des Griechenvolkes nicht in dem Maße zur Anschauung bringt wie die vorausgegangenen Teile des Geschichtswerkes. Die ruhmreichen Kämpfe bei Marathon, Thermopylä und Salamis bilden in dieser Beziehung den Höhepunkt. Sie müssen demnach wegen ihres didaktischen Wertes im Unterricht vor allem berücksichtigt werden. Nichtsdestoweniger können wir auf das neunte Buch nicht verzichten. Denn auch hier finden wir vieles in Personen, Situationen und Vorgängen, was das Interesse in hohem Maße erregt und erzieherisch sehr wertvoll ist. Zudem kann man auch aus sachlichen Gründen das neunte Buch nicht entbehren. Hauptsächlich hat die Schlacht bei Platää hohe geschichtliche Bedeutung; denn sie vervollständigt das sonst unbefriedigend wirkende Bild der griechischen Freiheitskämpfe. Mag auch bei Marathon, Thermopylä und Salamis die zuversichtliche Hoffnung der Feinde enttäuscht, ihr Dünkel zuschanden gemacht, ihr Mut erschüttert und gebrochen worden sein, die Entscheidung war noch nicht gefallen. Ein neues Eingreifen der persischen Flotte war freilich ausgeschlossen; aber das Landheer war noch unversehrt. Und da ist es die Schlacht von Platää, die Wandel schafft.

Den Zusammenhang stellt der Bericht des Lehrers her, denn wir beginnen erst mit dem Kap. 16 und greifen dann folgende Abschnitte heraus: Kap. 19—28; 58—74; 78—82; 84; 86—88; 90—92; 96—106.

Eine eigenartige Gestaltung von Verhältnissen äußert sich gewöhnlich in einem ebensolchen Eindruck auf die Menschen, die dadurch in die entsprechende Stimmung versetzt werden. Wollen wir die damalige Lage der Dinge recht verstehen, so müssen wir uns lebhaft in den Gemütszustand der Spieler und Gegenspieler hineindenken. Ein vorzügliches Stimmungsbild auf persischer Seite gibt uns aber gerade Kap. 16. Zugleich lernen wir einen neuen Grund, und zwar IX, 16.

nicht den geringsten für die Beantwortung der Frage kennen, warum wohl die Perser schließlich doch nicht als Sieger aus diesem Waffengang hervorgehen konnten. Aus der Unterredung des Thersander mit seinem persischen Tischgenossen hören wir, daß in weiten Kreisen des persischen Lagers das Vertrauen ganz geschwunden war (vgl. die Stimmung in der österreichischen Nordarmee im Jahre 1866) und einer bangen Ahnung, einer dumpfen Niedergeschlagenheit und einer willenlosen Ergebung in ein scheinbar unabänderliches Schicksal Platz gemacht hatte.

In dem lehrreichen Gespräch, das mit wenigen Strichen ein Bild von unwiderstehlichem Stimmungsreiz entwirft, wird als bitterster Seelenschmerz hingestellt, das Unglück vor Augen zu sehen und trotz aller Einsicht nicht helfen zu können, weil eben der Mensch gegen das nach ewiger Ordnung vom Schicksal ihm zugedachte Los nicht anzukämpfen vermöge. Nur so sei es erklärlich, daß man der Meinung und dem Rat der Besonnenen keinen Wert beilege. Kap. 16 erhält also die Überschrift: „Die Stimmung im persischen Lager vor der Schlacht bei Platää."

Man fragt sich so oft, woher der Schriftsteller so genaue und bis ins einzelnste gehende Kunde habe, und muß die Antwort schuldig bleiben. Hier gibt er selbst seine Quelle an. Es ist die mündliche Überlieferung. Hat wohl Herodot geglaubt, über die Herkunft seiner Mitteilung den Nachweis bringen zu sollen, weil ihr Inhalt in besonderem Maße seltsam und merkwürdig ist?[1]

K. 19 bis 25.

Kap. 19—25 (erste Hälfte) ist die nächste Einheit, mit der wir uns zu beschäftigen haben. Auch sie ist ein unentbehrliches Glied in der Kette der übrigen. Aber es handelt sich hier nur um ein Vorspiel. Freilich sollte dieses nicht ohne Vorbedeutung für den Ausgang der Entscheidungsschlacht des laufenden Jahres sein. Hier wie dort unterliegen die Perser mit dem Verlust des Oberanführers. Ein Unterschied besteht jedoch darin, daß sich die Flucht der Perser in der Hauptschlacht an den vor aller Augen erfolgenden Tod des Mardonius knüpft, während in dem Vorgefecht der Sturz des Reitergenerals erst bemerkt

[1] Über den Stand der Quellenuntersuchung bei Herodot und ihre nächsten Aufgaben vgl. Ed. Meyer, Forschungen zur alten Geschichte, S. 229 ff.

wird, als die Perser den Rückzug in voller Flucht bereits angetreten haben. Unser Gegenstand legt einen Vergleich mit der ersten Begegnung zwischen Puniern und Römern an der Rhone nahe, die Livius (XXI, 29) nicht nur als principium, sondern auch als omen belli bezeichnet.

Die vielfach beliebte Bezeichnung „Reiterschlacht“ am Asopus wollen wir nicht annehmen. Sie könnte die falsche Vorstellung hervorrufen, als ob hier Reiter gegen Reiter gekämpft hätten. Nur auf persischer Seite kam Reiterei, und zwar ausschließlich, zur Verwendung, während die Griechen nicht in der Lage waren, über eine solche zu verfügen. Es war ein Kampf griechischer Fußtruppen mit der gesamten persischen Reiterei. Der ganze Hergang zerfällt in folgende Abstufungen: 1. Bedrängnis der Megarer durch persische Reiterei. 2. Opfermut der Athener, die Entsatz bieten. 3. Sieggekröntes Ringen der athenischen Hopliten und dreihundert auserlesener athenischer Bogenschützen zu Fuß gegen die persischen Bogenschützen zu Pferd. 4. Tod des persischen Reitergenerals. 5. Veränderung der Taktik auf persischer Seite: Angriff nicht mehr in kleinen Geschwadern, sondern in einer geschlossenen Masse zum Kampf um den Leichnam. 6. Verstärkung der Athener und deren Sieg.

Masistius fiel, trotzdem er ein edles Roß aus den berühmten königlichen Gestüten der nisäischen Felder ritt. Ja, das Tier war die mittelbare Ursache seines Todes. Ein Gegenstück zu diesem Vorfall ist der Tod des Fürsten Poniatowski in der hoch angeschwollenen Elster. Der Marschall mußte daran glauben, weil er in dieser Unglücksstunde ausnahmsweise einmal ein Pferd unter dem Leibe hatte, welches nicht aus dem vorzüglichen Sanguszkowschen Gestüt bei Tarnow stammte. Noch heute rühmen die Besitzer ihr Gestüt damit, daß sie sagen, wenn Poniatowski beim Übersetzen über die Elster ein Sanguszkowsches Pferd geritten, wäre er von ihm durch die wild tobenden Fluten sicher dahingetragen und gerettet worden.

Kap. 24 enthält die Klage um den Gefallenen. An dem Umfang der Trauerkundgebung erkennen wir die Bedeutung des gebliebenen Helden. Letzterer wird noch besonders gekennzeichnet durch die Worte: „Nach Mardonius war er bei den Persern und dem Großkönig der angesehenste Mann“. Die Stimmung der ohnedies nichts Gutes Ahnenden wird sich noch mehr verdüstert haben. Dagegen entnehmen wir aus Kap. 25 die

Wirkung des Sieges auf die Gesinnung der Griechen. Ihr Mut wächst. Den erfolgreichen Kampf gegen die gefürchtete persische Reiterei ohne verfügbare Reiterei ihrerseits hätten sie selbst nicht für möglich gehalten (vgl. u. a. den Kampf der Schweizer Bauern gegen die österreichischen Ritter). Darin liegt die Bedeutung dieses Vorspiels für die Hauptaktion.

Die auch hier bewiesene Opferwilligkeit der Athener ist als ein weiterer Beweis für den Gemeinsinn, durch den sie in den Perserkriegen alle Griechen weit überragen, besonders ins Auge zu fassen. Der Kampf um den Leichnam und die Klage erinnern einerseits an ähnliche Situationen im Nibelungenlied, andererseits bereiten sie auf die Lektüre der Ilias vor.

Nicht nur aus Achtung vor dem tapferen Feind, auch nicht bloß zur Befriedigung der Neugierde wird der Leichnam des gefallenen Helden auf einem Wagen durch die griechischen Reihen gefahren und gezeigt. Der den Griechen angeborene Schönheitssinn spielt ebenfalls mit. Noch im Tode erregt die herrliche Gestalt des Recken die Bewunderung selbst des Feindes. Schon diese Empfindung allein war bei den Griechen stark genug, der religiösen Pflicht den Weg zu bahnen, die darin bestand, daß dem Gefallenen die letzten Ehren erwiesen wurden.

Auch für den Versuch, die Quellen zu ermitteln, aus denen Herodot geschöpft haben kann, ist unser Abschnitt nicht uninteressant. Unter entsprechender Leitung des Lehrers kann der Schüler der Abwechslung halber angewiesen werden, auch einmal auf diesem Gebiete einen Pfad zu finden. Zu den Vermutungen und Schlüssen der Schüler treten die Ergänzungen durch den Lehrer. Wo nämlich mit solcher Ausführlichkeit und Berücksichtigung des Kleinsten berichtet wird wie hier (vgl. u. a. die Tötung des Masistius; ein Seitenstück dazu, auch was die Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Schilderung anbelangt, ist die Darstellung vom Tode Gustav Adolfs in Schillers „Dreißigjährigem Krieg". Wert der Kleinmalerei für den Unterricht überhaupt!), hat dem Erzähler die in großen Zügen mitteilende populäre Tradition offenbar nicht genügt. Da muß Herodot sein Wissen unmittelbarer persönlicher Berichterstattung durch Augen- und Ohrenzeugen verdanken, bei der die Quelle desto reicher fließt, je mehr man aus ihr schöpft, wie es z. B. IX, 16

der Fall ist. Im vorliegenden Falle nennt Herodot seine Quelle nicht. Jedoch können wir sie durch einen Rückschluß vielleicht finden. Als Anführer der dreihundert erlesenen Athener gibt Herodot den Olympiodorus, den Sohn des Lampon, an. Wir wissen aber, daß ein Lampon Mitbegründer von Thurii war. Wenn nun, wie wohl vermutet werden darf, dieser Lampon der Sohn desselben Olympiodorus war, welcher hier als Offizier eine hervorragende Rolle spielt, so liegt in den engen Beziehungen, die Herodot zu diesem Lampon gehabt haben wird, die Erklärung für die Ausführlichkeit und Genauigkeit der Mitteilungen unseres Schriftstellers.

Herodot teilt eben mit, was und wie er es gehört hat. Je nach dem Grade, in dem seine Berichterstatter politisch, militärisch, philosophisch, volkswirtschaftlich gebildet sind, erhebt sich die Erzählung des Herodot selber über das Niveau der im allgemeinen bei ihm vorwaltenden volkstümlichen Überlieferung.

Im Anschluß an die in Kap. 21 und 22 geschilderte Opferwilligkeit der Athener nehmen wir aus dem ganzen Abschnitt (Kap. 25—58), der sich mit den Vorbereitungen zur Schlacht beschäftigt, nur die Kap. 26—28 (von letzterem nur den Anfang).

K. 26 bis 28.

Der Adel der Gesinnung, das Pflichtgefühl, die Besonnenheit, die Erhabenheit über selbstsüchtige Beweggründe, wie sie sich hier bei den Athenern in schwerer Stunde kundgeben, sind wert, für alle Zeiten und alle Völker als nachahmenswertes Beispiel hingestellt zu werden. Es handelt sich um den Rangstreit der Tegeaten und der Athener. Beide beanspruchen die Ehrenstellung auf einem der beiden Flügel und suchen ihre Forderung in einer Rede zu begründen.

Den Hauptinhalt des Vortrags der Tegeaten bildet die ausführliche Erzählung der Umstände, unter denen in alter Zeit ihr König Echemus diejenige Heldentat ausführte, auf welche sich ihr angebliches traditionelles Recht stützt. Ebenso nachdrücklich, aber ganz allgemein gehalten, betonen sie ihr tapferes Verhalten in der späteren Zeit. Gegen solche Verdienste könnten die Athener nicht entfernt aufkommen. Der Ton der Rede ist rechthaberisch, anmaßend, mit Rücksicht auf Zeit und Umstände unfein. Von einer Beeinflussung durch den Ernst der Lage, die edle Menschen zur Eintracht, Selbstbescheidung und Nachgiebigkeit bestimmt, merkt man nichts. Behauptet wird viel,

bewiesen wenig. Die Tegeaten brüsten sich mit den Taten ihrer Vorfahren, eigene haben sie keine anzuführen.

In jeder Beziehung anders geartet ist die Kundgebung der Athener. Schon die Feinheit und Kunst der Sprache, dann aber der sittliche Wert der ausgesprochenen Gesinnung, die Würde des angeschlagenen Tones erheben sie hoch über die Auslassung der Tegeaten. Auch hier sehen wir, wie vorzüglich Herodot es versteht, entsprechend der Individualität der auftretenden Personen einer jeden Rede eine eigentümliche Färbung zu verleihen. Und mag auch ein Teil der angeführten Gründe, namentlich was die Verherrlichung Athens betrifft, das ständige Thema in den Leichenreden auf dem Kerameikus gewesen sein, vortrefflich benutzt und eingegliedert sind sie hier jedenfalls.

Der Gedankengang der Rede ist folgender:

I. Einleitender Gedanke: Die Athener glaubten um Entschuldigung bitten zu müssen, wenn sie in so drangvoller Zeit mit Worten aufhielten. Sie täten es notgedrungen.

II. Hauptgedanke: Der Vorrang vor den Arkadern sei ererbtes Recht für sie.

Begründung: a. erster Grund: Ihre Heldentaten in alter Zeit (kurze Erwähnung von vier verdienstvollen Feldzügen).

b. überleitender Gedanke: Was früher einmal gewesen, könne jetzt anders sein. Die Menschen änderten sich oft zu ihrem Nachteil. Deswegen

c. zweiter Grund: Tapfer seien ihre Vorfahren gewesen, tapfer seien aber auch sie selbst. Der Name Marathon beweise genug.

Schlußfolgerung: Die größere Würdigkeit der Athener könne also nicht beanstandet werden.

III. Schlußgedanke: Trotzdem beständen sie nicht auf ihrem guten Recht. Sie seien bereit, auch so ihre Pflicht zu tun mit Einsetzung aller Kräfte. Unter den obwaltenden Umständen sei jeder Streit über die Stellung unschicklich.

Die ganze Rede, mag man sie nehmen, wie immer man will, trägt das Gepräge des Wahren, Edlen, Schönen. Sie atmet freie, selbstbewußte Männlichkeit, gepaart mit Feinheit der Empfindung, Edelsinn und würdevollem Taktgefühl. Gewinnend ist schon der Eingang der

Rede, und gerade für den Schüler in erhöhtem Maße. Denn vor die Aufgabe gestellt, sich mit dieser Rede zu befassen, wird er es als eine unerfreuliche Zurückdrängung seiner berechtigten Neugierde beklagen, wenn die Kenntnisnahme der Hauptaktion durch Streitreden verzögert wird. Da wirkt es denn ausgleichend und versöhnend, wenn er gleich von vornherein sieht, daß die Athener das nämliche Gefühl haben und sich entschuldigen. Besonders geschmackvoll und ansprechend ist die Wendung, womit die Athener das wenig Ausreichende berühren, was in der Berufung auf die Tüchtigkeit der Vorfahren liegt. („Indessen nützt es gar nichts, dieser Taten zu gedenken; denn die nämlichen, welche damals tüchtig waren, könnten jetzt schlechter sein, und ebenso könnten diejenigen, welche damals schlecht waren, jetzt besser sein.") Damit zwingen sie die Tegeaten, ihnen auf ein Gebiet zu folgen, wo sie ihnen nicht gewachsen sind. Das Zauberwort „Marathon" mußte die Herzen aller Zuhörer zugunsten der Athener stimmen.

Um so überraschender wirkt der Schluß der Rede. Von den Zuhörern nicht erwartet folgt der Bekundung des stolzesten Selbstgefühls die Betätigung edler Selbstbescheidung. Die Ehre ist gerettet, die falsche Beurteilung von seiten der Tegeaten ist kräftig zurückgewiesen. Doch im Interesse der guten Sache und in Anbetracht der Umstände erklären sie sich zur Einnahme jeder Stellung bereit. Die vortreffliche Wirkung eines solchen Auftretens, wie sie im Eingang des Kap. 28 mitgeteilt wird, ist demnach ganz begreiflich.

Über die folgenden Kapitel 28—57 referieren wir nur. Sie beschäftigen sich ebenfalls noch mit den Vorbereitungen zur Schlacht. Die Darstellung der getroffenen Maßregeln leidet allerdings nicht an einem Übermaß von Klarheit. Auffallend erscheinen wird auch die ungewöhnliche Vorsicht und Unentschlossenheit des Pausanias. Er ist sich seiner großen Verantwortlichkeit nur zu sehr bewußt. Die Überzeugung, daß von dem bevorstehenden Kampf alles abhängt, beherrscht alle. Auch Mardonius übereilt sich nicht. Auf beiden Seiten weiß man, worauf es ankommt. Elf Tage liegen die beiden Heere einander gegenüber (vgl. Gustav Adolf und Wallenstein bei Nürnberg 1632), keiner der beiden Führer getraut sich den Asopus zu überschreiten. Die taktischen Erwägungen stimmen diesmal mit den Forderungen

der Wahrsager beider Heere überein (vgl. das Ergebnis der Opfer in Kap. 36 und 37). Trotz aller Vorbereitungen auf griechischer Seite trifft der Angriff die Griechen schließlich ganz unvorbereitet. Zum Glück gleichen die auf persischer Seite gemachten Fehler diejenigen des Pausanias wieder aus.

Um mit Verständnis an die Lektüre von Kap. 58ff. herantreten zu können, sind folgende Gesichtspunkte hervorzuheben: 1. Die Erfolge und Erfahrungen von Marathon haben die Griechen hier verwertet. 2. Von dem Plan einer Defensivschlacht gingen die Griechen nicht ab. 3. Deckung auf beiden Flügeln zur Verhütung einer Umzingelung durch die persische Reiterei war ihr Hauptstreben. 4. Der Erreichung dieses Zweckes, ebenso aber auch der Sorge für Wasser und Lebensmittel dienen alle von den Griechen vorgenommenen Bewegungen und Verschiebungen. 5. Bei der letzten Änderung, die mehr als Rückzug in eine bedeckte Stellung bezeichnet werden muß, verlieren die Griechen allen Zusammenhang. 6. Der anbrechende Tag findet das hellenische Heer in drei Teile zerrissen. 7. Die griechischen Truppen waren durch die nächtlichen Anstrengungen ermüdet und erschöpft. 8. Allenthalben im griechischen Bundesheer herrschte Unklarheit und Verwirrung. 9. Unter ungünstigeren Umständen sind die Griechen nie zu einer Schlacht gezwungen worden. 10. Den Rückzug der Griechen hält Mardonius für schmähliche Flucht, seinen Sieg deshalb für sicher.

K. 58. Kap. 58 läßt uns einen Einblick gewinnen in die Stimmung des Mardonius unmittelbar vor Beginn der Schlacht. Seine stolze Verachtung des Gegners kennt keine Vorsicht mehr. Die Ungeduld seines leidenschaftlichen Temperaments läßt sich nicht mehr zähmen. Den Vertretern anderer Ansicht (Artabazus) wirft er Feigheit vor und droht mit späterer Anzeige beim Großkönig.

K. 59. Kap. 59 verzeichnet den von den Persern gleich von vornherein begangenen Fehler. Ihr übereiltes und regelloses Vorgehen bringt sie um alle Vorteile.

K. 60. Das Verhalten der Perser beim Angriff (Kap. 60) zeigt die Eigentümlichkeit, auf die später Cyrus vor der Schlacht bei Kunaxa die Griechen aufmerksam macht (Xen. An. I, 7, 4). Ebenso war es bei Issus und Arbela.

Aus der Botschaft an die Athener sind folgende Einzelheiten bemerkenswert. Über die Bedeutung der in der Entwicklung begriffenen Schlacht hören wir ein Urteil aus dem Munde des

Oberfeldherrn selbst. „Ἀγῶνος μεγίστου προκειμένου ἐλευθέρην εἶναι ἢ δεδουλωμένην τὴν Ἑλλάδα . .“ („Jetzt, wo der Entscheidungskampf bevorsteht, ob Griechenland frei sein soll oder geknechtet etc.“). Letzterer erklärt unumwunden, trotz der Unzuverlässigkeit der peloponnesischen Bundestruppen ausharren zu wollen. Den Athenern stellt er das Zeugnis der größten Opferwilligkeit unter allen Griechen aus.

K. 61. Kap. 61 zeigt insofern einen Fortschritt in der Entwicklung der Handlung, als es schildert, wie auch der linke Flügel, auf dem die Athener stehen, in den Kampf tritt. Sie werden von den medisch gesinnten Griechen angegriffen. Hier kämpfen Griechen gegen Griechen, wie in der Schlacht bei Leipzig Deutsche gegen Deutsche.

Daß die persische Reiterei ihrem mittlerweile im Laufschritt herbeigeeilten Fußvolk schleunigst Platz gemacht hat, muß man zwischen den Zeilen lesen.

Der zweite Teil des Kap. 61 schildert uns einen höchst seltsamen Vorgang. Es handelt sich um das Opfer vor der Schlacht.

Vor dem Zusammenstoß zu opfern, war für die Spartaner gesetzlich geregelter, frommer Brauch. Wie der Verfasser der Λακεδαιμονίων πολιτεία schreibt, opfert der mit dem Heere ins Feld ziehende König zuerst zu Hause dem Ζεὺς ἀγήτωρ. Wenn dieses Opfer günstig ausgefallen ist, nimmt der Priester Feuer vom Altare mit und rückt an die Grenze des Landes vor. Dort opfert der König dem Zeus und der Athena. Erst nach dem günstigen Ausfall dieses Doppelopfers überschreitet er die Grenze. Auch jetzt ist es heilige Pflicht des Priesters, das Feuer des heimischen Altares weiter zu bewahren und ein Erlöschen zu verhindern. Verschiedene Opfertiere sind stets zur Stelle. Weiter heißt es Laced. resp. XIII, 8: Μάλα δὲ καὶ τάδε ὠφέλιμα ἐμηχανήσατο Λυκοῦργος εἰς τὸν ἐν ὅπλοις ἀγῶνα. Ὅταν γὰρ ὁρώντων ἤδη τῶν πολεμίων χίμαιρα σφαγιάζηται, αὐλεῖν τε πάντας τοὺς παρόντας αὐλητὰς νόμος καὶ μηδένα Λακεδαιμονίων ἀστεφάνωτον εἶναι καὶ ὅπλα δὲ λαμπρύνεσθαι προαγορεύεται. Ebenso lesen wir bei Xen. Hell. IV, 2, 20: σφαγιασάμενοι οἱ Λακεδαιμόνιοι τῇ Ἀγροτέρᾳ, ὥσπερ νομίζεται, τὴν χίμαιραν, ἡγοῦντο ἐπὶ τοὺς ἐναντίους.

Dieses Opfer nun wollte und wollte vor der Schlacht bei Platää nicht nach Wunsch ausfallen. Und das war es, was den Pausanias in eine sehr peinliche Lage versetzte. Selbstverständ-

lich dürfen wir den Oberanführer der Griechen, in dessen Hand damals soviel gelegt war, nur vom Standpunkt seiner Zeit aus beurteilen. Und da wird er das volle sympathetische Interesse des Schülers hervorrufen. Man muß sich recht lebhaft in die Situation hineindenken. Trotz schmerzlicher Verluste durch die persischen Scharfschützen dürfen sich die Spartiaten nicht rühren. Die Not seiner Leute schneidet ihm tief ins Herz; er hat die Macht der Abwehr, glaubt aber aus religiösen Gründen zu weiterem Aufschub des Angriffs im Gewissen verpflichtet zu sein. Eben darin liegt das Rührende der ganzen Situation, deren Stimmungsreiz unwiderstehlich ist. Zwischen der Liebe zu seinen Truppen und der Rücksicht auf religiöse Verpflichtung tobt ein schwerer Kampf in seiner Brust. Sein kindliches Vertrauen auf die Hilfe der Gottheit, welche die gute Sache unmöglich im Stiche lassen könne, ergreift mächtig das menschliche Herz, sowie uns auch die Tatsache zur höchsten Bewunderung hinreißt, mit welcher Selbstbeherrschung und Ergebung die Söhne Spartas die kurze, aber schwere Prüfung bestehen. Die Überlegenheit fester militärischer Disziplin zeigt sich in ihrer ganzen Macht.

K. 72. Zur Anführung eines konkreten Falles geben wir dem Kap. 72 hier seine Stelle. Kallikrates, der stattlichste und schönste Mann nicht nur unter den Lakedämoniern, sondern unter allen Hellenen, mußte tatenlos einem Pfeilschuß erliegen. Das Bewußtsein, daß er für Griechenland nichts hat leisten können, macht ihm den Tod schwer. (Man vergleiche damit die im Kriege 1870/71 bewiesene Ausdauer unserer Truppen, die oft, ohne den Feind auch nur sehen zu können, dem mörderischen Feuer ausgesetzt und gleichwohl zur Untätigkeit verurteilt waren.)

Daß nun zufällig die Opfer unmittelbar nach dem inständigen Flehen[2] des Oberfeldherrn günstig ausfallen, wirkt geradezu erlösend auf das Mitempfinden des jugendlichen Gemütes. Auf der anderen Seite erregt aber auch das Auftreten der Tegeaten,

---

[2] Ähnliche Bilder, die das Vertrauen zum Gebet kundtun: Die Schweizer Bauern knieen vor der Schlacht bei Sempach nieder und beten mit ausgebreiteten Armen; Tilly betet in der Kornelienkirche bei Wimpfen; Gustav Adolf und sein Heer vor der Schlacht bei Lützen u. a.

welche die Sache mehr menschlich nehmen, unseren entschiedenen Beifall.

Wer da glaubt, sich der Schilderung Herodots gegenüber skeptisch verhalten zu müssen, für den zerreißt der schöne Nimbus. Der Schüler aber wird sich je nach seiner Geistesrichtung entweder dem Reiz des einmal in seine Phantasie aufgenommenen stimmungsvollen Bildes unbeirrt nach wie vor überlassen oder aber dem Grübeln des klügelnden Verstandes nachgeben. Unsere Erfahrung lehrt, daß die Schüler gewöhnlich keine Lust haben, sich den gewonnenen sympathischen Eindruck nehmen zu lassen. Nicht uninteressant sind die Gründe, die sie ins Feld führen. — Bekanntlich hat Delbrück (Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte I, S. 84) den wundervollen Schmelz der Herodotischen Überlieferung mit grausamer Hand hinweggewischt. Den Kern der Erzählung hält er für gesicherte historische Tatsache. Nur meint er, kurzgesagt, das imperium und das sacerdotium hätten hier ein geschickt verabredetes Spiel getrieben.[3]

K. 62 u. 63.

Den Inhalt von Kap. 62 (von Satz 2 an) und 63 fassen wir zu einer Einheit zusammen. In vierfacher Beziehung ist er bemerkenswert. 1. zeigt er uns die Entwicklung der Schlacht auf ihrem Höhepunkt. Die Schlacht steht (anceps stetit pugna); 2. bringt er den Umschlag (Mardonius fällt) und die Katastrophe; 3. vervollständigt er uns (zu 61) das Bild persischer Kampfesart; 4. bringt er zur Erklärung der persischen Niederlage einen kritischen Vergleich Herodots zwischen Persern und Griechen mit folgendem Ergebnis: a. An Mut und Kraft wurden die Perser von den Griechen nicht übertroffen (die Perser suchen die griechischen Speere zu fassen und zu zerbrechen). b. An militärischer Durchbildung dagegen (Kap. 62 in Verbindung mit VII, 211) waren die Perser ihren Gegnern nichts weniger als gewachsen. c. Ebenso standen die Perser hinter den Griechen an allgemeiner geistiger Bildung weit zurück. (Unter σοφία ist hier wohl das auf geistiger Überlegenheit beruhende, selbständige Sichzurechtfinden in einer unvorhergesehenen schwierigen Lage zu verstehen.) d. Die Bewaffnung der Perser war unzureichend.

---

[3] Neuerdings hat W. Olsen, Die Schlacht bei Plataä, Programm, Greifswald 1903, S. 9 ff., diese Auffassung Delkrücks zu widerlegen gesucht.

Im Vergleich mit den griechischen Hopliten waren die Perser tatsächlich nur Leichtbewaffnete. Die persische Nationalwaffe war der Bogen. (Bogenschießen, Reiten, Wahrheitreden bilden ja die Grundlagen der persischen Erziehung, vgl. Herod. I, 136.) Die Stärke des persischen Heeres beruhte im Fernkampf, sei es zu Fuß oder zu Pferd. Deswegen hatten die Perser nur geringwertige Schutzwaffen. Der Fernkampf bedurfte ihrer nicht. Die Schilde bestanden aus Flechtwerk. Schuppenpanzerröcke werden zwar erwähnt (VII, 61; VIII, 113), waren aber doch nur selten und gegen Lanzenstoß nicht widerstandsfähig. Der Fernkampf mit dem Bogen erhielt immer den Vorzug; war man zum Nahkampf gezwungen, dann erst kamen der kurze Spieß und der Dolch in Anwendung. Sie waren Waffen von untergeordneter Bedeutung.

So ist es erklärlich, daß das persische Fußvolk im Nahkampf bei Platää unterliegen mußte. Die große Frage, ob die Bogensehne siegt oder die Gewalt der spitzigen Lanze, war zugunsten der Hoplitenphalanx entschieden.

Ja, der Speer hat sich im griechischen Freiheitskampf als König der Waffen erwiesen. Deswegen sei auch das Schwertfegerlied Alexanders von Blomberg, der als eines der ersten Opfer im deutschen Freiheitskrieg fiel, hier erwähnt. Es war zur Verherrlichung der Pike, einer Lieblingswaffe des Turnvaters Jahn, gedichtet worden. Der Wortlaut paßt auf die Rolle, die der Speer im griechischen Freiheitskampf gespielt hat, noch besser.

„Die mächtige Wehr
Laßt denn uns erschaffen,
Den König der Waffen,
Den schrecklichen Speer.

Wohl nenn' ich der Waffen König den Speer,
Ihm jede andre muß weichen.
Er bricht durch Reihen und Glieder daher,
Türmt blutige Berge von Leichen.

Hemmt trutzend Rosses und Reiters Macht.
Trifft sicher in nebliger Sturmesnacht.
Wo zuschanden werden des Wüterichs Blitze,
Da ruht nur der Sieg auf der eisernen Spitze."

Im Anschluß an diese Betrachtung wollen wir uns auch mit der Würdigung der persischen Anführer beschäftigen. Denn

für einen Erfolg im Kriege bilden doch die Anführer zu tüchtigen Truppen und guter Bewaffnung die notwendige Ergänzung. Deswegen schieben wir aber die Lektüre von Kap. 66, das über Artabazus handelt, zwischen 63 und 64 ein. K. 66.

Mardonius zeichnete sich unstreitig durch große Unternehmungslust und persönliche Tapferkeit aus. Er gab das beste Beispiel an der Spitze seines berittenen Garderegimentes, das aus tausend der schönsten und tapfersten Männer (VII, 40; VIII, 113) bestand. Sie setzten den Lakedämoniern am meisten zu. (Vgl. unsere Garderegimenter. Ihrer bevorzugten Stellung entsprechen besondere Pflichten. Eine nur ähnliche Bewandtnis hatte es mit der cohors praetoria der Römer.) Auch beseelte den Mardonius ein hohes Selbstgefühl (IX, 58), wie ihn denn seine sichere Zuversicht auf einen glänzenden Sieg erst in der letzten Bedrängnis unmittelbar vor seinem Tod verlassen haben mag.

Im Gegensatz zu Mardonius ist Artabazus der Hauptvertreter der Kriegsverdrossenen, die unter dem Bann einer bösen Ahnung stehen. Artabazus rät von einer Entscheidungsschlacht ab und nimmt an der großen Bewegung nur scheinbar teil, indem er seine Vorbereitungen trifft mehr für eine gesicherte Flucht im Falle einer etwaigen Katastrophe als für ein erfolgreiches Eingreifen in den Gang der Schlacht. Mardonius und Artabazus stellen die beiden Gegensätze dar, zwischen die wir uns die große Zahl der übrigen Stabsoffiziere in zahlreichen Abstufungen, was Auffassung und Stimmung betrifft, hineinversetzt zu denken haben. (Hinsichtlich der Wendung, die der Tod des Oberbefehlshabers im Gange der Schlacht und des ganzen Krieges herbeiführt, vergleiche man später kurz die Schlacht von Platää mit derjenigen von Kunaxa, wo Cyrus, und derjenigen von Lützen, wo Gustav Adolf fällt.)

K. 64. In Kap. 64 gibt Herodot, wiewohl von dem Schicksal der übrigen Griechen noch nicht die Rede war, eine Art Schlußbetrachtung mit Feststellung des Ergebnisses. Er steht eben mit Recht unter dem Eindruck der Auffassung, daß die schwerste Wucht des persischen Angriffs auf die Spartaner und Tegeaten gerichtet war, mit dessen erfolgreicher Abweisung der wichtigste Teil der Aufgabe seine Lösung gefunden hatte.

K. 65. Kap. 65 legt wieder einmal Zeugnis ab von der ganzen Auffassung, welche die Griechen von den Perserkriegen hatten. Der

persische Fanatismus hatte sich hinreißen lassen, griechische Tempel und Götterbilder zu zerstören. Mit diesem Eingriff in das Heilige haben die Perser die Strafe der Götter auf sich herabgerufen, als deren Werkzeug die Hellenen sich betrachteten. In dem Glauben an diese gottgewollte Mission waren sie sich des Beistandes der Götter bewußt. Diese Überzeugung war für sie die unerschöpfliche Quelle des Opfermutes und der Ausdauer. Auch hier kann man also von einer gravis atque vehemens opinio, quae animos pervaserat (Cic. de imp. Cn. Pomp. 23) sprechen. — Der gottesfürchtige Ausdruck: „insofern man über göttliche Dinge eine Meinung haben darf" erinnert an eine von Cicero in der eben angeführten Rede § 47 in ähnlichem Sinne gebrauchte Wendung: „de felicitate, sicut aequum est homines de potestate deorum, timide dicamus."

K. 67 bis 69. Die Kapitel 67—69 beschäftigen sich mit dem linken Flügel der Griechen und dem Zentrum. Nur die Böotier leisten den Athenern hartnäckigen Widerstand. Die übrigen medisch gesinnten Hellenen halten sich erfreulicherweise schlecht (vgl. die Haltung der Sachsen und Württemberger in der Schlacht bei Leipzig). Was die Korinther betrifft, die erst nach der Entscheidung am Heiligtum der Demeter eingetroffen sein sollen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Überlieferung, der Herodot folgt, entstellt ist. Das Demetrion war vom Heraion ein Drittel einer geographischen Meile entfernt, und der Kampf der Lakedämonier dauerte, wie Herodot (62) selbst sagt, „lange Zeit". Eher ist anzunehmen, daß das Zentrum rechtzeitig zur Hilfeleistung aufgefordert wurde, und daß die Korinther noch am Kampfe teilnahmen.[4] Das Unglück der Megarer und Phliasier ist insofern für den Verlauf dieser Schlacht bemerkenswert, als das Manöver, welches die persische Heerführung gleich von vornherein auf der ganzen Linie entscheidend in Szene setzen wollte, nämlich mit der Reiterei der griechischen Phalanx in den Rücken zu fallen, nur hier gelang. Bei der Flucht ins befestigte Lager leistete die Reiterei gute Dienste. Beachtenswert ist, daß die Lakedämonier im Kampf um das Lager nichts ausrichteten. Die K. 70. Geschicklichkeit der Athener mußte zu Hilfe kommen (70). Das Gemetzel unter der eingekeilten und angsterfüllten Masse, die doch unschuldig war und willenlos den Feldzug mitgemacht hatte, erregt unser tiefes Mitgefühl.

---

[4] Vgl. Busolt, Griech. Geschichte, II, S. 207 ff.

Bei dem Ausgang des Aristodemus in Kap. 71 muß die Vorgeschichte aus VII, 229 in Erinnerung gebracht werden. Man erkennt daran, wie drückend der Vorwurf der Feigheit wirkte und wie schwer es in Sparta selbst dem mit Unrecht Verdächtigten hielt, sich in der allgemeinen Achtung wieder herzustellen. K. 71.

In den Kap. 71—74 werden außerdem die tapfersten Männer besonders namhaft gemacht. In Kap. 74 wird sogar ein sinnreiches Mittel beschrieben, das ein hervorragend heldenmütiger Athener zur Erhöhung seiner Wehrhaftigkeit gebrauchte. Auch bei den übrigen griechischen und römischen Schriftstellern finden wir die Sitte, die Tapferen durch Überlieferung des Namens und der Leistung zu ehren. (Der Schüler führe aus Xenophon, Cäsar und Livius Beispiele an. Auch Archenholtz erwähnt in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges zahlreiche diesbezügliche Dinge. Ebenso halten es unsere Generalstabswerke nicht unter ihrer Würde, bemerkenswerte und denkwürdige Leistungen selbst des gemeinen Mannes unter rühmender Anerkennung aufzuzeichnen und als Antrieb zur Nacheiferung späteren Geschlechtern zu überliefern.) K. 71 bis 74.

Eine Würdigung der Bedeutung der Schlacht von Platää für den Verlauf der Perserkriege sowohl als für die Geschichte Griechenlands und der Menschheit überhaupt wollen wir hier in Gestalt des von Curtius abgegebenen Urteils anfügen: „Der Sieg von Platää war der erste entscheidende Sieg des ganzen Krieges; denn bei Marathon und Salamis war nur der Mut der Feinde gebrochen worden, hier war ihre Macht zugleich mit der ihrer Bundesgenossen vernichtet. Darum ist der Tag von Platää der eigentliche Rettungstag von Hellas. Durch die Niederlage der Perser ist Griechenland und seine ganze Kultur gerettet worden. Denn es handelte sich hier nicht um einen mehr oder minder rühmlichen Ausgang des Kampfes, um eine höhere oder niedrigere Machtstellung der miteinander kämpfenden Staaten, sondern um Vernichtung oder Fortbestehen des griechischen Wesens. Denn mit einer bloßen Anerkennung ihrer Oberherrlichkeit würden sich die Perser nicht begnügt haben, wie die Zerstörung der Heiligtümer beweist, und wenn auch griechische Gemeinden fortbestanden hätten, so würden Perserfreunde als Tyrannen sie beherrscht und jede Freiheit des geistigen Lebens verkümmert haben. Ohne diese Freiheit ist aber kein griechischer

Staat, keine griechische Religion, keine griechische Kunst und Wissenschaft, also überhaupt kein Griechentum denkbar. Die Feldzüge der Perser haben also am Ende das Gegenteil von dem hervorgebracht, was sie beabsichtigten. Stolzer als je zuvor fühlten die Griechen den Gegensatz zwischen sich und den Barbaren; die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes war von neuem geweckt, und statt gezüchtigt und gedemütigt zu sein, ist Hellas niemals stärker, einiger und siegesbewußter gewesen, als auf dem Schlachtfelde von Platää."

Ferner sei hierhergestellt, was Eduard Meyer (Gesch. d. Altert. III, S. 420) treffend sagt: „Um die ganze zukünftige Gestaltung der Weltgeschichte hatte es sich gehandelt; ob im Bereich der Mittelmeervölker die orientalische Kultur und Sitte herrschen solle oder die griechische, darüber war, mochte auch keiner der Kämpfenden sich dessen bewußt sein, auf den Schlachtfeldern von Salamis, Himera und Platää die Entscheidung gefallen. Das ist das Wesen der großen weltgeschichtlichen Momente, daß ihre Tragweite weit hinausgreift über das, was die Gegenwart bewegt, daß, wie ihre Wirkungen den Verlauf von Jahrtausenden bestimmen, so auch ihre Bedeutung erst von der Nachwelt ganz ermessen werden kann". (Wenn es nicht schon bei einer früheren Gelegenheit geschehen ist, wird hier wohl auch von der Kooperation der Karthager mit den Persern und von dem Sieg der westländischen Griechen an der Himera die Rede sein müssen.)

Die nun folgenden ausgewählten Kapitel 78—82 und 84 enthalten den Bericht über die Maßregeln und Vorgänge, die sich unmittelbar an die Schlacht von Platää anschließen und sie zu ihrer Voraussetzung haben. Die Kapitel 78 und 79 liefern uns einen willkommenen Beitrag zur Charakteristik des Griechentums. Wie hoch der Hellene über dem Barbaren steht, sieht man auch hier wieder. Im Gegensatz zu Xerxes, der VII, 238 den Leichnam des Gegners schändet, weist der Besieger des Mardonius das Ansinnen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, mit tiefer Entrüstung zurück. Xerxes würde nach seinem ganzen Auftreten in Griechenland im Falle des endgültigen Sieges sicher mehr in Akten der Grausamkeit seine Befriedigung gefunden haben. Pausanias ließ sich in den letzten Jahren seines Lebens vom Glücke zwar auch berauschen; aber seine Selbstüberhebung

K. 78 u. 79.

zeigte sich auf einem anderen Gebiete als auf dem gemeiner Rache. Den von ihm ausgesprochenen Grundsatz, selbst nichts tun zu wollen, was man an anderen tadele, kann sich jeder Schüler zur Richtschnur für sein gesellschaftliches Leben machen. Wie beschämt mag der Äginete beiseite getreten sein, nachdem er über Menschenwürde eine solche Lektion bekommen hatte, wie sie in den Worten des Pausanias enthalten ist! Wir aber, wenn wir uns das Bild spartanischen Lebens mit seiner selbstgewollten Armut und Bedürfnislosigkeit vorstellen, wenn wir uns dazu das in schwerer Stunde bei Platää bewiesene Gottvertrauen des Pausanias zu Gemüte führen, wenn wir ihn ferner in seiner Entgegnung an Lampon öffentlich erklären hören, daß Rechtes tun und Rechtes sagen der Leitstern seines Strebens sei, glauben wir da nicht den frommen Tobias zu hören, wenn er sagt: „Wir führen zwar ein armes Leben, aber wir werden viel Gutes erhalten, wenn wir Gott fürchten, alle Sünden meiden und Gutes tun" (Tob. 4, 23)?

Ein anderer Vorgang, der ebenfalls hierher gehört und welcher der Großmut und der Besonnenheit des Pausanias das ehrenvollste Zeugnis ausstellt, wird uns in Kap. 88 mitgeteilt. K. 88. Der Thebaner Attaginus, einer der gehässigsten Gegner und Verächter der nationalen Sache der Griechen, hat sich durch Flucht der Bestrafung entzogen. Als an dessen Statt die Söhne dem Bundesheer ausgeliefert werden, verschmäht es Pausanias, sie für die Sünden des Vaters büßen zu lassen. Und nun vergleiche man damit das Auftreten des Xerxes in VII, 39, wo er nicht etwa ein Vergehen, sondern eine durchaus berechtigte Bitte des Pythius in seiner Tyrannenlaune so übel nimmt, daß er gerade den Lieblingssohn des Vaters sofort in der grausamsten Weise hinrichten läßt.

In Kap. 80 wird uns ein Bild entworfen von der unermeß- K. 80. lichen Beute, welche die Griechen im persischen Lager finden. Die ganze Ausstattung eines königlichen Hofhaltes mit den zahlreichen Gegenständen, die der Bequemlichkeit, dem Sinnenreiz, der Üppigkeit, der Pracht und dem Glanze dienen, kommen in die Hände der Griechen (vgl. die Beute der Preußen im Jahre 1757 bei Gotha und Roßbach). Wie reich in ihrer Armut mögen sich Männer wie Aristides vorgekommen sein, gehoben von dem richtigen Gefühl, daß die äußere Pracht der Lebensführung nicht den Wert des Lebens ausmache! In wie vieler

Herzen mag aber auch die heftige Begierde nach Besitz und Genuß erwacht sein, als die ungeahnte Pracht und der verlockende Reiz des orientalischen Lebens zum erstenmal vor ihre Augen trat!

Pausanias war mit der Gefangennahme des zahlreichen Dienstpersonals und mit dem Anblick der erbeuteten Kostbarkeiten nicht zufrieden, vielmehr wünschte er, daß ein Teil davon in Tätigkeit trete und zur Verwendung komme (82), um ein lebendiges und greifbares Bild orientalischen Aufwandes vor sich zu haben, mit dem er das griechische Gegenstück zur allgemeinen Erbauung vergleichen könne. Ohne die persischen Hofbeamten und Diener aller Art wäre diese Veranstaltung unmöglich gewesen. Denn die Spartaner standen der Verwendung vieler Beutestücke ebenso unkundig gegenüber wie die römischen Soldaten den erbeuteten Kunstgegenständen Korinths.

K. 82.

Noch ist Pausanias imstande, in Gegenwart der hellenischen Offiziere die persische Üppigkeit und Genußsucht mit der griechischen Genügsamkeit und Dürftigkeit unter leisem Spott über die Perser zu vergleichen; aber es ist ein gefährliches Spiel mit dem Feuer. Ob Pausanias nicht schon damals an dem orientalischen Leben innerlich mehr Gefallen fand, als er sich selbst gestehen wollte? Die Versuchung hatte ihren Stachel in sein schwaches Menschenherz gedrückt, und was ihm selbst noch nicht ganz zum Bewußtsein kommt, das fordert einige Jahre später gebieterisch Berücksichtigung und Befriedigung. Der Schüler weiß aus dem Geschichtsunterricht, dessen diesbezüglichen Teil er zur Vervollständigung des vorliegenden Lebensbildes wiederholen soll, daß der Held von Platää später ganz aus griechischer Art schlug und die von den Griechen höchstgeschätzte Tugend, die σωφροσύνη, das ist das weise Maßhalten in allem und jedem, vollständig verlor. Nicht nur aus seiner Sehnsucht, nach Art eines persischen Großen in den Genüssen des Lebens zu schwelgen, machte er kein Hehl mehr, sondern auch sein unbändiges Verlangen, unumschränkt herrschen und gebieten zu können, trat immer offener zutage. Und die Vorgeschichte gerade dieser Seite seiner späteren Entwicklung fällt in die Tage von Platää. Denn unerwartet offenbarte sich damals für weite Kreise zum erstenmal ein Grundzug seines Charakters, es ist die Sucht, selbst auf Kosten anderer sich geltend zu machen, es ist sein unmäßiger Ehrgeiz und seine Herrschsucht. Der von Herodot IX, 81 erwähnte goldene Dreifuß spielt

in dem Leben des Pausanias eine nicht unwichtige Rolle. Sowie er mit ihm zum erstenmal seine Anmaßung und Überhebung öffentlich gezeigt hat, so erlitt er durch ihn auch seine erste öffentliche Demütigung. So nehmen wir die in den letzten Kapiteln über Pausanias mitgeteilten Bemerkungen zum Ausgangspunkt für die Aufstellung und Betrachtung eines Lebensbildes, das der Jugend zeigen soll, wie der Hang zur Genußsucht und Ausschweifung, der Geist der Anmaßung und Unbotmäßigkeit selbst einen Menschen verderben kann, der als gefeierter Held auf der Höhe des Glückes und des öffentlichen Ansehens steht. (Mit dem Aussehen und der Geschichte des goldenen Dreifußes bezw. des ehernen Unterteiles verfehle man nicht, die Schüler bekannt zu machen.)

K. 86 u. 87.

Die letzte Tat des Bundesheeres war die Bestrafung der Thebaner. Sie waren die hartnäckigsten Anhänger des Erbfeindes und hatten den glücklichen Fortgang des griechischen Freiheitskampfes sehr empfindlich aufgehalten. Der Rachezug rechtfertigt sich aus der Natur der Sache. Das Strafgericht erfolgt nach demselben Grundsatz, der am Ende des deutschen Befreiungskrieges geltend gemacht und damals besonders von Niebuhr vertreten wurde, daß „ein großes, seiner Einheit bewußtes Volk den Abfall von der Sache der Nation auch dann als Felonie bestrafen dürfe, wenn der Verräter kein geschriebenes Recht verletzt habe".[5] In dem Strafverfahren freilich zeigte sich die große Eigenmächtigkeit des Pausanias in schon sehr bedenklicher Weise.

Im übrigen ist noch das Auftreten des Timogenides bemerkenswert. Daß er in der allgemeinen Not zunächst ein Abkommen mit Geld vorschlägt, dabei aber die Staatskasse in Mitleidenschaft gezogen haben will (87), beweist eine sehr praktische Auffassung der Dinge. Wenn er sodann aber für den Fall, daß dieser Weg nicht zum gewünschten Ziel führen sollte, vor der Übernahme der Verantwortung persönlich nicht zurückschrickt, sondern die Sache, die er empfohlen, auch vertreten will und eher Leib und Leben hinzugeben bereit ist, als zuläßt, daß durch fortgesetzte Verwüstungen des thebanischen Gebietes der Staat in seiner Gesamtheit Schaden leide, so hat er hiermit Zeugnis davon abgelegt, daß ihm das Gemeinwohl höher

[5] Vgl. Treitschke, Deutsche Gesch. I, S. 643.

steht als sein Privatinteresse. Mag er auch auf dem Gebiete der nationalen Politik verkehrte, ja durchaus verwerfliche Bahnen gewandelt sein, im Rahmen dieser verfehlten Tätigkeit hat er Konsequenz, Opferwilligkeit und Mannhaftigkeit in hohem Maße an den Tag gelegt. Sie wären einer besseren Sache wert gewesen. — Von der hochherzigen Behandlung, die Pausanias den Söhnen des Attaginus zuteil werden ließ, ist bereits (S. 181) die Rede gewesen.

K. 90—92 u. 96—106.

Im Anschluß an die Ereignisse in Griechenland und zur Gewinnung eines sachlich befriedigenden Abschlusses greifen wir jetzt noch die wichtigsten Kapitel (etwa 90—92, 96—106) heraus über die Veranlassung der Schlacht von Mykale und die Schlacht selbst. Freilich läßt uns im ersten Punkt Herodot nicht wenig im Stich. Wenn er uns auch die rein äußeren Vorgänge ziemlich ausführlich erzählt, wie sich die bei Ägina versammelte griechische Flotte habe bestimmen lassen, zuerst bis Delos und dann bis an das asiatische Festland vorzugehen, so vermissen wir jedoch eine klare Auseinandersetzung über das innere Verhältnis dieser Unternehmung auf der See zu der Hauptaktion in Böotien. „Die großen sachlich-strategischen Motive liegen einmal außerhalb des Gesichtskreises einer populären Tradition und eines Historikers wie Herodot.“[6] Die Flotte wird wohl nur die Aufgabe gehabt haben, eine Bedrohung der griechischen Küste durch persische Schiffe zu verhindern. Für einen Angriffskrieg war sie etwas klein. Wenn sie aber unter dem Einfluß eines erhöhten Kraftgefühls, das sich von den Erfolgen des vergangenen Jahres herschreibt, der verlockenden Einladung der Samier nicht hat widerstehen können und entgegen der ursprünglichen Bestimmung den Kampf gegen eine dreifach überlegene Flotte aufgesucht und so zum erstenmal in diesem Kriege die Offensive ergriffen hat, so muß dieses Vorgehen geradezu als eine Tollkühnheit bezeichnet werden, die lediglich durch den Erfolg gerechtfertigt werden kann. Denn die auf den Schiffen befindlichen Griechen mußten doch wissen, daß die Flotte für den Fall einer Niederlage in Böotien die einzige und letzte Zuflucht war.

Herodot scheint sich darüber zu wundern, daß die Griechen nicht sogleich bei der ersten Einladung durch die Boten der

---

[6] Delbrück, Die Perserkriege und die Burgunderkriege, S. 98.

Jonier den Seekrieg gegen die Perser eröffnet haben. Er macht sich sogar darüber lustig, daß ihnen Samos so weit entfernt vorgekommen sei wie die Säulen des Herakles (VIII, 132). Wir wundern uns gerade über das Gegenteil, nämlich darüber, daß die Griechen zu einer Zeit, wo der Feind mit überwältigender Macht im Herzen Griechenlands stand, sich zu einem so unberechenbaren, weitführenden Unternehmen entschließen konnten. Man sollte meinen, eine Zersplitterung der Kräfte hätten sie für im höchsten Grade unheilvoll halten müssen. Nahm doch die Flotte, wie die Landschlacht bei Mykale gezeigt hat, nicht bloß Ruderer, sondern auch eine nicht unbedeutende Zahl von Hopliten in Anspruch.

Es gibt aber noch eine andere Möglichkeit. Vielleicht handelte es sich doch nicht um einen vom Augenblick eingegebenen kühnen Vorstoß, sondern um einen von vornherein fest bestimmten und genau berechneten Plan. Dem in Böotien stehenden Mardonius ist das Warten besser bekommen als den Griechen. Die Erfahrungen von Marathon haben sich auch die Perser zunutze gemacht. Mardonius hütete sich fein, die Griechen auf dem von ihnen gewählten Terrain im Nahkampfe anzugreifen. Die Lage des griechischen Heeres am Kithäron war unerträglich genug gewesen. Warum sollten also die Griechen nicht auf den Gedanken einer Ablenkung gekommen sein? Wenn man sich nach der gelungenen Aufwiegelung von Jonien des Hellespontes bemächtigt und außerdem etwa Thrakien und Makedonien beunruhigt hatte, war Mardonius seiner Operationsbasis beraubt und mußte seine abwartende Haltung aufgeben, entweder um sich schleunigst zurückzuziehen oder um sich zu einer Offensivschlacht zu entschließen. Hat nun wirklich auf griechischer Seite dem Unternehmen zur See und der Defensivstellung des Landheeres am Kithäron eine gemeinsame, einheitliche Idee zugrunde gelegen, dann muß dem Kriegsplan der Griechen das Zeugnis ausgestellt werden, daß er war „eine der großartigsten, genialsten strategischen Konzeptionen, welche die Kriegsgeschichte kennt, des Ruhmes der Hellenen und der Perserkriege würdig“.

Diese und ähnliche Betrachtungen müssen hier eingeschoben werden zum Verständnis des inneren Zusammenhanges zwischen den nun kommenden Ereignissen und den bereits dagewesenen. Noch ehe uns Herodot ein Bild entwirft von der Verkettung der Umstände, welche die Landung der Griechen in Jonien herbeigeführt

haben, teilt er schon das Ergebnis selbst mit. (Kap. 90: „An demselben Tage aber, an dem die Schlacht bei Platää stattfand, traf es sich, daß auch zu Mykale in Jonien gekämpft wurde.") Diese Worte bilden gewissermaßen die Überschrift für den ganzen Abschnitt. Dabei legt Herodot das größte Gewicht auf die Anfangsworte „an demselben Tage". Denn nach dem frommen Glauben Herodots über das Walten der göttlichen Macht in der Geschichte der Völker, wie er uns auch wieder in Kap. 100 deutlich wahrnehmbar entgegentritt, handelt es sich hier um kein zufälliges Zusammentreffen, sondern um eine gnädige Fügung der Götter, die dadurch der Welt recht augenfällig zeigen wollten, wie sehr sie den Frevelmut und die Überhebung zu züchtigen wissen, und wie gern sie dem Recht und der Unschuld Sieg und Ruhm verleihen.

Was die Sache selbst anbelangt, so ist die Verlegung der beiden Schlachten auf denselben Tag „eine der bei den Hellenen beliebten synchronistischen Zusammenstellungen, die aber doch eine ungefähre Gleichzeitigkeit voraussetzt und zugleich durchblicken läßt, daß die Schlacht bei Mykale etwas später geschlagen wurde. In der Tat kann die Schlacht bei Mykale nicht später als etwa zehn Tage nach der bei Platää stattgefunden haben, weil man auf der Flotte bis zum letzten Augenblicke um den Ausgang des Kampfes in Hellas besorgt war (Hdt. IX, 101). Die Flotte wird natürlich rasch von dem Siege benachrichtigt worden sein, und diese Nachricht mußte in zehn Tagen reichlich zur Stelle sein."

Damals, als die Abgesandten der Samier in Delos erschienen, war die Lage der Dinge folgende: Zur See war ein völliger Stillstand der Operationen eingetreten. Die griechische Flotte wagte sich nicht über Delos hinaus, die persische nicht über Samos. Herodot sagt selbst VIII, 132: „Die Furcht schützte alles, was zwischen beiden in der Mitte lag". Ein persisches Landheer von sechzigtausend Mann lagerte in der unteren Mäanderebene nach dem Vorgebirge Mykale zu. Die Befehlshaber des Landheeres und der Flotte hatten den Auftrag, Jonien zu bewachen. Dazu war die Stellung bei Mykale-Samos wegen seiner zentralen Lage vortrefflich gewählt. Die übrigen Truppen standen mit Xerxes in Sardes.

Bezeichnend für den Umschwung der Verhältnisse war es, daß man persischerseits mit der Möglichkeit eines Aufstandes

der Jonier rechnen zu müssen glaubte, ferner, daß sich die Perser seit dem Tage von Salamis den Eidgenossen zur See nicht mehr gewachsen fühlten und sich demnach auf die Defensive beschränkten. Große Hoffnungen setzten sie dagegen auf Mardonius (VIII, 130).

Wie richtig das Urteil der Perser wenigstens über Jonien war, beweist das Auftreten der Samier bei Leotychides. Für den, der die Freiheitsbestrebungen der Griechen nachempfinden kann, ist es wohltuend, zu sehen, wie die kleinasiatischen Griechen von der großen Bewegung mitgerissen werden und im rechten Augenblick nicht versagen. Ja, daß sie ohne besondere Aufforderung des Mutterlandes aus eigenem Antrieb den Stammesgenossen die Hand reichen, läßt ihr Verhalten doppelt rühmlich erscheinen.

Die Vorgänge auf Chios (VIII, 132) können dem Tyrannen von Samos nicht unbekannt geblieben sein und werden ihn zur äußersten Vorsicht und Strenge bewogen haben. Daß die Freiheitsapostel trotzdem unbemerkt (IX, 90) den Weg zu den westländischen Griechen fanden, zeugt von ihrer Behutsamkeit einerseits, andererseits von ihrer Furchtlosigkeit und ihrem Opfermut. Die grausame Bestrafung, die ihrer im Betretungsfalle harrte, verhehlten sie sich jedenfalls nicht. K. 90.

Von Persönlichkeiten stehen besonders zwei im Mittelpunkt des Interesses. Der heißblütige und redegewandte Samier Hegesistratus und der mehr besonnene und ruhig überlegende, wenn auch kühn vorwärtsstrebende Peloponnesier Leotychides. Trotz großer Verschiedenheit der näheren Umstände erinnert die Situation in der Hauptsache an die Verhandlungen zwischen Aristagoras und Kleomenes im fünften Buch.[7] Bei dem teilnehmenden Beobachter ruft es ein freudiges Gefühl hervor, daß in dem gegenwärtigen Schauspiel die Absichten der Jonier von vornherein mehr Aussicht auf Verwirklichung haben.

Abweichend von seiner sonstigen Gewohnheit gibt Herodot die Rede des Gesandtschaftsführers nicht dem Wortlaut, sondern nur dem Inhalt nach. Aber auch so lernen wir nur einen Teil der geltend gemachten Gesichtspunkte kennen. Denn wenn Herodot sagt, „Hegesistratus sprach vieles und mancherlei“, so

---

[7] Vgl. S. 10.

kann das von ihm in Kap. 90 Mitgeteilte unmöglich der ganze Inhalt sein. Offenbar sind also nur die wichtigsten Gedanken herausgegriffen. Auch von einer planmäßigen Gliederung und Verknüpfung nach dem Wert der angeführten Gründe, wie sie doch in der Rede selbst unzweifelhaft gewesen sein muß, ist abgesehen. Nichtsdestoweniger liegt eine beachtenswerte Eigentümlichkeit dieser Rede doch auf der Oberfläche. Sie besteht in dem unverkennbaren Bestreben des Sprechers, die Erfüllung seiner Bitte für alle denkbaren Fälle möglichst angezeigt erscheinen zu lassen. Für alle Eventualitäten weiß er Auskunft, Beruhigung, Sicherstellung und einen Weg, der nach seiner Meinung zum Ziele führen muß. Besonders wirksam auf die Erregung des Willens muß es gewesen sein, daß Hegesistratus betont, das bloße Erscheinen der griechischen Flotte werde genügen, um den Abfall der Jonier und die Flucht oder Ergebung der Perser herbeizuführen, einer eigentlichen Tat bedürfe es nicht. Ebenso verlockend ist die Hervorhebung der Gunst des Augenblicks: „einen zweiten Fang derart könnten sie nicht machen". Auch die Gemeinsamkeit der Interessen auf religiösem Gebiet läßt er nicht unberührt, und gerade die religiöse Auffassung spielt in diesem heiligen Kriege eine Hauptrolle. Ebenso klug ist es von Hegesistratus, daß er mit dem Urteil über die geringe Leistungsfähigkeit der persischen Flotte nicht zurückhält; denn eine gewisse Besorgnis der Hellenen wegen des numerischen Übergewichts der Perser, die Hegesistratus nicht mit Unrecht voraussetzen zu müssen glaubt, wird dadurch beseitigt. Dieses Urteil über die persische Flotte stimmt nun freilich mit früheren Angaben nicht überein, ist aber unzweifelhaft richtig; denn das Verhalten der persischen Admirale bestätigt es. Wenn in den vorhergehenden Jahren die persischen Schiffe an Schnelligkeit und Manövrierfähigkeit den griechischen überlegen waren (VIII, 10), so muß sich in der kurzen Zeit eine wesentliche Veränderung vollzogen haben. Die kühnsten und geschultesten Seesoldaten der großen Armada waren wohl umgekommen und hatten noch keinen gleichwertigen Ersatz gefunden. Außerdem waren die phönizischen Schiffe, die über eine besser geübte und zahlreichere Bedienung verfügten, überhaupt nicht mehr anwesend (IX, 96). Man hatte sie nach Hause geschickt, jedenfalls um sie zu retten.

Das schließlich erfolgende Anerbieten, mit dem eigenen Leib für die Aufrichtigkeit der Gesinnung und die Wahrheit der Mit-

teilungen einstehen zu wollen, mußte erst recht vertrauenerweckend erscheinen.

Die beiden folgenden Kapitel (91 und 92) belehren uns über die Wirkung, die Hegesistratus' Bemühungen gehabt haben; zugleich sind sie sehr bemerkenswert für die Denkweise der Griechen überhaupt und des Herodot im besonderen. Nach menschlicher Berechnung hält Leotychides den Vorschlag des Hegesistratus für annehmbar und den Erfolg für nicht unwahrscheinlich. Er verspürt jedenfalls die größte Geneigtheit, darauf einzugehen, besonders da die Bitten der Samier immer dringender und stürmischer werden (91). Aber er ist sich der Wichtigkeit des Schrittes, den er tun soll, und der großen Verantwortlichkeit bewußt, und noch fehlt der Nachweis des „Gott will es". Da fragt er nach dem Namen des Samiers, und erst in der günstigen Vorbedeutung, die in dem Namen „Heerführer" liegt, sieht er die nötige Gewähr für das Einverständnis und den Beistand der Himmlischen. (Auch den Römern galten ein oder einige Worte, im entscheidenden Augenblick ohne Absicht gesprochen und gehört, für den Ausdruck göttlichen Willens und entschieden oft in den wichtigsten Staatsfragen. Das berühmte „Statue signum, signifer, hic manebimus optime" bei Livius V, 55 ist geradezu von welthistorischer Bedeutung. Oder wagt jemand zu behaupten, die Weltgeschichte würde unstreitig denselben Verlauf genommen haben, auch wenn die Römer nach Veii ausgewandert wären?)

K. 91 u. 92.

In einer Zwischenbemerkung erklärender Art, aus der übrigens hervorzugehen scheint, daß den Herodot gerade dieser Teil der ganzen Verhandlung mit Genugtuung erfüllt, nimmt der Schriftsteller zur Sache Stellung, indem er die Frage aufwirft, sie aber unentschieden läßt, ob Leotychides wohl in überlegter und bewußter Absicht den Samier nach seinem Namen gefragt habe, oder aber rein unwillkürlich mehr aus einer instinktartigen göttlichen Anregung heraus. Die Entscheidung in letzterem Sinne mag wohl dem frommen Sinn Herodots näher gelegen haben.

Daß übrigens Leotychides selbst auf dieser Stufe der Verhandlung noch nicht einmal den Namen des Fremden weiß, entspricht ganz griechischer Sitte und hat für den Schüler nichts Befremdendes, der aus Homer (zuerst Od. I, 170) weiß, wie spät erst das „Τίς, πόθεν εἰς ἀνδρῶν;" und die Vorstellung erfolgte.

Wie bei Homer die Gastfreundschaft in ihrer göttlichen Verpflichtung und Reinheit erhaben ist über Namen und Person des Ankömmlings, so nimmt hier das sachliche Interesse die Aufmerksamkeit dermaßen in Anspruch, daß das persönliche erst ganz zuletzt zur Geltung kommt.

Kap. 92 für sich betrachtet, stellt das einstweilen vorliegende politische Ergebnis der Verhandlung fest. Es besteht in der förmlichen Aufnahme von Samos in die griechische Eidgenossenschaft. Damit war der erste Schritt zur Zusammenfassung der Kräfte und Einigung der griechischen Inseln und Küstenstädte zum Zwecke der Abwehr der Perser und der dauernden Sicherstellung des griechischen Meeres getan.

K. 96 u. 97. Die Bedeutung der beiden Kapitel 96 und 97 besteht darin, daß sie uns Aufklärung geben über die Aufgabe, welche der persischen Flotte und dem Landheer im Sommer und Herbst 479 gestellt war, ferner darin, daß sie uns ein Bild entwerfen von den Bewegungen der Perser und der Stellung, die sie schließlich bei Mykale einnahmen, außerdem aber auch noch darin, daß sie uns in die im persischen Hauptquartier herrschende Stimmung Einblick gewähren. Die Kraftprobe bei Salamis hatte ihre Wirkung getan. An die Stelle der Vermessenheit, der Siegesgewißheit, des Pochens auf die Zahl der Streitkräfte war Verzagtheit und Kleinmut getreten. Dies beweist die Tatsache, daß die an Zahl weit überlegene persische Flotte sich in den Schutz des Landheeres begibt.

K. 98. Kap. 98 steht in einer Hinsicht in engster Beziehung zu Kap. 90. Denn was Hegesistratus in Aussicht gestellt hatte, finden die Griechen bestätigt. Diese Wahrnehmung muß unfehlbar ihr Vertrauen zur Sache, ihren Eifer und ihre Kampfeslust erhöht haben. Doch wird diese Empfindung in unmittelbarer Folge von einem anderen Gefühl abgelöst; es ist ein gewisser Unmut, der aus der Besorgnis erwächst, die Gelegenheit, den guten Fang zu machen, sei nunmehr für immer vorüber. Die Folge davon ist Verlegenheit, welcher erst der Kriegsrat durch einen mannhaften Entschluß ein Ende macht. Noch aber ist dieser häufige Stimmungswechsel nicht beendigt; denn den wahren Stand der Dinge, dessen Kenntnisnahme die größte Überraschung bringen sollte, erfahren die Griechen erst bei weiterer Annäherung an die Küste.

Einen eigenartigen Vorgang beschreibt der zweite Teil des

Kapitels 98. Leotychides fordert die Jonier zum Abfall auf. Die Stimmung der Perser, die ohnedies zu wünschen übrig läßt, soll durch die Erregung von Mißtrauen gegen die Jonier noch mehr gedrückt, die Tatkraft, die bereits gelitten, durch die Angst vor einer feindlichen Macht, die in ihrem eigenen Lager wirkt, noch mehr gelähmt werden. Der Gedanke ist nicht neu. Schon VIII, 22 versucht der erfindungsreiche Themistokles dessen Verwirklichung und zwar unter weit schwierigeren Verhältnissen. Die Feinheit des Kunstgriffes besteht darin, daß die Kundgebung, die hier mündlich, dort schriftlich ergangen ist, ihre Wirkung in keinem Falle verfehlt, selbst wenn sie an diejenige Adresse nicht gelangt, an welche sie zunächst gerichtet ist.

Wie schlau und trefflich die Griechen gedacht und gehandelt haben, geht aus den in Kap. 99 erzählten Gegenmaßregeln der Perser hervor. Die Samier und Milesier werden möglichst unschädlich gemacht. Am meisten verdächtig sind die Samier. Und was sie in diesen Verdacht gebracht hat, war eine edle Tat. Es handelt sich um einen an ihren Stammesgenossen, die sich in persischer Gefangenschaft und mithin in schwerer Not und Herzenspein befanden, vollzogenen Akt der Nächstenliebe und Mildtätigkeit.

K. 99.

Wie köstlich mag wohl für die Samier das Gefühl innerer Befriedigung und Genugtuung darüber gewesen sein, daß sie diese Gelegenheit, sich treu und hilfbereit zu erweisen, nicht unbenutzt hatten vorübergehen lassen! Ohne Menschenfurcht und kleinliche Rücksichten hatten sie gehandelt, wie das Herz es ihnen eingab.

Auch hier wieder muß sich der Schüler in den Seelenzustand anderer zu versetzen suchen. Denn gerade z. B. das Nachempfinden seelischen Vergnügens infolge einer aus eigenem Antrieb vollbrachten edlen Tat wirkt außerordentlich bildend und erziehend. Zur lebhaften Vergegenwärtigung einer Situation genügt nicht die Kenntnisnahme der äußeren Maßregeln und Veranstaltungen, sondern ebenso erforderlich ist die Erforschung und Beobachtung der jeweilig obwaltenden Stimmungen bei den handelnden Personen und die Fähigkeit, sich mitfühlend in dieselben versetzen zu können. Unsere Beschäftigung mit den Taten der Vergangenheit ist doch nur ein geistiger Verkehr mit den Menschen, die sie ausgeführt haben. Und „wir können mit denen, die vor uns gelebt

haben, nur dadurch umgehen, daß wir, was uns von ihrem Leben erzählt wird, mit ihnen nachzuleben suchen, und daß wir uns hineindenken und hineinfühlen in die schriftlichen Äußerungen ihrer Gedanken, Gefühle und in die künstlerischen Werke, die sie uns hinterlassen haben."[8]

K. 100 u. 101. Die beiden Kapitel 100 und 101 bilden ein Ganzes für sich, insofern sie beide zusammen ihrem wesentlichen Inhalt nach uns nicht nur ein deutliches Bild entwerfen von der Stimmung, die im griechischen Lager vor der Schlacht geherrscht hat, sondern auch einen eigentümlichen Umschlag der Stimmung schildern, der sich im Zeitpunkt des griechischen Aufmarsches vollzogen hat.

Die ganze seitherige Darstellung Herodots legt die Vermutung nahe, daß die der Flotte zugeteilten Griechen ihrer Aufgabe ein sehr abgestuftes Wohlwollen entgegenbringen. Es ist doch im höchsten Grade auffallend, daß im Verlauf unserer Expedition bis hierher der athenische Strateg so ganz hinter dem spartanischen zurücktrat. Alle entscheidenden Entschlüsse und Bewegungen knüpfen sich an den Namen Leotychides, der als kühner und unternehmender Anführer geschildert wird. Er gibt die Entscheidung im Kriegsrat auf Delos, er schließt das Bündnis mit Samos, er geht der persischen Flotte nach, so unaufhaltsam und nachdrücklich, daß sie es vorzieht, sich aufs Festland zu retten, er fordert die Jonier zum Abfall auf, er plant den Angriff auf die stark verschanzten Perser. Der Grund hierfür wird wohl der sein, daß die Athener bei dem ganzen Unternehmen nach Osten nur mit halbem Herzen sind, weil Mardonius noch in Böotien steht. Die Spartaner dagegen fühlen sich aus naheliegenden Gründen nicht so unmittelbar bedroht. Die Sorge um die Brüder in der Heimat, der Gedanke, ob und wie der Würfel in Böotien gefallen sei, liegt drückend auf den Gemütern der leidgeprüften Söhne Griechenlands und bewirkt, daß die Gefühle nichts weniger als ungeteilt sind. Namentlich mögen wohl die Athener bei allem Verständnis für ihre augenblicklichen Pflichten unter dieser quälenden Sorge gelitten haben. Als nun endlich gute Nachricht über die Lage der Dinge in Böotien angeblich eintrifft, da wird das Gemüt der Krieger frei, die Stimmung geschlossen, und ohne irgend welche innere Störung können sie sich der Lösung ihrer Aufgabe hingeben. Der Umschlag ist merkwürdig und von der günstigsten Wirkung begleitet.

[8] Kern, Grundriß der Pädagogik, 3. Aufl. S. 40.

Herodot nimmt deswegen auch zweimal Veranlassung, diese Wandlung festzustellen (Kap. 100 und 101). Erst die Gewißheit, über den Verlauf des böotischen Krieges beruhigt sein zu können, macht den Hellenen das Herz leicht und läßt auch den Siegespreis, der in dem bevorstehenden Kampf winkt (101: die Inseln und der Hellespont bildeten diesen), in ihren Augen zur rechten Geltung kommen.

Wie aber kam die Nachricht vom Siege bei Platää an Joniens Strand, fand doch die Schlacht in Böotien angeblich am Vormittag desselben Tages statt?

Die Art und Weise, wie sich Herodot mit dieser Frage abfindet, ist sehr bezeichnend für seine Anschauungen über das Verhältnis der Gottheit zu den Menschen und deren Tun und Lassen. Er teilt einfach mit, das ersehnte Gerücht sei auf einmal dagewesen. Zu seiner Bestätigung habe man einen Heroldsstab auf dem feuchten Küstensande liegen sehen. Wie ein Lauffeuer habe es sich durch die Reihen der griechischen Streiter verbreitet, überallhin freudige Aufregung und Zuversicht tragend. Die göttliche Einwirkung auf das Tun der Menschen offenbare sich eben durch gar mancherlei Zeichen. Hier nimmt er also in seinem frommen Sinne unmittelbares Eingreifen der Götter an, die dem Laufe der Völkergeschichte nach sittlichem Ermessen eine bestimmte Gestaltung geben wollen.

Es ist erbaulich für das jugendliche Gemüt, auch an dieser Stelle wieder die Äußerung einer religiös-sittlichen Auffassung von starkem Bildungsgehalt wahrzunehmen, wenn auch die Veranlassung dazu, wie sie der Schriftsteller annimmt, uns nicht die richtige zu sein scheint. An dem Auftreten des Gerüchtes selbst zweifeln wir nämlich nicht, nur ist es anders zu erklären. Entweder „hat der kühne und verwegene König in der Stunde der Entscheidung die wunderbare Nachricht von dem Siege in Böotien und das Götterzeichen, das ihn den angreifenden Mannschaften bestätigen sollte, fingiert, wie so oft ähnliche kühne Fiktionen den Gang der Schlachten im entscheidenden Augenblick wesentlich bestimmt haben, oder, wofür es ja auch nicht an Analogien fehlt, die Nachricht von der Schlacht und dem Götterzeichen ist in der Aufregung der herannahenden Entscheidung gleichsam spontan unter den Truppen entstanden“.[9]

[9] Vgl. Nitzsch: Über Herodots Quellen für die Geschichte der Perserkriege, im Rhein. Mus. 27 (1872), S. 264.

K. 102 bis 104. Die Kap. 102—104 handeln erst von der eigentlichen Schlacht. Im Gegensatz zu fast allen anderen Schlachtenberichten Herodots zeichnet sich diese Darstellung dadurch aus, daß wir uns mit dem Gebotenen ein vollständig klares Bild über den Verlauf des ganzen Waffenganges wenigstens in seinen Hauptzügen machen können.

Zunächst bedürfen die örtlichen Verhältnisse und die Aufstellung der beiderseitigen Streitkräfte einer kurzen Klarlegung. Der ganze Vorgang spielte sich an der Südseite des Vorgebirges ab. Der Gaison, ein Küstenbach, an den sich das stark verschanzte Schiffslager der Perser wie an einen natürlichen Schutzgraben anlehnte, floß von Osten nach Westen. An seiner Mündung wird der Ort Skolopoeis zu suchen sein. In der Nähe des Gießbaches dürfen wir auch das Heiligtum der eleusinischen Demeter suchen.

Das Landheer der Perser stand zur Deckung des Schiffslagers an der Küste und erwartete an dieser Stelle den Angriff. Die Griechen landeten aber mehr östlich vom feindlichen Lager. Ebenso muß von dieser Richtung her, von Osten, der Anmarsch und Angriff der Hellenen erfolgt sein. Auch dies ersieht man teils direkt, teils indirekt aus den Angaben Herodots. Denn die Athener mit ihren Kontingenten, etwa die Hälfte des ganzen Heeres, marschierten längs der Küste und über ebenes Land (102). Wenn man dies festhält und außerdem bedenkt, daß die Athener — und es ist kein hinreichender Grund vorhanden, dies irgendwie zu bezweifeln — wie gewöhnlich den linken Flügel führten und die Lakedämonier den rechten, so ergibt sich mit Notwendigkeit, daß die Hellenen beim Angriff von Osten herkamen. Den Aufbau dieses Schlusses lasse man die Schüler unter entsprechender Anleitung selbst finden und bilden. Auch hier ist unser Schriftsteller mit seinen topographischen Angaben wieder recht karg. Er verfährt, wie so oft, comme si son lecteur ou son auditeur connaissait d'avance la place (Amédée Hauvette, Hérodote, Paris, Hachette, 1894, S. 505).

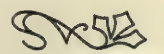
Um zu verstehen, wie sich die Schlacht entwickelt hat, muß man in Betracht ziehen, daß es von vornherein in der Absicht der Griechen lag, den Feind auch von der Seite, an dessen linkem Flügel, zu fassen. Somit hatten die Lakedämonier, die den rechten Flügel führten, im Gegensatz zu den Athenern nicht nur einen weiteren Weg zurückzulegen, sondern sie hatten auch mit bedeutenden Terrainschwierigkeiten zu kämpfen. Dieser Umstand erklärt ihr spätes Eingreifen in die Schlacht.

Wenn wir die bis Kap. 102 mitgeteilten Vorgänge als Vorspiel betrachten, so gliedert sich der Verlauf der Haupthandlung selbst in folgende Teile: 1. Getrennter, wiewohl in der Richtung nicht verschiedener Vormarsch der beiden Flügel. 2. Der linke Flügel eröffnet den Kampf gegen das persische Landheer. 3. Die angreifenden Hellenen werden von einem Pfeilregen der durch die Schildschutzwehr gedeckten Perser überschüttet. 4. Die Athener durchbrechen und nehmen die Schutzwehr; trotzdem halten sich die Perser noch. 5. Schließlich fliehen sie in die Verschanzung. 6. Die Athener und Genossen dringen gleichzeitig mit den fliehenden Persern in die Verschanzung ein. 7. Standhafte, erbitterte Gegenwehr der Perser in der Verschanzung, alle anderen Barbaren fliehen. 8. Eingreifen des griechischen rechten Flügels und Vollendung des Sieges. 9. Nebenher geht die Mitwirkung der Jonier, und zwar schon ziemlich früh vollzieht sich der Abfall der Samier. 10. Ihr Beispiel ist für alle Jonier das Zeichen zum Angriff auf die Barbaren. 11. Die Milesier bringen den auf der Flucht befindlichen Barbaren große Verluste bei.

Folgende, in mehrfacher Hinsicht interessante Züge, sowie Urteile und Vergleiche, die sich daran knüpfen, wollen wir noch hervorheben. 1. Beim Angriff auf die persische Schutzlinie betätigt sich ein merkwürdiger Ehrgeiz der Athener. Die Ehre des Tages solle ihrem Flügel, nicht den Spartanern zukommen. Dieser Wetteifer an sich ist im höchsten Grad lobenswert, nur ist er sehr nahe verwandt mit Mißgunst und Neid. Mit der späteren Feindschaft zwischen Athen und Sparta ist er demselben Wurzelstock entwachsen. (Das aggressive Vorgehen zweier verbündeten, im Grunde aber auf einander sehr eifersüchtigen führenden Staaten, Athens und Spartas, ergibt eine Beziehung zu der Geschichte Preußens und Österreichs im Jahre 1864.) 2. Die Schlacht bei Mykale stellt der persischen Tapferkeit ein rühmliches Zeugnis aus. Die übrigen Barbaren fliehen, nur die Perser halten stand, trotzdem das Schiffslager von Feinden überflutet ist, und weichen nur der äußersten Bedrängnis. Zwei Oberbefehlshaber fallen. 3. Dementsprechend ist die vorzügliche Haltung der griechischen Eidgenossen noch höher anzuschlagen. Denn sie greifen einen Feind an, der sich im Vorteil der Übermacht und des Geländes befindet. 4. Die Taktik und Bewaffnung der griechischen Hopliten bewährt sich um so besser gegen die persische Infanterie, als sich die Griechen gegen Angriffe der persischen Reiterei hier nicht zu

decken haben. 5. Im Mauerkampf zeigen sich wieder, wie bei Platää, die Athener als Meister. 6. Hier wie bei Platää handelt es sich zunächst um die Erstürmung einer Schildschutzwehr, sodann um die Einnahme einer stark befestigten Verschanzung. (Zur Anstellung von Vergleichen fordert Herodot gewissermaßen selbst auf, vgl. 101 Anf.) 7. Hier wie dort fällt der Oberanführer auf persischer Seite. 8. Bei Platää nehmen die Griechen noch eine Defensivstellung ein, bei Mykale liefern sie die erste Offensivschlacht gegen die Perser. 9. Bei Platää ist die gefürchtete persische Reiterei stark vertreten, bei Mykale gar nicht. 10. Hier wie dort kämpfen die Perser im Nahkampfe mit Vorliebe rottenweise. 11. Lehrreich ist die Schlacht bei Mykale auch insofern, als sie die Macht des Beispiels beleuchtet. Alle Jonier haben das brennende Verlangen, von den Persern abzufallen. Den Mut dazu bekommen sie aber erst, als die Samier den Anfang gemacht haben.

Nicht aber in der Kenntnisnahme der äußeren Vorgänge, wie sie uns im Verlaufe dieses Kampfes entgegengetreten, liegt der Bildungswert, sondern in den geschichtlichen Ideen, die hier Gestalt gewinnen, und in den geschichtlichen Wahrheiten, die zur Anschauung kommen. Denn was dem Auftreten der Griechen im Freiheitskampf Halt und Kraft, Mut und Stärke in reichem Maße verliehen hat, es war weiter nichts als die Begeisterung für Recht und Freiheit, Religion und Vaterland, Eigenart und höhere Kultur. Davon verspürten die despotisch regierten Barbaren nicht das geringste. Unter gewissen Umständen, wie den hier obwaltenden, ist ganz richtig, was Fichte meint, wenn er sagt: „Notwendig siegt die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist.“





Rückblick.

Überschauen wir noch einmal den langen Weg, der uns über ein weites Feld weltgeschichtlicher Ereignisse und hochbedeutsamer Kulturbilder aller Art geführt hat, so müssen wir uns zu der Überzeugung bekennen, daß die zurückgelegte Wanderung genußreich im edelsten und gehaltvollsten Sinne des Wortes gewesen ist. Nicht immer geht es auf anmutigen und lieblichen Pfaden vorwärts, deren unmittelbare Umgebung für Auge und Herz wohltuend ist, auch kann man nicht immer auf stolzen Höhen verweilen, welche die Möglichkeit eines ausgiebigen Fernblickes bieten, zur orientierenden Umschau ebenso geeignet sind, wie sie zur Gewinnung eines Gesamteindruckes einladen und die bewundernde Teilnahme des Beschauers aufs höchste steigern, nein, auch weniger reizende Landstraßen müssen zurückgelegt werden, weil sie die Verbindung zwischen besuchenswerten Punkten herstellen. Das angedeutete Bild malen wir noch weiter aus durch den Hinweis auf die zahlreichen Seitenwege, die zu ebenso vielen lehrreichen Abschweifungen von der Hauptrichtung führen.

Ohne große Mühe und beharrliche, zur Einsetzung der ganzen Kraft zwingende Arbeit geht es bei dieser Wanderung, die sich nicht mit oberflächlichem Anschauen begnügt, sondern die geistige Schätze heben will, freilich nicht ab. Ein dauernder Gewinn für die Schärfung des Verstandes, für die Veredelung des Gemütes, für die Bildung des Geschmackes, für die Erziehung des Willens und die Bereicherung des Wissens soll das Endziel sein. Aber alle Mühen und Anstrengungen, welche die Lektüre verursacht, werden wenigstens bei dem geistig und sittlich gesunden Schüler reichlich aufgewogen durch den Genuß, der sich ihm fortwährend darbietet. In harmonischster Weise entsprechen sich hier Arbeit und Gewinn, Mühe und Genuß. „Nicht erspart werden soll Anstrengung und Arbeit,

denn nur durch sie erstarken die geistigen Sehnen; aber es soll ihr die freudige, empfängliche Stimmung zur Begleiterin gegeben werden, die sich einstellt, wenn der Gegenstand der Arbeit für den Zögling Wert und Bedeutung hat." (Willmann.)

Für die Erweckung des Interesses, das allein nur bereitwillige Tätigkeit bei den Schülern erzeugt und verbürgt, ist die Herodotlektüre in hohem Grade geeignet. Schon deswegen ist Herodot ein didaktisch äußerst wertvoller Schriftsteller. Und zwar haben unsere Betrachtungen wohl dargetan, daß die Herodotlektüre reichen Stoff bietet zur Pflege des Interesses in den verschiedenartigsten Formen, mag auch Stärke und Umfang im einzelnen ungleich sein.

Vor allem steht Herodot da als der ehrfurchtgebietende Typus, d. h. als das mit allen eigentümlichen Merkmalen ausgeprägte Bild einer bestimmten Gattung der Weltliteratur. In diesem Sinne hat ihm die gesamte Nachwelt den Ehrennamen „Vater der Geschichte" gegeben, und er trägt ihn mit vollem Recht. Für den reiferen Schüler wird es eine besondere Lust sein, den liebenswürdigen, mit sittlicher Reinheit und Vornehmheit alles und jedes auffassenden Erzähler mit anderen Geschichtsschreibern und Geschichtsforschern, die er in dem Schulunterricht oder in der Privatlektüre kennen lernen wird, zu vergleichen und die Unterschiede festzustellen.

Mag er auch früher oder später herausfinden, daß Herodot, besonders als Forscher und Kritiker mit unseren modernen den Vergleich nicht aushält, so wird die Erinnerung an ihn doch stets von dem Gefühl weihevoller Pietät getragen sein, und dies um so mehr, als er gerade das, was ihm bei Herodot einen so köstlichen und unauslöschlichen Eindruck gemacht hat, bei den anderen gar nicht, oder nicht in dem Maße findet. Dahin gehört die plastische Anschaulichkeit der Darstellung, ferner die aus einer abgeklärten und leidenschaftslosen Gesinnung hervorgehende Gemessenheit und Gehaltenheit im Urteil, sein merkwürdiges Interesse für alles und jedes im Bereiche der Natur, der Kunst und des menschlichen Lebens im besonderen, sein frommer und gottesfürchtiger Sinn, die behagliche und fröhliche Redelust eines Weitgereisten, die Fülle und Mannigfaltigkeit des Gebotenen und die dadurch bedingte reiche Abwechselung, ein uns angenehm berührender Anschlag von Wärme und Anmut, die den Autor liebenswürdig er-

scheinen läßt und uns den Wunsch nahelegt, diesen Mann persönlich gekannt zu haben.

Also schon nach der ganz allgemeinen Forderung hin, daß der Schulschriftsteller einen echten Typus seiner literarischen Gattung darstelle, gebührt Herodot seine Stellung im Unterricht. Wie nimmt aber erst die Bedeutsamkeit des Stoffes das Interesse in Anspruch! Handelt es sich doch um den Freiheitskampf eines kleinen, hochgebildeten Volkes gegen einen wegen seiner materiellen Mittel übermächtigen, barbarischen Gegner. Nach menschlicher Berechnung mußten die Griechen unterliegen. Wohl jeder Freiheitskampf wird der herzlichen Teilnahme der Jugend sicher sein, besonders der Jugend des deutschen Volkes, dem ebenfalls einmal der Kampf um seine Unabhängigkeit beschieden war.

Durch die ganze Weltgeschichte bis auf den heutigen Tag zieht sich der Gegensatz zwischen Asien und Europa, zwischen Orient und Occident, d. h. zwischen Despotismus und Freiheit. „Die Vorgänge, die Herodot erzählt, haben heute noch, nach mehr als zweitausend Jahren, für uns ein gewissermaßen persönliches Interesse, unsere eigene Sache, die Sache der Freiheit, ist damals ausgefochten worden." Der Hinweis darauf, daß die Perserkriege ein wichtiger Abschnitt in diesem ewigen Kampfe sind, daß auch sie in hervorragendem Maße an der heute noch nicht gelösten orientalischen Frage mitgearbeitet haben, gibt dem spekulativen Interesse, d. h. dem begrifflichen Verständnis, dem wissenschaftlichen Sinn einen mächtigen Ansporn, der Ergründung des großen Zusammenhanges nachzugehen, die Handlungen der beteiligten Personen nach Ursache und Wirkung, nach Grund und Folge, Zweck und Mittel zu beobachten, die Fülle der Ereignisse und die Mannigfaltigkeit der eigenartigen Zustände zu bestimmten Einheiten zusammenzustellen.

Auch für das empirische Interesse, d. h. für die Wißbegierde, ist die Herodotlektüre außerordentlich fruchtbar und nutzbringend. Und wie kann es auch anders sein bei einem so viel- und weitgereisten Mann, der über eine umfassende Welterfahrung und Menschenkenntnis verfügt! In der Darstellung der Perserkriege handelt es sich um denjenigen Abschnitt aus der griechischen Geschichte, welcher der gehaltvollste, beziehungsreichste und ruhmvollste ist. Hier und sonst bietet sich eine reiche Fülle wissenswerter Dinge aus den verschiedensten Gebieten der

Kenntnisnahme der Schüler dar. Natur und Kultur, Völker- und Länderkunde, Kriegswissenschaft, Staatswesen, Volkswirtschaft, Kunst, Religion, Mythologie, gesellschaftliches Leben in ihren vielverzweigten Beziehungen kommen hier in Betracht; sie bringen eine Masse Einzelheiten, die in begrifflich scharf geschiedene Gruppen ein- und unterzuordnen sind; sie vermitteln die Gewinnung neuer und gehaltvoller Anschauungen und Vorstellungen, deren Wert durch ihr Fortbestehen in unserer modernen Bildung bezeugt wird.

Nicht minder kommt die persönliche Teilnahme, das sympathetische Interesse, zu seinem Recht. Dafür sind die Menschen, die auftreten, in hohem Maße lebenswahr und lebenswarm. Viele sind Helden; der eine erregt unsere Bewunderung als Genie durch seine Taten und Erfolge, der andere als Charakter durch opferwilliges Dulden und Leiden. Zahlreich sind die Männer, die durch ihre Bürgertugenden vorbildlich und mustergültig sind. Es wird nicht lange dauern, und die Schüler fühlen sich — jeder nach seinem Geschmack — zu der einen oder anderen der auftretenden Persönlichkeiten in ein geistiges Umgangsverhältnis versetzt, in dem sie gerne verweilen, weil sie das Bedürfnis haben, mit gemütvoller Teilnahme alle Lebensäußerungen ihres Lieblings zu verfolgen und in sich mitzuerleben.

Dieser Vorgang in der Seele des jungen Mannes übt aber auf die Ausbildung des Willens eine vorzügliche Wirkung aus; es wird nämlich in ihm der Vorsatz reifen, in ähnlicher Lage ein gleiches Maß von Tüchtigkeit, d. h. Selbstbeherrschung an den Tag zu legen. Die Erziehung des Willens aber ist das beste Mittel zur Erzielung der Charakterstärke; Novalis sagt mit Recht, daß ein Charakter ein vollkommen gebildeter Wille ist.

Andererseits ist aber auch das Studium verwerflicher Charaktere nicht unlohnend. Die Betrachtung bedauerlicher Verblendung mit ihren unausbleiblichen schlimmen Folgen kann ebenfalls durch die abschreckende Wirkung für die Erziehung recht wertvoll sein.

Und nun gar das sittlich-religiöse Interesse! Welche Bereicherung wird erst ihm zuteil! Vor allem war Herodot selbst ein tiefreligiöser Mann. Der Glaube an eine sittliche Weltordnung stand bei dieser reichbegabten und edelsinnigen Natur felsen-

fest, er ist der gute Geist, der über dem mannigfaltigen und umfangreichen Stoff des vielgegliederten, aber einheitlichen Werkes schwebt und der den besseren Teil unseres Wesens mächtig anzieht. Sein sittlicher Lebensernst macht unseren Schriftsteller berufen, Geschichte zu lehren hauptsächlich in dem Sinne, daß er die Menschen ermahnt, in der Weltgeschichte das Wirken einer göttlichen Kraft anzuerkennen, die den Urheber von Unrecht und Gewalttätigkeit unter allen Umständen zur Rechenschaft zieht. Die ganze Geschichte ist nach seiner Ansicht das Ergebnis einer göttlichen Weltordnung, welche die Geschicke der Völker leitet. Unverwüstlich war sein Glaube an eine göttlich geordnete Menschheitsgemeinschaft, fest sein Vertrauen in die unveränderliche Gültigkeit eines inneren Sittengesetzes. Deswegen zieht sich auch durch das ganze Geschichtswerk Herodots das Bestreben, in dem Leben der Völker, wie der einzelnen Menschen das göttliche Walten nachzuweisen und die Weltgeschichte als einen Ausfluß des göttlichen Geistes in seiner Allmacht und Gerechtigkeit darzustellen. Der Mensch in seiner beschränkten Sphäre steht in einem ganz bestimmten Abhängigkeitsverhältnis zur Gottheit. Die Erkenntnis der Hinfälligkeit alles Irdischen ist Hauptgegenstand menschlicher Weisheit. Wohl dem, der diese Einfalt der Gesinnung besitzt. Wer in verblendeter Selbstüberhebung die der menschlichen Kraft und dem menschlichen Glück gesetzte Schranke überschreiten will, der erlebt früher oder später bittere Enttäuschung. Aber dem frischen Wagemut kraftvoller Besonnenheit steht die Welt mit ihren unzähligen Zielen offen.

Abgesehen von dieser didaktisch wertvollen Weltanschauung ist das herodotische Geschichtswerk besonders in seinen eingeflochtenen Reden und Gesprächen eine wahre Fundgrube für goldene Sprüche der Lebensweisheit und praktischen Philosophie. Sie machen um so mehr Eindruck, als sie uns zum größten Teil im Zusammenhang der Darstellung nach ihrem inneren Wert in angewandter Form als erprobt und bewährt vorgeführt werden.

Die Lektüre von Herodots Darstellung des griechischen Freiheitskampfes versetzt uns in eine ungemein stürmische, tief bewegte, wild aufgeregte Zeit. Die gebildete Welt zitterte vor der drohenden Gefahr der Vernichtung, die Erde dröhnte von dem Anmarsch barbarischer Scharen. Das war keine Zeit für ein

selbstzufriedenes, zurückgezogenes, individuelles Stilleben, nein, an alle trat die unabweisbare Forderung heran, sich als Glied eines großen Ganzen zu fühlen, das Stellung nehmen muß zu der Sache, welche die Welt beschäftigt, und Opfer bringen muß für den Staat und das gemeinsame Volkstum.

Die sittlichen Forderungen des Gemeinschaftslebens, die sich niemals entschiedener geltend machen als in der Zeit schwerer gemeinsamer Not, zeitigten auch in den Perserkriegen auf griechischer Seite köstliche Früchte der Vaterlandsliebe und jeglicher Art von Opferwilligkeit, auf die jedes Zeitalter und jedes Volk mit Recht stolz sein dürfte. Es unterliegt mithin keinem Zweifel, daß die Herodotlektüre auch nach dieser Seite hin, nämlich in bezug auf Befriedigung des sozialen Interesses, allen billigen Anforderungen genügt.

Kein Wunder also, daß selbst die Modernsten[1] unter den Modernen es mit Herodot so gern zu tun haben, und daß einer der geistreichsten Beurteiler alter und neuer Philosophie, Theodor Gomperz[2], ihn den Schöpfer des vollendetsten historischen Kunstwerkes nennt, das menschliche Herzen entzücken wird, solange solche auf Erden schlagen. Und wenn er meint, es sei ein hoher Genuß, aus diesem köstlichen Quell mehr als einen erfrischenden Labetrunk zu tun, so gilt dies für die studierende Jugend erst recht.

Wenn auch zugestanden werden muß, daß die Lektüre Herodots das menschliche Herz nicht mit der unwiderstehlichen, geradezu zauberischen Kraft packt, wie etwa der zweite Teil der Odyssee, einer Dichtung, die es eben nur einmal gibt in der Literatur der Zeiten und Völker, so können wir doch soviel als Ergebnis getrost feststellen, daß der alte Herodot auch heute noch, gerade bei unseren gesteigerten Kulturverhältnissen, ein in hohem Maße geeigneter, kraftvoller Schulschriftsteller ist.

---

[1] Sogar in der Frauenliteratur unserer Tage wird Herodot mit den höchsten Lobsprüchen gefeiert. Vgl. u. a. „Die Gesundheit im Haus" von Frau H. B. Lehmann, Dr. med., S. 132 ff.

[2] Theodor Gomperz, Griechische Denker, eine Geschichte der antiken Philosophie, S. 208.



